

saarbrücker hefte

Sommer 2000,
DM 14,50

83 *Die saarländische
Zeitschrift für Kultur
und Gesellschaft*

Effektivitätsnachweis:

Vermarktung der Industriekultur

Moralverschleiß:

Zur Geschichte der Kollektiv-
schuldneurose

Gunstbeweis:

Erfolgsrezept Saarlandwelle

Querverweis:

Die Saarbrücker Zeitung in den
Stasi-Akten

Bildbeweis:

Kaiserliche Lebensspuren
in Schloß Dagstuhl

Platzverweis:

Innenansicht der Sommer Szene

weitere Themen:

Aufkauf einer Emigrantenz Zeitung

Kultfigur Anne Frank

Kunstgeschäfte Luxemburger

Banken

Leben im Orchestergraben

Aufarbeitung regionaler Musik-
geschichte

Das unrühmliche Ende der
Perspectives

Galerie:

Photographien von Monika Zorn

Rezensionen zu:

Ulrike Kolb, Wolfgang Stauch,

Andreas Dury, einem Faust-Comic,

einem Band über Kußverwandt-

schaften und einer Lektion in

Sachen 48er-Revolution



saarbrücker hefte Nr. 83, Sommer 2000

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Redaktion:

Bernhard Dahm, Achim Huber, Uwe Loebens (v.i.S.d.P.), Dietmar Schmitz,
Volker Simshäuser, Herbert Temmes, Herbert Wender, Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, **neu: Telephon / Fax: 06 81 / 58 54 18**

Postadresse:

neu: Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Verlag:

**neu: Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken,
Telephon: 06 81 / 4 16 33 94, Fax: -95, e-mail: pfau-verlag@t-online.de**

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Nördlingen

Layout:

Uwe Loebens

Verkaufspreis:

Einzelheft 14,50 DM (Doppelheft 18,- DM)

Jahres-Abo 22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Margot Behr, Angela Fitz, Stefan Fricke, Christian Frobenius, Harald Glaser,
Hans Horch, Nike Keisinger, Fabian Lemmes, Uwe Loebens, Hanno Loewy, Heinz Mudrich,
Toni Prinz, Sven Rech, Anke Schaefer-Schwarz, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes,
Wiebke Trapp, Reinhard Wilhelm

Photos:

Anne Frank Haus, Thierry Faber, Fotohaus Lohrig Wadern, Harald Glaser,
Institut Théodore Gouvy Hombourg-Haut, Kultur direkt, Brigitte Pougeoise,
Saarländischer Rundfunk, Monika Zorn

Graphiken im Text:

Volker Lehnert

Titelabbildung:

Volker Lehnert, Stadt im Meer

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir der Landeshauptstadt Saarbrücken
und unseren Werbepartnern.

saarbrücker
hefte

Sommer 2000

83 *Die saarländische
Zeitschrift für Kultur
und Gesellschaft*

Editorial	3
<hr/>	
Geschichte und Gegenwart	
<i>Herbert Temmes</i>	
„Westland“. Nationalsozialisten kaufen eine Emigrantenzeitung	4
<i>Hans Horch</i>	
Totaler Krieg, nationale Schuld und Kollektivschuldneurose	13
<i>Hanno Loewy</i>	
Das gerettete Kind. Die Universalisierung der Anne Frank	31
<hr/>	
Denkmalpflege	
<i>Harald Glaser</i>	
Industriegeschichte und Tourismus	43
<hr/>	
Deutsch/Deutsch	
<i>Heinz Mudrich</i>	
„Stefan H. findet das sehr liebenswürdig“	59
<hr/>	
Medien	
<i>Wiebke Trapp</i>	
Heimat als Erfolgsrezept. 20 Jahre Saarlandwelle	64
<hr/>	
Galerie	
<i>Monika Zorn</i>	
Photographien	66
<hr/>	
Regionalgeschichte	
<i>Sven Rech</i>	
Die ruhelosen Bilder von Schloß Dagstuhl. Eine Gespenstergeschichte	71
<hr/>	
Fenster nach Luxemburg	
<i>Anke Schaefer-Schwarz</i>	
In Luxemburg sind nicht nur die Anlagen schön. Banken und die Kunst	78
<hr/>	
Theater	
<i>Interview mit „Kultur direkt“</i>	
Für's Straßentheater noch am Krückstock unterwegs?	83
<i>Sven Rech</i>	
Mein kleines Festival-Tagebuch. Perspectives ohne Fluchtpunkt	91
<hr/>	
Musik	
<i>Reinhard Wilhelm</i>	
Musik ohne Grenzen. Orchester in Saar-Lor-Lux	95
<i>Gesprächsrunde</i>	
Wer küßt Dornröschen wach? Regionale Musikgeschichte hierzulande	101
<hr/>	
Rezensionen	
<i>Dietmar Schmitz</i>	
Ihr habt über alles immerzu und ohne Ende geredet. / Ulrike Kolb	110
<i>Toni Prinz</i>	
Vielfalt mit Höhen und Tiefen. / „Kähne, Kohle, Kußverwandtschaft“	111
<i>Angela Fitz</i>	
Das Ende ist noch immer nicht das Ende. / Wolfgang Stauch	113
<i>Margot Behr</i>	
„Die Welt beginnt, wo der Sinn aufhört.“ / Andreas Dury	114
<i>Christian Frobenius</i>	
Von Scheiße befreit. – Brauchen wir den „Faust“ als Comic? / Flix	115
<i>Fabian Lemmes</i>	
Grabesstille herrschte nicht / Sammelband 48er-Revolution im Saarland	117
<hr/>	
Leserbrief	119
<hr/>	
Autorinnen und Autoren / Vorschau	121
<hr/>	

Überrascht? Entsetzt? Begeistert? – Wie auch immer, es ist soweit. Sie, liebe Leserin, lieber Leser, halten die *neuen* Saarbrücker Hefte in der Hand. Diesmal sogar die ganz neuen ... Weil es für uns nicht einfach war, mehr als nur die nächste Nummer der Zeitschrift zu produzieren, sondern wieder einmal etwas Neues auf die Beine zu stellen, erlauben Sie uns zunächst einen Blick auf einige äußere Veränderungen.

Das behutsam modernisierte Layout zielt nicht zwanghaft darauf, neue Marktsegmente zu erobern, breitere Leserschichten zu erschließen, ein attraktiveres Werbeumfeld zu schaffen (... natürlich wollen wir das auch). Aber nach gut zehn Jahren, die *diese* Saarbrücker Hefte inzwischen erscheinen, möchten wir Sie – als langjährige oder gelegentliche LeserInnen – und ebenso uns selbst daran erinnern, daß gerade im anachronistischen Gewerbe des Kulturzeitschriftenmachens ab und an Veränderungen nötig sind, um dem Stillstand, der bei derlei Projekten nicht Rückschritt, sondern Ende bedeutet, ein Schnippchen zu schlagen. Angenehm gestaltet und lesefreundlich soll das neue Layout sein, an dem künftig – Marktforschung müssen wir ex post betreiben – noch die eine oder andere Verbesserung vorzunehmen sein mag. Der Untertitel der Zeitschrift hebt nun explizit hervor, was wir immer schon gemacht haben, aber außerhalb der Landeshauptstadt wohl zu wenig bemerkt wurde: Die Hefte verstehen sich als Saarbrücker Kulturzeitschrift, die Lesenswertes für das ganze Saarland bieten.

Mit dem Erscheinen dieser Nummer findet auch ein Verlagswechsel statt. Wir bedanken uns beim Gollenstein Verlag, Blieskastel, und der Bliesdruckerei für die gute Zusammenarbeit in den letzten vier Jahren. Ab sofort übernimmt der Saarbrücker Pfau-Verlag unseren Vertrieb. Ein erstes Produkt der neuen Kooperation ist ein vollständiges Register der Hefte von 1989 bis 1999, das den Abonnenten unserer Zeitschrift bereits zugesandt wurde. Das Register ist auch weiterhin beim Pfau-Verlag erhältlich.

Im Innern des Heftes, bei den Themen dieser Ausgabe, werden Sie vielleicht nicht allzu viele Neuerungen bemerken. Eine Veränderung ist hervorzuheben: Nach langer Diskussion darüber, ob regelmäßig ein Schwerpunktthema – das bisweilen mehr als die Hälfte des Heftumfangs ausmachte – geboten werden kann, muß die Redaktion gegenwärtig festhalten, daß sie dies nicht kann, jedenfalls nicht immer. Soviel vom Markt bekommen aber auch wir noch mit, um zu wissen, daß Öffentlichkeit und regionale Medien einzelne Nummern weitgehend über diese Schwerpunkte wahrnehmen. Saarbrücker Hefte auch einmal ohne Schwerpunktthema, die wegen guter Beiträge trotzdem Beachtung finden – daran arbeiten wir gerade.

Keinen Schwerpunkt, auch wenn es so aussehen könnte, bilden die unter „Geschichte und Gegenwart“ versammelten Artikel, die dieses Heft eröffnen. Gleichwohl empfehlen wir sie Ihrer besonderen Aufmerksamkeit. Hans Horch knüpft hier nochmals an die Debatte um die Wehrmachtsausstellung an, zu der schon Heft 81 zahlreiche Beiträge lieferte. Ausgehend vom Forschungsstand unternimmt er den Versuch herauszuarbeiten, warum die Weigerung, die verbrecherischen Zielsetzungen von Deutschlands Totalem Krieg gegen die Sowjetunion zur Kenntnis zu nehmen, bis heute die Formen bestimmt, in denen sich Verdrängung von Schuld und neurotische Abwehr vermeintlicher Schuldvorwürfe äußern – und begegnen.

In seinem Beitrag zur Industriekultur setzt sich Harald Glaser mit dem Spannungsverhältnis auseinander, das zwischen den Erfordernissen des Denkmalschutzes für Zeugnisse der Industriegeschichte und Ambitionen zu deren touristischer Vermarktung besteht. Seinen Überlegungen ist in der aktuellen Debatte um die Nutzung der Völklinger Hütte ernsthafte Beachtung zu wünschen. Dafür, daß die Beschäftigung mit Regionalgeschichte auch in vergnüglich-literarischer Form möglich ist, bietet Sven Rechs Essay, in der ursprünglichen Fassung für den Rundfunk produziert, ein bemerkenswertes Beispiel. Schließlich finden Sie auch in diesem Heft die bewährten Rubriken, Berichte und Interviews zur regionalen Kultur und Rezensionen – zu Büchern, die es lohnen.

Die Redaktion

PS: In Heft 82 wurde im Haiku von Hans Arnfrid Astel aufgrund eines redaktionellen Versehens ein Wort vergessen, wodurch das Silbenmaß des Dreizeilers verletzt wurde. Der Haiku lautet richtig:
Trink deinen Rotwein, / halt's Maul, fahr in den Urlaub, / mach was Sinnvolles.
Wir bitten um Nachsicht.

Westland

Nationalsozialisten kaufen eine Emigrantenzeitung

Von Herbert Temmes

Wer die Literatur zum Exil kennt, weiß um die Forschungslücken, sobald der Fokus nicht mehr auf die erste Garde der deutschen Politik und Literatur gerichtet wird. Unterhalb der imaginären Grenzlinie der Repräsentanten des literarischen wie politischen Deutschlands wird die Daten- wie Informationslage dürftig. *Westland* ist ein symptomatisches Beispiel hierfür. Die Affaire um den Kauf der Zeitung durch die Nationalsozialisten fand zwar als Randnotiz und Skandalon vielfach Eingang in die historische, publizistische wie neuphilologische Forschungsliteratur, ohne jedoch vollständig durchleuchtet zu werden.¹

Zum Schutze des Deutschen Volkes

Adolf Hitler wird am 30. Januar 1933 von Reichspräsident Hindenburg zum Reichskanzler ernannt. Bereits am 1. Februar erwirkt Hitler die Auflösung des Reichstags, um mit Hilfe von Neuwahlen seine Position zu verabsolutieren. Mit der „Verordnung zum Schutze des deutschen Volkes“ vom 4. Februar wird der Terror legitimiert. Das Räderwerk von Gewalt und Unterdrückung der politischen Feinde beginnt zu rollen. In seiner Rede vom 20. Februar vor führenden Industriellen spricht Hitler offen seine Vorgehensweise aus: „Wir müssen in Preußen noch 10, im Reich noch 33 Mandate erringen. Das ist, wenn wir alle Kräfte einsetzen, nicht unmöglich. Dann beginnt erst die zweite Aktion gegen den Kommunismus. Wir stehen jetzt vor der letzten Wahl. Die mag ausfallen, wie sie will, einen Rückfall gibt es jetzt nicht mehr, auch wenn die kommende Wahl keine

Entscheidung bringt. So oder so, wenn die Wahl nicht entscheidet, muß die Entscheidung eben auf einem anderem Weg fallen [...]“² Die angekündigte Entscheidung läßt nicht lange auf sich warten. Nach dem Reichstagsbrand vom 27. Februar, den die Nationalsozialisten den Kommunisten anlasten, ergeht Tags darauf die „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat“, die dem nationalsozialistischen Terror alle Möglichkeiten eröffnet: Die kommunistische Reichstagsfraktion wird, soweit ihre Mitglieder nicht fliehen können, in „Schutzhaft“ genommen, die kommunistische wie – zeitweilig – die sozialdemokratische Presse wird verboten, bis sie später gleichgeschaltet wird.

Düsseldorfer Anfänge

In der *Düsseldorfer Lokal-Zeitung (DLZ)*³ vom Samstag, dem 4. Februar 1933, ist zur „Machtergreifung“ Hitlers zu lesen: „Das Schicksal der deutschen Republik hat sich am Montag erfüllt. Sie war von Stufe zu Stufe in den Abgrund geglitten – vom kleineren bis zum immer größeren Übel – und ist endlich beim großen Übel angelangt. Die Talfahrt hatte zuletzt ein überraschendes Tempo angenommen, da der Bremsklotz Schleicher,⁴ auf den so viele Hoffnungen gesetzt wurden, vollkommen versagte. Nicht zum wenigsten diesem Umstand verdankt der deutsche Faschismus seinen leichten und unblutigen Sieg.“⁵ Dieser Schwanengesang auf die Weimarer Republik stammt aus der Feder von Dr. Siegfried Thalheimer, seit 1928 der Herausgeber und Chefredakteur der *DLZ*. Die *Düsseldorfer nationalsozialistische Presse* macht Thalheimer wenig später zum Objekt rassistischer Diffamierungen: Unter dem Titel „Talmud und Thalheimer“ wirft ihm die Volksparole „widerliche Pornographie“ und „satanischen Christenhass“ vor. Daraufhin kommt es zu Anfeindungen und Pöbeleien gegen Thalheimer und Ausschreitungen vor dessen Wohnung.

¹ *Das Fragmentarische dieser Arbeit wird eingeräumt, sie versteht sich als Anstoß für die Erforschung eines Aspektes der hiesigen Geschichte, der trotz der mittlerweile umfangreicheren Literatur zu Exil und Emigration noch immer einer vertieften Aufarbeitung in der regionalgeschichtlichen, publizistischen bzw. germanistischen Forschung harret.*

² *IMG (Intern. Militärgerichtshof)*, Bd. XXXV, S. 42 ff.

³ *Die Wochenzeitung war 1906 von Isaac (Julius) Thalheimer (1869-1931) gegründet worden und blieb bis zur erzwungenen Emigration Siegfried Thalheimers (1899-1988) 1933 im Familienbesitz. Siegfried Thalheimer studierte Geschichte, Romanistik und Philosophie in Würzburg, Heidelberg und Bonn. In Bonn promovierte Thalheimer mit dem Thema „Das erste deutsche Flottengesetz“. Mit Deutscher Reichsanzeiger und Preußischer Staatsanzeiger Nr. 282 vom 3.12.1936 wurde Thalheimer neben 92 anderen Exilanten ausgebürgert. 1937 wurde ihm per Ministererlaß der Dokortitel aberkannt.*

⁴ *General von Schleicher war vom 2. Dezember 1932 bis zum 28. Januar 1933 Reichskanzler. Seine Versuche zur Spaltung der NSDAP mißlangten. Schleicher wird am 30. Juni 1934 während der sog. „Röhm-Revolution“ ermordet.*

⁵ *DLZ vom 4. Februar 1933.*

Emigration und Saarpresse

Siegfried Thalheimer verläßt Düsseldorf noch im März 1933, da weder er noch seine Familie sicher sind. Die *DLZ* geht in den Besitz ihrer vormaligen Düsseldorfer Druckerei über. Thalheimer verliert ein Jahr später, im Herbst 1934, mit der Begründung nichtgezahlter Reichsfluchtsteuer seinen Besitz in seiner Geburtsstadt. Das Schicksal Thalheimers wie der *DLZ* ist symptomatisch für die Anfänge der

setzungen durch aufklärerische Zeitungsartikel ein. Andere, wie Hanns Eisler z.B. sind auf Tournee oder halten, wie Erich Weinert, Lesungen ab.

Auf Seiten von Sozialdemokraten und Kommunisten folgt man 1933 noch der politischen Linie, bei der für 1935 anstehenden Saarabstimmung zugunsten Deutschlands zu votieren. Dies speist sich aus der Hoffnung, die Nationalsozialisten hielten sich im Reich nicht lange an der Macht. Erst im Verlauf des Jahres 1934 gibt es bei Sozialdemokraten und Kommunisten

Titel der ersten Westland-Ausgabe vom 11.11.1933



nationalsozialistischen Herrschaft: Die Ausschaltung ihrer Gegner durch Terror und Diffamierung und in vielen anderen Fällen durch Inhaftierung, Folterung und Mord. Bereits im März 1933 haben die Nationalsozialisten allein in Preußen rund 100 000 politische Gegner verhaftet. Die Emigrationswellen erreichen ihre Höhepunkte mit der jeweils neuen Steigerung der Repressionen, so daß im Rückblick festgestellt werden kann: „Im Herbst 1933 war der literarisch-publizistische Exodus größtenteils abgeschlossen.“⁶ Bevorzugte Ziele der Emigranten sind die Tschechoslowakei, die Benelux-Länder, für die Kommunisten die Sowjetunion und Frankreich als das klassische Exilland für Deutsche. Während weit über 35 000 Emigranten über das Saargebiet nach Frankreich weiterreisen, halten sich an der Saar zwischen 1933 und 1935 etwa 5 bis 6 000 Exilierte auf. Die Emigranten werden in dem sich anbahnenden Abstimmungskampf in unterschiedlichem Maß aktiv: Viele der dezidierten politischen Gegner des neuen Regimes schalten sich direkt in die politischen Auseinander-

eine Annäherung der gemeinsamen antifaschistischen und antinationalsozialistischen Standpunkte hinsichtlich des Status quo.

In dem sich anbahnenden Abstimmungskampf sind die Sozialdemokraten mit ihren Zeitungen *Volksstimme* und *Deutsche Freiheit*, die Kommunisten mit der Mitte Februar 1934 gegründeten *Deutschen Volks-Zeitung*⁸ und eine Gruppe konservativ-klerikaler Hitler-Gegner mit der *Neuen Saarpost*⁹ vertreten. Die Saarbrücker *Landeszeitung* ist seit Oktober 1934 Organ der nationalsozialistischen Deutschen Front, ebenfalls nationalistisch bis nationalsozialistisch orientiert sind das *Saarbrücker Abendblatt* und die *Saarbrücker Zeitung*.

Neubeginn

Bis heute sind die letzten Geheimnisse um Gründung, Eigentumsverhältnisse sowie die „Affaire“ um den Verkauf von *Westland* nicht vollständig aufgeklärt. Fest steht, daß *Westland* erstmals am 11. November 1933 als „Unabhängi-

6 Erwin Rotermund: Deutsche Literatur im Exil 1933-1945. In: Victor Zmegac, Geschichte der deutschen Literatur. Bd. III 1918-1980, S. 186.

7 Die Deutsche Freiheit erschien erstmals am 21. Juni 1933. Chefredakteur war der ehemalige Reichsinnenminister Wilhelm Sollmann.

8 Die Redaktion der Deutschen Volks-Zeitung übernahmen Paul Dietrich und Lex Breuer. Wichtige Mitarbeiter waren u.a. Theodor Balk, Wilhelm Pieck, Gustav Regler.

9 Chefredakteur der Neuen Saarpost war Johannes Hoffmann, der von der Saarbrücker Landeszeitung gewechselt war. Die Auflage betrug etwa 8 000 bis 9 000 Exemplare.

ge Deutsche Wochenzeitung“ im Westland-Verlag G.m.b.H. erscheint und in der sozialdemokratischen Druckerei der *Volksstimme* hergestellt wird. Für den Inhalt der ersten wie aller folgenden Nummern zeichnet offiziell der gebürtige Saarbrücker Peter August Stern verantwortlich. Weitere Mitglieder der Redaktion sind Siegfried Thal-

auf 13 300 Stück, und das Blatt gerät als Exponent der Emigrantenszene und wegen seiner scharfen Angriffe auf das Hitler-Regime immer mehr ins Blickfeld seiner Feinde. Karl Bartz, ein Vertrauter des Gauleiters Bürckel, anerkennt *Westland* „jenen Stil, den früher die Weltbühne schätzte“ und findet die Wochenzeitung „wegen des Inhalts seiner Beiträge, seiner Verbreitung im Auslande und seiner Schreibweise gefährlich.“¹² Ausschlaggebend für den Erfolg ist das hohe Niveau der Wochenzeitung, deren Publikum sich überwiegend aus bürgerlich-intellektuellen Kreisen rekrutiert.

Politisch-ideologisch besetzt *Westland* die Position, die neben der sozialdemokratischen und kommunistisch orientierten Presse für die liberalen Bürgerlichen besteht. Im Tenor der von Thalheimer verantworteten Artikel schlägt sich seine bildungsbürgerlich-konservative Haltung nieder. In „Europäische Kultureinheit“ vom 2. Dezember 1933 schreibt er: „Der stärkere und echtere Widerstand gegen den Nationalsozialismus kommt aus konservativem Geiste. Er besitzt die geistigen und moralischen Reserven, die zum Kampfe befähigen [...] Nur Menschen, denen Athen, Rom und Jerusalem mehr bedeuten als Flecken auf der Landkarte, wissen, daß sie für den wertvollsten Teil ihres Daseins kämpfen müssen.“ Wie wenig Recht Thalheimer mit dieser Einschätzung der Konservativen wie auch der Bürgerlichen und seinem hinter „Athen, Rom und Jerusalem“ stehenden Appell an christlich-humanistische Werte hatte, ist heute hinreichend bekannt. In „Die deutschen Juden“ vom 23. Dezember 1933 findet sich eine frühe Artikulation der Folgen der nationalsozialistischen Barbarei und ein besonderer Scharfsinn für den technokratischen Zug des Regimes: „Der Nationalsozialismus machte die deutschen Juden, eine halbe Million Menschen auf dem höchsten Stand der Kultur, zu Parias. [...] Er schuf die Fiktion von der reinen Rasse, erklärte das jüdische Blut infam [...] Der Nationalsozialismus hatte

10 *Biographische Details über Dr. Ernst Meyer, die auch die lückenhafte und teilweise wohl unrichtige Darstellung im Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933 ergänzen bzw. korrigieren, sind bei Otmar Jung (s.Literatur) nachzulesen.*

11 *Der Darstellung von Mallmann/Paul steht der Beitrag von Ingo Piel in puncto der Initiative für Westland konträr gegenüber. Während Mallmann das Ehepaar Stern als die treibenden Akteure der Gründung präsentiert, ist dies bei Piel einzig und allein Thalheimer. In einer noch nicht öffentlich auswertbaren Quelle des Instituts für Zeitgeschichte (IfZ) in München wird Stern bezeichnet als „de facto aber der unbedeutendste in der Redaktion.“ Das von H.-W. Herrmann vorgelegte Dokument zeugt eher für die Ansichten Piels.*

12 *Karl Bartz: Weltgeschichte an der Saar. Neustadt a.d.Hdt. 1935, S. 61.*

Ist es an der Zeit!

Dem folgenden Artikel aus dem „Nachrichtenblatt der Synagogengemeinde des Kreises Saarbrücken“ vom 20. Oktober geben wir Raum, weil er von doku-mentarischem Wert ist.

Jawohl, es ist an der Zeit, offen auszusprechen, daß die Woge des Juden Hasses auch im Saargebiet alle Dämme überflutet. Nihtis bleibt uns erspart, nicht der Terror, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Verfehlung und nicht — sprechen wir es mit aller Bitterkeit aus! — das Gefühl weitgehender Schlußlosigkeit. Aufgepeitschte Leidenschaft schreckt nicht zurück vor körperlicher Bedrohung. Durch persönliche Verunglimpfung, spekuliert antisemitische Zeitungspropaganda auf die niedrigsten Instinkte. Offener oder versteckter Boykott bedroht viele Existenzen. Zwar hat sich an der Rechtslage der Juden im Saargebiet nichts geändert, und die geltenden Gesetze hätten, rechtzeitig und mit Nachdruck angewandt, viele Auswüchse verhindern können. Vieles ist nicht wieder getzuzumachen, aber noch scheint es möglich, Schlimmstes zu verhüten, doch nur, wenn wir der künftigen Entwicklung nüchtern ins Auge sehen. Wer noch in dieser Stunde ab einer Vogel-Sträuß-Politik Genüge findet, darf sich nicht wundern, von kommenden Ereignissen überrascht und von einer maßlosen Judenfeindschaft überrannt zu werden.

Aus der ersten Ausgabe der *Westland* vom 11.11.1933

heimer als Leitartikler, Fritz Heymann, verantwortlich für das Feuilleton, Norbert Mühlen für das Ressort Weltpolitik und Wirtschaft, und als zweiter Saarländer Ernst Meyer¹⁰. Ständige Rubriken der Wochenzeitung sind „Für und wider“, „Hier regiert der Völkerbund“, „Stimmen des Auslands“, „Handelsblatt“ und die Glosse „Die Woche“.

Das Recht zur Gründung einer Zeitung haben im Saargebiet nur die Abstimmungsberechtigten, d.h. gebürtige Saarländer, auch wenn diese bereits lange außerhalb des Saargebietes wohnen. Emigranten sind hingegen darauf angewiesen, bei den bereits bestehenden Blättern ihre Artikel zu lancieren. Die Finanzierung von *Westland* übernimmt Siegfried Thalheimer durch eine Privateinlage in Höhe von 100 000 Reichsmark; Peter August Stern ist Hauptgesellschafter des Verlages.¹¹ *Westland* steigert die Auflagenhöhe von Sommer bis Herbst 1934 von 7800



Siegfried Thalheimer

wahrlich ganze Arbeit getan, die Verordnungen waren da, unerbittlich, und lückenlos, sie wurden befolgt, sie würden wirken – bis zur endgültigen Vernichtung.“

Westland startet nicht mit einer fulminanten Attacke gegen das Nazi-Regime im Reich, sondern wartet in seiner ersten Nummer vom 11. November 1933 mit Analysen und Hintergrundinformationen auf, entlarvt Hitlers Re-

den als inhaltsleer und dilettantisch, und bringt einen Bericht über die Karriere des späteren Volksgerichtshofvorsitzenden Roland Freisler, der gerade zum preußischen Justizminister berufen worden ist. Im Aufmacher dieser Nummer wird der Bischof der Rheinprovinz und Kölner Probst Heinrich Oberheid angeprangert, der sich von den neuen Herren Deutschlands willig auf den Bischofsstuhl hieven läßt. *Westland* aber holt auch in dieser Ausgabe schon zum Schlag gegen die saarlän-

Der Verrat tanzt den Kehraus!

Überall Lüge und Betrug

Ein Blick hinter die Kulissen des status quo.

Die Wochenschrift „Westland“, die bisher dem intellektuellen Marxismus und der Hetze gegen das nationalsozialistische Deutschland in einer besonders gemeinen Form zur Verfügung stand, erscheint mit dieser Nummer für den Kampf des deutschen Volkes an der Saar.

Den Männern, die diese Zeitung für Deutschland erobert haben, kam es nicht auf die Zeitung, sondern auf die Enthüllung der unglaublichen Mänschenschaften, Betrügereien und der gegenseitigen Verhötzung an, in deren Zeichen die Männer vom status quo miteinander leben. Ein Schritt in das Gebiet der Anhänger des status quo, der Marxisten, der Kommunisten, der Gegner Deutschlands brachte schon die Enthüllung über den geistigen und moralischen Zusammenbruch der Front des status quo.

Wir veröffentlichen in dieser Nummer des „Westland“ eine ausführliche Darstellung von dem Treiben und dem Wesen der Menschen, die sich meist von

Deutschland lat. mit der Preisgabe des „Westland“ durch seine Begründer herausgebrochen. Jeder kann aus der Schilderung, die in dieser Nummer von den Menschen und den Zuständen im Lager des status quo gegeben wird, erkennen, wie gewaltig der Zusammenbruch ist.

Dokumente aus der Geschichte der Geschäftsmacher und der Hetzer werden in dieser Nummer des „Westland“ veröffentlicht. Es werden Beweise dafür gegeben, daß die Anhänger des status quo damit rechnen, von Frankreich Geld erhalten zu können.

Eine Liste der Anhänger des status quo in den kleinen Orten des Saargebiets, die aus dem Koffer unseres Materials herausgenommen wurde, zeigt, welche Preise das Geld für den Kampf gegen Deutschland gegeben haben.

Der Weg, der einige deutsche Männer durch die Geschäftsräume des früheren feindlichen „Westland“ in die Hinterstüben der Front des status quo geführt hat, offenbart auch manches über die Zustände im

Hände hoch!

Die Entscheidung in dem Kampf des deutschen Volksrums an der Saar gegen Fremdherrschaft und Völkerverbund, gegen Marxisten und die Handvoll Menschen, die ihr Deutschtum preisgeben wollen, steht unmittelbar bevor. Noch immer sitzen in gewissen Büros Männer, die glauben, ihrer Berufung in das Saargebiet dadurch gerecht werden zu können, daß sie zwischen Deutschen und Gegnern des Deutschtums im Saargebiet, den Anhängern des status quo unterscheiden, als ob es zwei Parteien hier gäbe. Sie begreifen nicht, daß das deutsche Volk an der Saar sich seit fünfzehn Jahren mit ganzer Kraft dagegen wehrt, unter den Druck und die Vergewaltigung einer fremden Herrschaft zu geraten. Die Zeitungen in Paris, die großen französischen und englischen Nachrichtenbüros und alle Zeitungen der Welt, welche die Lügen von Paris und London abschreiben, halten die unsinnige Meinung aufrecht, als ob es im Saargebiet um einen Abstimmungskampf zwischen zwei Parteien gehe, zwischen den Deutschen und angeblich ehrlichen Gegnern Deutschlands.

dischen Blätter aus, die aus einer nationalistischen oder nationalsozialistischen Haltung für die Angliederung an das Deutsche Reich votieren. Der Artikel über Oberheid brandmarkt die *Saarbrücker Zeitung* als „nationalsozialistische Zeitung“. Daneben wird die politische Lage an der Saar analysiert und die Unrechtsjustiz im Deutschen Reich aufgedeckt. In einer eigenen Rubrik wird den „Stimmen aus dem Ausland“ zu den Ereignissen in Hitler-Deutschland großzügig Platz eingeräumt.

In dem sich verschärfenden Kampf um Status quo oder Wiederanschluß an Hitler-Deutschland richtet *Westland* sein Augenmerk auf die gesamte saarländische Bevölkerung. Eindrucksvoll beschreibt ein ungenannter Redakteur unter dem Titel „Gau unterm Hakenkreuz“ die Situation in dem „Landstrich zwischen Saarlouis und der lothringischen Grenze“. Überherrn heißt es dort, „liegt immerhin in einer zivilisierten Gegend. [...] Niedaltdorf ist weit vom Schuß. Die nächste Busstation ist in Rammelfangen. Das sind 4 1/2 Kilometer, aber bei Regenwetter wird der Lehm Boden glitschig und klebrig und endlos.“ Geschildert werden die Ereignisse in Niedaltdorf als der SWV, i.e. die Status quo-Anhänger, versuchen, eine Versammlung abzuhalten. Die

herbeigeeilten Deutsche Front-Schläger bekunden mit erhobenem rechten Arm den „Deutschen Gruß“ und drohen den vermeintlichen Separatisten mit Repressalien für den „Tag des Sieges“, den 15. Januar 1935.

Untergang

Am 1. Dezember 1934 erscheint eine veränderte *Westland*-Ausgabe mit dem Aufmacher „Der Verrat tanzt den Kehraus! Überall Lüge und Betrug. Ein Blick hinter die Kulissen des status quo.“ Auf der ersten Seite prangt über zwei Spalten hinweg eine abgedruckte „Quittung“ mit der Unterschrift Siegfried Thalheimers. Über die vorherigen Redakteure der Zeitung berichtet der Aufmacher: „Die Wochenzeitung ‚Westland‘, die bisher dem intellektuellen Marxismus und der Hetze gegen das nationalsozialistische Deutschland in einer besonders gemeinen Form zur Verfügung stand, erscheint mit dieser Nummer für den Kampf des deutschen Volkes an der Saar.“ Verantwortlich für die neue Ausgabe von *Westland* zeichnet Richard Adt. Der Druck erfolgt nicht mehr bei der sozialdemokratischen *Volksstimme* sondern in der Druckerei der Gebrüder Hofer.

oben links:

Leitartikel der ersten *Westland*-Ausgabe vom 1.12.34 nach der Übernahme der Zeitung durch die Nationalsozialisten

oben rechts:

Reproduktion der in der *Westland*-Ausgabe vom 1.12.34 abgebildeten Quittung Thalheimers

unten rechts:

Auszug aus dem Artikel „Die Herren von ‚Westland‘ geben sich preis“ der *Westland*-Ausgabe vom 1.12.34

Quittung

Jch bescheinige hiermit, von Herrn E. Weissenberg
 Pariser Kaufvertrag vom 8.11.34.
 200.000.-- ffms. (Zweihunderttausend Franken)
 erhalten zu haben.

Saarbrücken, den 12.11.34.

A. Thalheimer

Am nächsten Tag, am 2. Dezember 1934, erscheint unter dem Titel *Grenzland* in Saarbrücken eine neue Emigrantenzeitung. Die Verantwortlichen sind die bekannten Redakteure der alten *Westland*-Ausgaben. Der Artikel „Der Fall ‚Westland‘“ schildert die abenteuerliche, später von Norbert Mühlen als „Übernahmeaktion im Stile eines Gangsterfilmes“ bezeichnete Transaktion detailliert: Eberhard Weissenberg, ein Pariser Anzeigenvertreter, der die Agence Continentale de Publicité betrieb, fungierte als gutgläubiger Mittels-

mann. Hinter Weissenberg stand als Geldgeber Willy Noll, von reichsdeutschen Stellen wegen Steuerhinterziehung und Schwarzbrennerei gesucht. Daß es überhaupt zu dem Verkauf der Zeitung kommen konnte, lag an der prekären finanziellen Situation

Siegfried Thalheimers wie des Blattes überhaupt, da es den Nationalsozialisten an der Saar gelungen war, gegen alle Emigranten- und Status quo-Zeitungen einen großangelegten Anzeigenboykott durchzusetzen. Das Verlustsaldo betrug laut dem *Grenzland*-Artikel am 1. Oktober 1934, nach einem knappen Jahr ihres Erscheinens also, rund 300 000 Franken. Thalheimer war außerstande, die Zeitung weiter am Leben zu erhalten und suchte schon seit längerem nach neuen Geldgebern.

Der Vertrag zwischen der formellen Inhaberin des Blattes, Alice Thalheimer, und Weissenberg wurde perfekt gemacht, ohne daß die Redaktion etwas davon erfuhr. Die Beweggründe hierfür blieben ungeklärt, Thalheimers Absicht scheint es gewesen zu sein, die Redaktion mit solchen Angelegenheiten weder zu belästigen noch zu verschüchtern. Der Handel war aber schneller publik als es Weissenberg lieb war. Der von ihm mit einer Generalvollmacht ausgestattete Günther Mamlock, Journalist des *Berliner Tageblatt* wie des *Pariser Tageblatt* brüstete sich „vor sämtlichen Saarbrücker Bardamen“ damit, – so jedenfalls die *Baseler National-Zeitung* vom 3. Dezember 1934 – *Westland* außer Gefecht zu setzen. August Stern, der verantwortliche Redakteur und Geschäftsführer von *Westland*, erfuhr davon durch Mamlocks Vermieterin, alarmierte die Redaktion und stellte den in Paris weilenden Thalheimer zur Rede. Dieser, von der Vorgehensweise Weissenbergs entsetzt, machte sich nun sei-

Thalheimer und Genossen

Wir müssen noch einmal zu Thalheimer zurückkehren. In den Verkaufsverhandlungen hat Thalheimer schriftlich versichert, daß er die 200.000 Franken, die er für den Verkauf des „Westlands“ erhalten werde, wieder in den Betrieb hineinstecke, um die Zeitung auszubauen. Wenn heute Thalheimer behauptet, er habe das Geld benutzen wollen, um die riesigen Schulden abzudecken, so ist das eine Lüge. Zweimal hatte Thalheimer die Chance, das „Westland“ gegen Erstattung der 200.000 Franken zurückzukaufen. Dieses Anbieten hat er Dr. Hanau abgelehnt und Weissenberg hat er erklärt, er sei doch nicht verrückt. Bei einer anderen Gelegenheit hat er Koch gebeten, falls die Nazis hinter der Sache ständen, ihn rechtzeitig zu benachrichtigen, damit er mit dem nächsten Zuge abreisen könne. Weiter erklärte er: „Der Skandal ist nicht auszudenken, wenn die Deutsche Front das Material veröffentlicht, was Sie Herr Koch in Händen haben.“

Unter dem Eindruck der Gerüchte und des schon mehrfach genannten Artikels des Nathan lehnte nunmehr der Verlag der Volksstimme den weiteren Druck des „Westland“ ab. Weissenberg, der immer noch ahnungslos war, wollte aber unter allen Umständen das „Westland“ in seinem bisherigen Sinne für den Status quo retten. Er trat sofort in Verhandlung mit Rechtsanwalt Sender und dem Geschäftsführer der Druckerei der Volksstimme, Hoffmann. Beide schenken offenbar den Beteuerungen Weissenbergs Glauben, denn sie waren unter gewissen Bedingungen bereit, das „Westland“ weiter zu drucken. Rechtsanwalt Sender erklärte Weissenberg: „Wenn das wahr ist, daß das „Westland“ an die Nazis verkauft ist, dann bedeutet das die stärkste -

dar
auf
D
la
W
da
w
W
dr
W
P
an
m
ge
ke
de
A
Su
ge

nerseits auf den Weg nach Saarbrücken, um Mamlock bloßzustellen. Die Redaktion stellte die Arbeit an der neuesten Ausgabe ein und wartete erst einmal ab. Noll versicherte gegenüber Thalheimer noch am 18. November 1934 eidesstattlich, daß die Kaufsumme aus Eigenmitteln stamme. In der Nazi-Ausgabe von *Westland*, die eine eigene Darstellung der Ereignisse brachte, hieß Noll Koch. Der Plan der Aufkäufer war, *Westland* bis kurz vor der Abstimmung ohne Änderungen herauszubringen, um dann die Schrifteleitung unter dem Vorwand aufliegen zu lassen, sie hätte von den Franzosen Geld angenommen. Die Hintermänner Nolls/Kochs enttarnten sich selbst: Thalheimer kehrte nach Paris zurück und erfuhr dort von Informanten, daß sich Michael Reinartz, vormals Redakteur der *Bonner Reichszeitung* und Pariser Berichterstatter der *Saarbrücker Landeszeitung*, der *Germania* und des *Westdeutschen Beobachters* prahlte, *Westland* mit Hilfe eines Strohmannes aufgekauft zu haben. Reinartz war zu diesem Zeitpunkt schon ein Vertrauter des Gauleiters Josef Bürckel. Aber noch ein anderer bekundete Siegesgewißheit. Dr. Vogel, der Pariser Leiter des *Deutschen Nachrichten-Büro* (DNB) erklärte offen, mit dem Aufkauf von *Westland* sei die Schlacht um die Saar gewonnen worden.

Ein letzter Anlauf Thalheimers zur Rettung der Zeitung scheiterte. Zwischen Weißenberg, Thalheimer und Stern wurden im Beisein des Saarbrücker Notars Dr. Hanau, der von Weißenberg eingeschaltet worden war, Verhandlungen geführt. Überraschend für alle erklärte sich Weißenberg mit den härtesten Forderungen der Redaktion einverstanden. Der Vertrag wurde aufgesetzt und Weißenberg sagte für den nächsten Tag um die Mittagsstunde zu, den unterschriebenen Vertrag vorbeizubringen. Stern begab sich an die liegengebliebene Arbeit und bereitete die nächste Ausgabe vor. Die Mittagsstunde des nächsten Tages verstrich, ohne daß Weißenberg auftauchte. Thalheimer und Stern war klar, daß

die Sache nun gestorben war. Stern kündigte sofort seinen Posten und die gesamte Redaktion zog mit.

Die Saarbrücker Druckerei der *Volksstimme* weigerte sich, das nun in eine Nazi-Zeitung gewandelte Blatt zu drucken, und so erschien deren erste und einzige Nummer im Saarlouiser Verlag der *Saarzeitung*, die der *Grenzland*-Artikel als nationalsozialistisch einstuft.

Grenzland erschien bis zur Saarabstimmung am 15. Januar 1935 unter der Verantwortung von Ernst Meyer; Chefredakteur war August Stern. Mitarbeiter waren die von *Westland* her bekannten Heymann und Mühlen.

Feindschaften

Siegfried Thalheimer erhielt weder in der Nachfolgezeitschrift *Grenzland*, die von den Redakteuren von *Westland* gegründet wurde, noch sonst die Gelegenheit, zu den Vorwürfen Stellung zu nehmen. In der Zeitschrift *Das Reich*, die unter der Verantwortung von Rudolf Olden und als Folge der Intrige gegen *Westland* entstand, gelang es Thalheimer ebenfalls nicht, seine Rehabilitierung zu betreiben, obwohl er Beiträge für diese Zeitschrift schrieb. In der ersten Nummer von *Das Reich* vom November 1934, also kurz nach Erscheinen der ersten gewandelten *Westland*-Ausgabe, nahm Olden zwar im Sinne Thalheimers Stellung zu den Vorwürfen, aber diese Ausgabe gelangte nur in wenigen Exemplaren auf den Markt. In keiner der insgesamt nur fünf zwischen November 1934 und Januar 1935 erschienenen Ausgaben ist eine Apologie Thalheimers zu finden. Zur Verteidigung Thalheimers fand sich neben Olden auch Peter de Mendelssohn bereit.¹⁵

Literarische Nachwirkungen

Ein bezeichnendes Licht auf die noch immer kaum erforschten Vorgänge

13 *Nach den bereits genannten Dokumenten des IfZ in München kam es zu einem Untersuchungsausschuß bzw. freiwilligen Ehrengericht im Pariser Exil, an dem Helmuth von Gerlach und Georg Bernhard beteiligt gewesen sein sollen, und der mehr dem Versuch gedient haben soll, eine Reinwaschung Thalheimers zu erwirken als zur Aufklärung der Affaire beizutragen.*

14 *Georg K. Glaser, Geheimnis und Gewalt, Frankfurt/M., 1989, S. 236. Den Hinweis verdanke ich Ralph Schock, SR.*

15 *Zu Fritz Heymann siehe die Einleitung in Fritz Heymann: Tod oder Taufe. Hrsg. u. eingel. von Julius H. Schoeps. Frankfurt/M. 1988.*

Quellen:

Westland. Unabhängige deutsche Wochenzeitung. Standort: Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek, Saarbrücken. Erschienen: Jg. 1, 1933, Nr. 1 (11. November) bis Jg. 2, 1934, Nr. 46 (17. November). *Grenzland*. Unabhängiges deutsches Wochenblatt. Standort: Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek, Saarbrücken. Erschienen: Jg. 1, 1934, Nr. 1 (2. Dezember) bis Jg. 2, 1935, Nr. 2 (13. Januar).

Literatur (soweit nicht in Anmerkungen enthalten)

Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Band I Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben. Leitung u. Bearb. W. Röder – H.A. Strauss. Unter Mitwirkung v. D.M. Schneider u. L. Forsyth. München u.a. 1980.

Dokumente zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Rheinland-Pfalz und im Saarland von 1800 bis 1945. *Bd. 6. Hrsg. von der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz i.V. mit dem Landesarchiv Saarbrücken.* Das Schicksal der Juden im Saarland 1920 bis 1945. *Bearbeitet von Hans-Walter Herrmann. Koblenz 1974, hier insbesondere S. 269 und S. 315.*

Helmut Hirsch: Siegfried Thalheimer und die Widerstands-Wochenzeitung Westland. *In: Bilanz Düsseldorf '45. Kultur und Gesellschaft von 1933 bis in die Nachkriegszeit. Hrsg. von G. Cepl-Kaufmann, W. Hartkopf und W. Meiszies unter Mitarbeit v. M. Matzigkeit. Düsseldorf 1992, S. 219-232.*

Ders.: Siegfried Thalheimer und die „Düsseldorfer Lokal-Zeitung“. Eine Emigrations- und Remigrationsstudie. *In: Düsseldorfer Jahrbuch. Beiträge zur Geschichte des Niederrheinlands 63. Bd. Hrsg. v. Düsseldorfer Geschichtsverein. Düsseldorf 1991, S. 167-186.*

Ottmar Jung: Dr. Ernst Meyer (1908-1994). Von der „Grenzland“-Redaktion zum Internationalen Presseinstitut. *In: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend 44 (1996).*

Ursula Langkau-Alex: Deutsche Emigrationspresse. (Auch eine Geschichte des „Ausschusses zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront“ in Paris) *In: International review of social history 15 (1970), S. 167-201.*

Lieselotte Maas: Handbuch der deutschen Exilpresse 1933-1945. *Hrsg. von Eberhard Lämmert. Bd. 2 I-Z. München.*

wirft der Eingang der *Westland*-Affaire in die Literatur. In seinem Exilroman *Exil*, erschienen 1940, verarbeitet Lion Feuchtwanger den Streit um das *Pariser Tageblatt* und die Geschichte um den Aufkauf von *Westland* durch die Nazis, so heißt es in der bekannten Literaturgeschichte von Victor Zmegac. Die neue Ausgabe der Werke Feuchtwangers von 1993 versucht aufzuklären: Der Herausgeber vermutet hinter Feuchtwangers Hinweis auf den *Westland*-Aufkauf ein Ablenkungsmanöver von dem tragenden Motiv von *Exil*. In Paris war es 1936 zu einem ähnlichen Versuch gekommen: Das bürgerlich-liberale *Pariser Tageblatt (PTb)* unter der Leitung von Georg Bernhard erschien seit dem 12. Dezember 1933 in einem großformatigen, sechsspaltigen Layout siebenmal wöchentlich. Verleger war Wladimir Poljakoff. Bernhard bootete 1936 Poljakoff in einer denunziatorischen Art aus, indem er behauptete, Poljakoff habe mit dem Pariser Leiter der Presse- und Propagandaabteilung und dem Sonderbeauftragten für die Überwachung der deutschen Emigration, Dr. Schmolz, Verhandlungen über das *PTb* mit dem Ziel geführt, es zu unterwandern. In der Ausgabe vom 11. Juni 1936 wurden diese Vorwürfe gegen den Verleger Poljakoff offen ausgesprochen. Beinahe die gesamte Redaktion verließ daraufhin das Blatt, um die *Pariser Tageszeitung (PTz)* zu gründen. Diese erschien am 12. Juni 1936 mit dem sechsspaltigen Titel „Einheitsfront gegen den Verrat!“. In dem Artikel „Wir klagen an!“ wurden die Vorwürfe gegen Poljakoff wiederholt. Das *PTb* unter Leitung von Poljakoff mußte sein Erscheinen zwei Tage später einstellen. Mehrere Untersuchungen brachten zum Vorschein, daß Bernhard diesen Coup gegen Poljakoff gut vorbereitet hatte. Die Anschuldigungen erwiesen sich als unhaltbar. Ehrengerichte der Emigranten sprachen Poljakoff von den Vorwürfen der Kooperation mit den Nationalsozialisten frei.

In dem Roman *Geheimnis und Gewalt* von Georg K. Glaser, der bis

zur Neuauflage von 1989 nur in einer stark gekürzten Ausgabe zu haben war, schildert Glaser den Eindruck, den er von den unerschrockenen Zeitungsmachern im Saargebiet hatte, in denen eindeutig die *Westland*-Redakteure zu sehen sind: „Ich versuchte, mir ein Bild ihrer Gedanken zu machen, die sie unbekümmert gegen Freunde und Feinde vertraten, gegen die Volksfront, in der sich Beamte und Buchhalter der Trümmer der Arbeiterbewegung mit Beauftragten der Genossen von weiter und mit Überlebenden des rheinischen Abenteuers von 1923 die Macht teilten, gegen die deutsche Regierung und gegen die Staatsmänner so vieler Länder, die an dem Verkauf der Saar arbeiteten. Sie hatten nichts als ihr Wort, und doch hatte der Feind aufgezuckt: mit Bestechung durch vieles Geld und Schleichhandel übelster Sorte hatte Berlin ihre Zeitung zu zerstören versucht.“¹⁴

Emigrantenschicksale

Mit der Abstimmungsniederlage der Status quo-Anhänger am 15. Januar 1935 hieß es für die zuvor aus dem Reich emigrierten wie für die saarländischen Gegner des Dritten Reichs, das Saargebiet zu verlassen. Bis zum Krieg 1939 gingen viele der politisch aktiven Flüchtlinge auch in Frankreich weiter ihrer journalistischen Profession nach: In Paris erschienen bedeutende Emigrations- und Widerstandszeitungen unterschiedlicher Couleur. Mit Beginn des Krieges änderte sich die Situation schlagartig. Den hier vorgestellten Protagonisten widerfuhr unterschiedliche Schicksale: Siegfried Thalheimer konnte mit einem Notvisum am 27. März 1941 in die USA emigrieren, wo er als Kunsthändler lebte. Er kehrte 1949 nach Deutschland zurück und lebte als freier Schriftsteller und Publizist. Thalheimer verstarb 1988. Sein enger Mitarbeiter aus Düsseldorfer Zeiten, Fritz Heymann¹⁵, ging nach dem Anschluß des Saargebiets an das Dritte Reich 1935 nach Amsterdam,

wo er nach der Besetzung der Niederlande durch die Deutschen im Jahre 1940 untertauchte. Heymann wurde etwa Ende 1942 von der Gestapo gefaßt und nach Auschwitz gebracht. Dort kam er vermutlich 1943 ums Leben.

Peter August Stern war einer der publizistischen Wegbereiter des „Aussschusses zur Vorbereitung einer Deutschen Volksfront“ – auch Lutetia-Komitee – 1935/36 in Paris, arbeitete ab 1938 bei *Radio Strasbourg*, das eine eigene deutschsprachige Emigranten-Abteilung besaß. Nach einer abenteuerlichen Flucht quer durch Frankreich und per Schiff bis nach Marokko



Fritz Heymann

gelangte Stern mit seiner Ehefrau im August 1941 in die USA. Vier Jahre später, im Dezember 1945, kehrte er zurück nach Saarbrücken, wo er der erste Chefredakteur des Senders *Radio Saarbrücken* wurde, jedoch nur für kurze Zeit, denn er verließ wegen

Mißbilligung der französischen Saarpolitik sowohl den Sender als auch Saarbrücken in Richtung München. Dort wurde er Lizenzträger und Chefredakteur des *Münchener Mittag*, des späteren *Münchener Merkur*. Stern starb 1947 im Alter von 40 Jahren an einer neurologischen Erkrankung.

Auch Ernst Meyer kehrte nach Emigration und Krieg wieder ins Saargebiet zurück, wenn auch nur vorübergehend. Zuvor, während des Krieges, war er im französischen Widerstand und später bei de Gaulles FFL-Einheiten (Forces Françaises Libres) Geheimdienstoffizier. Nach Kriegsende war Meyer als Presseoffizier in Wien mit der Herausgabe neuer Zeitungen betraut. An die Saar zurückgekehrt, wur-

de er Schriftleiter der ersten saarländischen Illustrierten: *Tele-Bild mit Radio. Funkillustrierte des Saarlandes* erschien Anfang der 50er Jahre im West-Ost-Verlag in Saarbrücken. *Tele*, wie die Illustrierte kurz genannt wurde, mußte aufgrund der Wiedereingliederung des Saargebietes 1955 ihr Erscheinen einstellen. Meyer beendete seine Pressekarriere als Direktor des Internationalen Presseinstitutes in Zürich, eine Position, die er von 1968 bis 1975 innehatte.

Rückkehr in die Normalität

Nicht jeder Emigrant erfuhr im Exil eine derartige Protektion wie der Repräsentant der Literatur des bürgerlichen Deutschland Thomas Mann. Die Überlebensbedingungen im Exil waren hart, die Möglichkeiten zur Veröffentlichung eher rar und das politische Klima in den Aufnahmeländern von Ressentiments gegen die aus Deutschland Geflüchteten geprägt. Die Nachkriegsjahre brachten vielen zurückkehrenden Exilanten aus Publizistik und Literatur herbe Enttäuschungen. Der Streit zwischen den Vertretern der „Inneren Emigration“ und Thomas Mann machte den in zwölf Jahren entstandenen Graben signifikant. Nachkriegsdeutschland-West wollte schnellstmöglich zur Tagesordnung übergehen und empfand die Remigranten als Verkörperung der eigenen unbewältigten Vergangenheit: der Affirmation des Regimes oder der Undifferenziertheit der eigenen politischen Position. Auch im Saarland war man bestrebt, nach 1955 Normalität herzustellen. Bezeichnend folgt auf Johannes Hoffmann, Ministerpräsident von 1947-55, als Chef der Übergangsregierung Heinrich Welsch, der vormals Leiter der Trierer Gestapo-Stelle und während der Besetzung Frankreichs zeitweilig Staatsanwalt in Metz war.

Klaus-Michael Mallmann/ Gerhard Paul: Das zersplitterte Nein. Saarländer gegen Hitler. Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935-1945. Hrsg. von Hans-Walter Herrmann. Band 1. Bonn 1989, hier insbesondere S. 243-251.

Patrick von zur Mühlen: „Schlagt Hitler an der Saar“ – Abstimmungskampf, Emigration und Widerstand im Saargebiet 1933-35. Bonn 1979.

Ingo Piel: Ein kritischer Kommentar: Siegfried Thalheimer (1899-1981), Journalist und Publizist. In: Aspekte jüdischen Lebens in Düsseldorf und am Niederrhein. Düsseldorf, S. 212-219.

Presse im Exil. Beiträge zur Kommunikationsgeschichte des deutschen Exils 1933-1945. Hrsg. von Hanno Hardt. München u.a. 1979.

Dieter Marc Schneider: Saarpolitik und Exil 1933-1955. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. 25/1970. S. 467-545.

Peter Seibert: „Dann werden das Blatt wir wenden...“ Verbannte Autoren im Kampf um die Saar (1933-1935). In: Exilforschung. Ein Internationales Jahrbuch. Band 1. Stalin und die Intellektuellen und andere Themen. München 1983, S. 177-202.

Totaler Krieg, nationale Schuld und Kollektivschuldneurose

Von Hans Horch

In der Pressemitteilung des Hamburger Instituts für Sozialforschung vom 4. November 1999 hieß es: „Das Hamburger Institut für Sozialforschung und der Verein zur Förderung der Ausstellung ‚Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944‘ haben heute, am 4.11.1999, auf einer Pressekonferenz erklärt, daß die Ausstellung ‚Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944‘ für die Dauer von wenigstens drei Monaten nicht mehr gezeigt wird ... Die Überarbeitung der Ausstellung wird von einem wissenschaftlichen Gremium begleitet.“ Bedeutete das Eingeständnis, daß die Ausstellung aufgrund nachgewiesener Fehler bei der Zuordnung einiger Photographien überarbeitet werden soll, auch die Korrektur ihrer grundlegenden Thesen, wie die erbitterten Gegner der Ausstellung jubelten? Die Saarbrücker Hefte hatten bereits in ihrer Ausgabe Nr. 82 ausführlich die Diskussion in Saarbrücken um die Ausstellung dokumentiert. Im folgenden Beitrag nun geht Hans Horch der Frage nach, warum es bis heute, mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Niederlage des nationalsozialistischen Terrorregimes, nicht gelungen ist, seine historischen Grundbedingungen in ihrem ganzen Ausmaß wahrzunehmen.

Schluß der Debatte

Die öffentliche Auseinandersetzung, die von 1995 bis 1999 aus Anlaß der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ des Hamburger Instituts für Sozialfor-

schung geführt wurde, hat ein abruptes Ende gefunden. Der Schluß der Debatte wurde von denen durchgesetzt, die die Aufdeckung gravierender Mängel in Beschriftung und Zuordnung weniger, aber doch wichtiger Fotos und zudem die – reichlich späte – Bereitschaft des Instituts, Fehler zu korrigieren, dazu ausnutzten, die Ausstellung als Ganzes und mit ihr das Hamburger Institut zu diskreditieren.

Worum ging es? Die sowjetische Geheimpolizei NKWD hatte beim Herannahen der Wehrmacht im Sommer 1941 mehrere Zehntausend politische Häftlinge und politisch Verdächtige sowie mehrere Hundert deutsche Kriegsgefangene erschossen. Die Wehrmacht ließ deren Leichen nach Eroberung der Schauplätze von dort ansässigen Juden exhumieren. Diese wurden von der Wehrmachtspropaganda verantwortlich gemacht für die NKWD-Morde. SS-Einsatzgruppen und ukrainische Nationalisten ermordeten sie und ließen sie in den von ihnen zuvor geräumten Massengräbern verscharren. Die Opfer des NKWD waren von deutschen Soldaten und Propagandaeinheiten fotografiert worden. Deren Fotos sind von den Autoren der Ausstellung irrtümlich für – allem Anschein nach nicht existierende – Bilder der ermordeten Juden gehalten worden¹ – ein Fehler, der den Gegnern der Ausstellung wie gerufen kam.

Der Fall selbst gäbe einiges zu bedenken über die Großverbrechen des 20. Jahrhunderts. Auch über die Grenzen dessen, was das Medium Ausstellung überhaupt vermag, wäre zu diskutieren: Ob es den Anspruch nicht zu hoch zu legen heißt, mit ihm quellenfundierte Argumentationslinien vortragen zu können (ein Anspruch, auf den sich die Ausstellungsauteoren leider eingelassen haben); ob es sich nicht damit bescheiden müsse, gesicherte Erkenntnisse zu illustrieren (wie ich meine); ob es komplexe historische Zusammenhänge darstellen (was ich bezweifle) oder allenfalls zu deren Studium und Diskussion einladen könne. Solche Fragen werden aber übertönt

¹ So Bogdan Musial, Bilder einer Ausstellung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte,

1999, Heft 4, S. 563 ff.

Zum Sachverhalt auch:

Thomas Sandkühler, „Endlösung“ in Galizien. Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz 1941 – 1944, Bonn 1996

und Dieter Pohl,

Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien, München 1996, sowie schon 1981

Krausnick (Anmerkung 35).

durch das von Feinden und Freunden der Ausstellung entfachte Kampfgetöse.

Vergeblich zu betonen, daß Bogdan Musial, der die Verwechslung der Bilder nachgewiesen hat, den verbrecherischen Charakter des Krieges gegen die Sowjetunion nicht bestreitet, vergeblich, die mangelnde Fairness zu beklagen insbesondere jenes Historikers, der selbst Bahnbrechendes zur Erforschung der verbrecherischen Wehrmachtstrategie geleistet hat, aber von der großen Öffentlichkeit unbeachtet blieb². Vergeblich zu polemisieren gegen den Historiker, der zwar zur Erforschung des Nationalsozialismus wenig beigetragen hat, aber dennoch den Titel des Direktors des Instituts für Zeitgeschichte in die Waagschale werfen kann, um in seine Forderung nach wissenschaftlich exakter Quellenkritik vom alten, mittlerweile übergeschnappten Ernst Nolte herstammende, den Stalinismus zur Ursache des Nationalsozialismus ernennende Rechtfertigungskonstrukte einzuweben³. Vergeblich schließlich auch zu beklagen, daß durchaus bedenkenwerte Einwände gegen die Ausstellung⁴ oder gar jene Kritik, der ihre Darstellung des deutschen Besatzungsterrors zu harmlos erscheint⁵, keine Chance mehr haben, aufgegriffen zu werden. Daß die Diskussion so einfach beendet werden konnte, lag mehr noch als an den Schwächen der Ausstellung, den Tricks ihrer Gegner und der Ignoranz der Presse daran, daß es in ihrem Verlauf nicht gelungen war, die öffentlich gehandelten Deutungen von Nationalsozialismus und Krieg in ihren Grundlagen zu verändern. Die öffentliche Auseinandersetzung hatte sich um die von der Geschichtswissenschaft im Prinzip gelöste Frage gedreht, ob und in welchem Ausmaß und auf Grund welcher

„[Die Ausstellung] hat mit der Präsentation bislang unbekannter Fotos und deren Behandlung als historische Quelle statt purer Illustration Neuland betreten. Dabei wurden, wie es üblich ist, die Bildlegenden der jeweiligen Archive übernommen.“
Hamburger Institut für Sozialforschung, Presseerklärung vom 20.10.1999

Motivation die Wehrmacht Verbrechen begangen hatte, und vor allem um die allerdings sehr schwierig zu diskutierende Frage, wie die vielen Millionen Soldaten, die den Krieg der Wehrmacht hatten führen müssen, jeweils individuell zu beurteilen seien. In der Diskussion um die Verbrechen der Wehrmacht und ihrer Soldaten hatte die Beteiligung an der Ermordung der Juden im Zentrum gestanden, was auf der einen Seite denen neu war, die diese bisher der SS allein zugeschrieben hatten, was andererseits aber den Blick weggezogen hatte vom Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen und der nichtjüdischen Bevölkerung unter deutscher Besatzung. So verschwand von der Tagesordnung die zentrale Botschaft der Ausstellung, daß eben nicht, wie aus – allerdings Saarbrücker – Expertenmund noch immer zu hören ist, „Teile der Wehrmacht zu bestimmten Zeiten indirekt oder direkt in Kriegsverbrechen mit hineingezogen worden sind“⁶, sondern daß die Wehrmacht einen in seiner gesamten Anlage von Anfang an verbrecherischen, die massenhafte Vernichtung von Wehrlosen beabsichtigenden Krieg geführt hatte – einen (wenn das Wort hier noch berechtigt ist) Krieg, der noch mehr Wehrlosen den Tod gebracht hatte als die Ermordung der europäischen Juden, und der zudem diese und weitere Massenverbrechen eingeleitet und ermöglicht hat, ja deren Voraussetzung und Grundlage war.

Diese Botschaft ist selbst für den liberalsten Teil der Öffentlichkeit nicht akzeptabel. Denn würde sie angemessen bedacht werden, so erweiterte sie selbst das schmerzlichste derzeit der Öffentlichkeit dargebotene Verständnis der Jahre 1933 bis 1945 und ihrer Vorgeschichte in einer in der Tat kaum noch erträglichen Weise. Im Zentrum des heute möglichen, aber abgewehrten Bildes des nationalsozialistisch regierten Deutschlands stünde nicht mehr allein die wie immer unterstützte oder tolerierte **Ermordung der Juden durch den nationalsozialistischen Ge-**

² Rolf-Dieter Müller, Gegen Kritik immun, in: *Der Spiegel* 23/1999, S. 60 ff., und ders., Die Wehrmacht – Historische Last und Verantwortung. Die Historiographie im Spannungsfeld von Wissenschaft und Vergangenheitsbewältigung, in: ders. und Hans-Erich Volkmann (Hg. im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes), Die Wehrmacht. Mythos und Realität, München 1999, S. 3 ff. In beiden Texten läßt Müller sich zu Rechtfertigungskniffen, insbesondere die Partisanenbekämpfung betreffend, hinreißen. Die Beiträge in dem so eingeleiteten Buch strafen ihn Lügen.

³ Prof. Dr. Horst Möller, Eine Blamage, wahrlich keine Pionierleistung, *FAZ* vom 3.1.2000, S. 8.

⁴ So das Gespräch, das Ulrich Raulff mit J.P. Reemtsma führte, *FAZ* vom 6.11.1999, S. 47.

⁵ Christian Gerlach, In der Steppe versickert, *Frankfurter Rundschau* vom 30.11.1999, S. 9. Gerlach publizierte 1999 in *Hamburg die überwältigende Dissertation* Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 – 1944, die die innere Verknüpfung von Krieg, Besatzung, Vernichtung, Versklavung und Raub aufzeigt – und das von der Ausstellung Mitgeteilte an Schrecken noch übertrifft.

⁶ Prof. Dr. Rainer Hudemann in der Saarbrücker Zeitung vom 6.11.1999, S. 3.

waltapparat, sondern diese wäre einzutragen in den größeren Rahmen dessen, was mit dem Begriff *Vernichtungspolitik*⁷ umschrieben werden kann. Wird diese – gemeint ist der Zusammenhang des Judäozids mit dem *von zahlreichen staatlichen Behörden organisierten Mord an Kranken, Zigeunern und anderen zu inneren Feinden erklärten Gruppen* – erst in Beziehung gesetzt mit dem *verbrecherischen Krieg der Wehrmacht* – der Ermordung von Millionen wehrloser Zivilisten und Gefangener in der Sowjetunion, dem Besatzungsterror dort wie auch der selbstzerstörerischen Fortsetzung des längst verlorenen Krieges – und schließlich mit der *Mobilisierung aller Kräfte der Gesellschaft* und der daraus resultierenden Einheit von Führung und „Volksgemeinschaft“, so beschrieb der Begriff des *Totalen Krieges durch die Aufbietung der Nation* die einigende Klammer des Geschehens und den Kulminationspunkt, von dem aus die Geschichte Deutschlands in den Jahren 1933 bis 1945, ja sein spezifischer Weg der Nationenbildung zu interpretieren wäre. Zentral für das Verständnis der Vorgeschichte des Nationalsozialismus wäre in einer solchen Interpretation die Tatsache, daß der Zweite Weltkrieg in der Wahrnehmung der militärischen, politischen und ökonomischen Führung die Fortsetzung des Ersten Weltkrieges, ein weiterer, durch die Niederlage von 1918 in seinen Methoden und Ideologien radikalisierte Griff nach der Weltmacht war und damit in der Kontinuität der Politik der deutschen Eliten stand. Es wäre sogar zu diskutieren, inwieweit die nationalsozialistische Herrschaft aus dem deutschen Weltmachtstreben heraus zu erklären wäre – und nicht umgekehrt.⁸

Wird also die tatsächliche Rolle der Wehrmacht und ihrer verbrecherischen Kriegsstrategie nicht länger verschleiert, so wird auch nicht länger der Blick verstellt darauf, daß Deutschland seit 1933 auf den Totalen Krieg zustrebte, und daß der Totale Krieg eine

Sache der ganzen Nation war. Wenn man sich vor Augen hält, unter welchen heftigen Abwehrreaktionen nur es möglich war, den „Holocaust“ ins öffentliche Gedächtnis zu heben, so kann man sich vorstellen, daß es unmöglich bleiben wird, daß die Öffentlichkeit je das Bild des ganzen, den Judäozid umgebenden Geschehens und seiner Triebkräfte ertragen wird.⁹

Fällt die Wehrmacht, fällt die Nation

Die Bundesrepublik Deutschland versteht sich als Antwort auf den Nationalsozialismus. Also sind Auseinandersetzungen um das rechte Verständnis der nationalsozialistischen Ära und ihrer Vorgeschichte in ihr Staatsverständnis und das Selbstverständnis der Nation eingelassen. Jede Institution und jede Gruppierung der Nation und jede politische oder ideologische Tendenz sieht sich mit ihrer Rolle im Nationalsozialismus konfrontiert und damit dem Druck ausgesetzt, ihren jeweiligen Anteil, also etwa den der Wirtschaft, der Wissenschaften, des Konservatismus, der „kleinen Leute“ usw. zu bestimmen. Es versteht sich, daß dieses nicht ohne ständige Ideologiebildungen abgeht und auch nicht ohne gutgemeinte Peinlichkeiten.

Wie hierbei wann welche Ergebnisse, Thesen und Debatten der Geschichtswissenschaft zu Gegenständen des öffentlichen Streits und der Selbstdedeutung werden (oder eben auch nicht) und wie umgekehrt die Öffentlichkeit zurückwirkt auf die Forschung, lohnte eine umfassende Untersuchung, deren Umrisse hier nicht einmal angedeutet werden können. Im Falle der Wehrmacht, der hier seiner geradezu strategischen Bedeutung wegen skizziert werden soll, muß sich ei-

„Die Ausstellung, wie sie seit 1995 präsentiert wird, zeigt also im Wesentlichen den Forschungsstand und das Archivwissen von damals.“
Hamburger Institut für Sozialforschung,
Presseerklärung vom
20.10.1999

7 Vgl. Ulrich Herbert, Vernichtungspolitik. Neue Antworten und Fragen zur Geschichte des „Holocaust“, in: ders. (Hg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939 – 1945. Neue Forschungen und Kontroversen, Frankfurt/M. 1998, und Wolfgang Schneider (Hg.), „Vernichtungspolitik“. Eine Debatte über den Zusammenhang von Sozialpolitik und Genozid im nationalsozialistischen Deutschland, Hamburg 1991.

8 Ein skizzenhafter Versuch dazu folgt im dritten Abschnitt dieses Beitrages.

9 Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil die Methoden der Medien – des politischen Feuilletons, der Fernsehserien und der öffentlichen Rituale – dem Thema nicht gewachsen sind. Diese drängen mir den Verdacht auf, daß die Fixierung auf den „Holocaust“ und der mehr andächtige als reflektierende Umgang mit diesem den Blick einengt und so letztlich die jüdischen Opfer dazu instrumentalisiert, dem ganzen Schrecken und der Diskussion über die Geschichte der Nation auszuweichen. Selbst wenn man auch den nichtjüdischen Opfern der Vernichtungspolitik Denkmäler setzte und in den Wirkungen des Vernichtungskrieges auf das deutsch-russische Verhältnis endlich ein Thema erblickte, wären der Totale Krieg und seine Bedeutung für die nationale Geschichte noch immer nicht erfasst. Dies setzte eine Anstrengung des Begriffs voraus, die dem Gedenk- und Mahnbetrieb fremd ist.

ne durchaus verdienstvolle Forschung vorwerfen lassen, zu ihrer breiten Rezeption schon dadurch wenig beigetragen zu haben, daß sie die Konsequenzen ihrer in den 60er Jahren und zwischen 1978 und 1985 gewonnenen Erkenntnisse nicht zu Ende zu denken und ihre Folgen für das Grundverständnis der nationalsozialistischen Ära nicht darzustellen wagte.¹⁰ So hat auch sie dazu beigetragen, daß falsche Bilder der Wehrmacht und ihres Krieges sich wie eine Mauer vor die mögliche Deutung schoben, nach der der Totale Krieg angesehen wird als die Katastrophe des deutschen Dramas, von der aus zurückzugehen ist bis zur Exposition, dem spezifisch deutschen Weg zur Nation.

Dabei ist es erstaunlich, wie viele Mosaiksteine zu einem adäquaten Bild die Forschung schon früh – und ignoriert von den Medien – zusammengetragen hat. Schon in den ersten Versuchen, den Charakter des Krieges gegen die Sowjetunion zu bestimmen, wurde dieser zwar noch als „Hitlers Krieg“ verstanden, jedoch wurde be-

Führende Kräfte der Verwaltung und der Wirtschaft, sowie die Generalität haben sich gegen Hitlers Strategie eines Vernichtungskriegs im Osten keineswegs gestäubt.

reits schonungslos ausgesprochen, welche Ziele verfolgt und welche Methoden angewendet wurden. Der damals noch ernstzunehmende Ernst Nolte¹¹ unterschied schon 1963 den im Westen geführten „Europäischen Normalkrieg“, dem es um die Nieder-

werfung des gegnerischen Militärs zur Erreichung politischer Macht ging, von dem rassenideologisch begründeten, auf die Ausrottung der Führungsschicht und die Dezimierung und Versklavung der Massen und die Ausraubung des Landes zielenden Ostkrieg. Andreas Hillgruber untermauerte dies 1965:

„Vier Motive verschlingen sich in Hitlers Ostkriegskonzeption miteinander: 1. die Ausrottung der jüdisch-bolschewistischen Führungsschicht (einschließlich ihrer biologischen Wurzel, der Millionen Juden in Osteuropa),

2. die Gewinnung von Kolonialraum für deutsche Siedler in den vermeintlich besten Teilen Rußlands sowie in solchen Gebieten, die Hitler aus politisch-strategischen Gründen dazu für notwendig erachtete, 3. die Unterwerfung der slawischen Massen unter die deutsche Herrschaft (...), deren Hauptaufgabe darin bestand, bei diesen Massen jede Erinnerung an einen russischen Großstaat zu beseitigen und sie in einen Zustand dumpfen, blinden Gehorsams gegenüber den ‚neuen Herren‘ zu versetzen, und 4. die Vollendung eines autarken, blockadefesten ‚Großraums‘ Kontinentaleuropa unter deutscher Herrschaft, für den die eroberten Ostgebiete das – vermeintlich – unerschöpfliche Reservoir an Rohstoffen und Lebensmitteln darstellen sollten, um die entscheidende Voraussetzung dafür zu schaffen, daß sich das ‚Germanische Reich deutscher Nation‘ in dem Krieg gegen die angelsächsischen Seemächte behaupten konnte und in Zukunft jedem nur denkbaren neuen ‚Weltkrieg‘ gewachsen war.“¹²

Zwar meint Hillgruber, daß Hitler es war, der das Heer „zu einem Instrument seines rasseideologischen Vernichtungskriegs machte“¹³. Er liefert jedoch bereits Hinweise darauf, daß die Wehrmacht sich nicht eben heftig gesträubt haben kann gegen Hitlers Absichten, und er wirft die Frage auf, „wie es möglich wurde, daß die traditionellen Träger der Macht in Deutschland – neben der Generalität auch die führenden Kräfte in Verwaltung, Diplomatie und Wirtschaft – Hitler bei dem nun deutlich erkennbaren qualitativen Umschlag seiner Politik beim Übergang zum Ostkrieg folgten.“¹⁴

Hillgruber hatte nur cursorisch abgehandelt, was konkret daraus folgte, daß das Oberkommando der Wehrmacht Hitlers Kriegsziele geteilt und in die Form von Weisungen und Befehlen gegossen hatte. Erstes hierzu ließ sich nachlesen in den Gutachten, die das Institut für Zeitgeschichte 1964 im Frankfurter Auschwitz-Prozess vorgelegt hatte, und die 1965 erstmals in Buchform erschienen.¹⁵ Hans-Adolf Ja-

10 Mittlerweile hat Ludolf Herbst einen ersten Versuch unternommen, die Entfaltung der Gewalt zum roten Faden seiner Darstellung zu machen, vgl. Das Nationalsozialistische Deutschland 1933 – 1945, Frankfurt/M. 1996.

11 Der Faschismus in seiner Epoche, München 1963.

12 Andreas Hillgruber, Hitlers Strategie, zuerst 1965, hier zitiert nach der 3. Auflage, Bonn 1983, S. 519 ff.

13 Ebd., S. 527.

14 Ebd., S. 531.

15 Hans Buchheim, Martin Broszat, Hans-Adolf Jacobsen, Helmuth Krausnick, Anatomie des SS-Staates, hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe in zwei Bänden, München 1967.

16 Ebd., Bd. II, S. 137 ff.

17 Ebd., S. 235 ff.

18 Hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe Frankfurt/M. 1990.

19 Ebd., Bd. II, Kap. 7.

20 Ebd., S. 386 ff., 397.

21 Ebd., S. 389.

22 Zu dem Eifer, den dabei die nationalkonservativen Offiziere des Pariser Oberkommandos an den Tag legten vgl. neuerdings U. Herbert, Die deutsche Militärverwaltung in Paris und die Deportation der französischen Juden, in: ders. Vernichtungspolitik (Anm. 7).

23 S. den Forschungsbericht von Konrad Kwiet Judenverfolgung und Judenvernichtung im Dritten Reich, in: Dan Diner (Hg.), Ist der Nationalsozialismus Geschichte?, Frankfurt/M. 1987.

24 Hilberg, Bd. II, S. 288.

25 Manfred Messerschmidt, Die Wehrmacht im NS-Staat, Zeit der Indoktrination, Hamburg 1969, hier zitiert nach der Schlußbeurteilung, abgedruckt in Bracher/Funke/Jacobsen (Hg.), Nationalsozialistische Diktatur 1933 – 1945. Eine Bilanz, Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung) 1986, S. 465 ff. Eine aktualisierte Fassung in diess. (Hg.), Deutschland 1933 – 1945.

Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft, Bonn 1992. Zu den Vorbereitungen der Reichswehr auf einen zweiten Weltkrieg seit den 20er Jahren und ihrer Kooperation mit Hitler seit 1933 s. auch Wilhelm Deist, Die Aufrüstung der Wehrmacht, in: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.), Das deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. I, Stuttgart 1979, S. 369 ff. Seiner Zeit weit voraus war der hellsichtige Beitrag von Wolfgang Sauer, Die Mobilmachung der Gewalt, in: Bracher/Schulz/Sauer: Die nationalsozialistische Machtergreifung, Köln und Opladen 1960, hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe Frankfurt/Main-Berlin-Wien 1974. Dort S. 165 ff. wird bereits die Auffassung vertreten, daß die aus den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs gezogenen Lehren zur Kriegsvorbereitung zwangsläufig zum Totalen Staat führen mussten. K. D. Bracher, der das Bild des Nationalsozialismus lange geprägt hat, hat die Einsichten seines Koautors konsequent ignoriert.

cobsen wies nach, daß die Wehrmacht durch Uniform und Waffe als Kombattanten ausgewiesene Truppenkommissare der Roten Armee als zur ausrottenden Führungsschicht gehörig entweder bei der Gefangennahme erschossen oder sie in den Gefangenenlagern den Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD – d.s. Himmlers Mordkommandos, zusammengestellt aus Parteiformationen (SS) und staatlicher Kriminal- und Ordnungspolizei – zur Erschießung übergeben hatte.¹⁶ Den massenhaften Tod sowjetischer Kriegsgefangener hatte Jacobsen noch zu Teilen auf „allgemeine Kriegsumstände“ zurückgeführt, aber er hatte auch nachgewiesen, daß über die Kommissare hinaus politisch verdächtige und jüdische Gefangene den Einsatzgruppen zur Tötung ausgeliefert und im übrigen die Wachsoldaten zu rücksichtslosem Vorgehen (u.a. durch den „Gerichtsbarkeitserlaß“) ermuntert wurden. Helmuth Krausnick¹⁷ hatte dargelegt, daß die Einsatzgruppen im Rahmen eines Befehls des Oberkommandos handelten und „hinsichtlich Marsch, Versorgung und Unterbringung“ der Wehrmacht unterstellt waren. Er schätzte die Zahl ihrer Opfer auf über eine Million.

Die Kooperation zwischen Wehrmacht und Einsatzgruppen wurde hier noch nicht näher untersucht. Dies verwundert, denn Krausnick kannte – wie Hillgruber auch – ein Buch, das 1961 in Chicago erschienen war – auf deutsch wurde es erst 1982 von einem Berliner Kleinverlag herausgebracht –, und um dessen Erkenntnisse er 1964 noch erkennbar einen weiten Bogen machte: Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden.¹⁸ Hilberg hatte nachgewiesen, daß die Einsatzgruppen in enger Kooperation und reibungslos unterstützt von der Wehrmacht gemordet hatten.¹⁹ Er hatte auch beschrieben, daß eine „zweite Tötungswelle“ von den hauptsächlich aus staatlicher Ordnungspolizei gebildeten Truppen der Höheren SS- und Polizeiführer getragen und von Wehrmachtspersonal und Zivilverwaltung

offen unterstützt worden war.²⁰ Und daß die Bekämpfung von Partisanen von SS und Wehrmachtseinheiten zu weiteren Massenmorden an Juden genutzt wurde, hatte man bei Hilberg ebenso nachlesen können²¹ wie auch, daß die Wehrmacht im Westen und Süden Europas eine tragende Rolle bei den Deportationen der dortigen Juden in die Vernichtungslager gespielt hatte.²²

Hilberg wurde in der deutschen wissenschaftlichen Öffentlichkeit kaum und in der Medienöffentlichkeit der 60er Jahre gar nicht diskutiert – anders als in den USA zur Zeit des Eichmann-Prozesses. Auch als in den 70ern das Thema des Judäozids breitere Resonanz gewann²³, blieb das so. Und der Verdacht drängt sich auf, daß dies an Hilbergs klaren Worten zur Qualifizierung der Wehrmacht gelegen hatte:

„Die Wehrmacht bildete eine der vier unabhängigen Hierarchien der Vernichtungsmaschinerie. Anders als Partei, Verwaltungsapparat und Wirtschaft spielte sie in der Vorbereitungsphase des Vernichtungsprozesses keine maßgebliche Rolle; doch der Fortgang dieses Prozesses verstrickte jedes Segment des deutschen Gesellschaftsgefüges unerbittlich in das Vernichtungswerk (...) mit Beginn der mobilen Tötungsaktionen, fand sich die Wehrmacht unversehens im Zentrum des Holocaust wieder. Die Verstrickung der Wehrmacht reichte von der Spitze des Oberkommandos bis hinab zu den einzelnen Truppengliederungen.“²⁴

Warum die Wehrmacht bzw. die Reichswehr diesen Weg gegangen war, wurde von Manfred Messerschmidt 1969 untersucht.²⁵ Zwar sieht Messerschmidt hier die Entwicklung der Wehrmacht noch in die „Geschichte der inneren Eroberung des Staates, ja des Volkes durch den Nationalsozialis-

Die Wehrmacht kooperierte nicht nur im Osten mit Einsatzgruppen des SD und der SS und unterstützte aktiv die Vernichtungspolitik. Sie spielte auch im Westen und Süden Europas eine tragende Rolle bei der Deportation der dortigen Juden in die Vernichtungslager.

mus“²⁶ gestellt, aber in der materialen Darstellung zeigt er, daß es sich hier nicht um eine einseitige Eroberung, sondern um ein Bündnis handelte auf der Grundlage dessen, daß politische Ziele und weltanschaulicher Hintergrund von Reichswehr bzw. Wehrmacht und Nationalsozialismus sich nicht prinzipiell unterschieden.²⁷ Gemeinsam war beiden der Glaube, das deutsche Volk sei allen anderen von Natur aus überlegen und zur Herrschaft über diese bestimmt. Der Erringung der Herrschaft diene der Totale Krieg: Der Krieg nicht nur von Militärs gegen Militärs, sondern von Völkern

Die Legende, daß für Wehrmachtsoldaten die Verweigerung von verbrecherischen Befehlen unweigerlich die Todesstrafe oder das KZ zur Folge hatte, wird bis heute uner-schütterlich geglaubt.

gegen Völker mit dem Ziel, das unterlegene Volk nachhaltig zu schädigen und auf Dauer zu unterwerfen. Der Sieg im Totalen Krieg wurde als nur durch die Mobilisierung aller Kräfte des einigen Volkes erreichbar vorgestellt. Entsprechend groß war der Haß auf innere, die „Volksgemeinschaft“ zersetzende Feinde: „Judentum“, „Marxismus“ (= Arbeiterbewegung), Demokratie, denen die Schuld an der Niederlage im (Ersten) Weltkrieg gegeben wurde. In solchen Vorstellungen kann erkannt werden, wie sehr die Kränkung des deutschen Ultranationalismus durch die Weltkriegsniederlage sowohl Reichswehr wie NS-Bewegung antrieb.

In der tiefgegläubten Vorstellung vom Totalen Krieg sieht Messerschmidt auch den Grund dafür, daß die Wehrmacht den verlorenen Krieg über Jahre verlustreich fortsetzte. Die Wehrmachtsführung glaubte nichts zu verlieren zu haben, da sie in den Mustern von Massenvernichtung, Versklavung, Ausraubung, Deportation dachte, und für das unterlegene Deutschland nichts anderes erwartete.

Die die Wehrmacht, den Krieg und die Ermordung der Juden betreffenden Forschungsergebnisse der 60er Jahre hatten auf die Gesamtdarstellung

dieser Zeit keinen Einfluß. Martin Broszat²⁸ vernachlässigte sie vollständig, indem er seine Darstellung des Herrschaftssystems 1939 enden ließ und so die Ursprünge des Totalen Krieges aus den Augen verlor. Karl Dietrich Bracher²⁹ hielt an der Vorstellung einer strikten Trennung von verbrecherischem „SS-Staat“ und Wehrmacht fest.

Die größere Öffentlichkeit ignorierte die in den 60ern aufgeworfenen Themen und Thesen. Zwar wurden die erwähnten Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte in Taschenbuchform – vor allem durch Institutionen der politischen Bildung – weit verbreitet, aber schon der Titel *Anatomie des SS-Staates* trennte den Gewaltapparat von der Gesellschaft ab als einen „Staat im Staate“. Wie wirkungslos die Publikation war, zeigt sich daran: Hans Buchheim³⁰ hatte für die SS – aber auch übertragbar auf die Wehrmacht – die Legende erschüttert, auf jeden Versuch, sich verbrecherischen Befehlen zu entziehen, seien unmittelbar Todesstrafe oder KZ gefolgt. Dies aber wird bis heute für eine eiserne Wahrheit genommen. Zahllose Besucher der Wehrmachtsausstellung haben es zu Protokoll gegeben, die Presse hat sie in ihren Glauben bestärkt und auch Otto Schily hat in seiner vielgerühmten Rede vor dem Bundestag – allgemeinen Befehlsnotstand fälschlich suggerierend – gefragt: „Wer von uns könnte ohne weiteres behaupten, daß er z.B. den Mut eines deutschen Soldaten aufgebracht hätte, der sich der Exekution von wehrlosen Zivilisten verweigerte und sich schweigend in ihre Reihe stellte, um den Tod mit ihnen zu teilen.“³¹

Wenn Historiker in den 60ern die Erkenntnisse, die einige ihrer Kollegen über die Wehrmacht und den Ostkrieg gewonnen hatten, kaum in das Verständnis der nationalsozialistischen Herrschaft insgesamt einfließen ließen, so lag dies zunächst daran, daß sie in der „Totalitarismustheorie“ genannten Ideologie befangen waren. Diese postulierte die Identität von National-

26 Messerschmidt, S. 485.

27 Ebd., S. 469 ff.

28 Martin Broszat, *Der Staat Hitlers*, München 1969.

29 Karl-Dietrich Bracher, *Die deutsche Diktatur*, Köln 1969.

30 *Befehl und Gehorsam*, Bd. I, S. 215 ff.

31 Zit. n. Helmut Dubiel, Niemand ist frei von der Geschichte. Die nationalsozialistische Herrschaft in den Debatten des Deutschen Bundestages, München und Wien 1999, S. 28. Eine ähnliche Deutung bot Friedhelm Fiedler in der Saarbrücker Zeitung vom 22.2.1999, S. 2, an: „Wie würden wir damit umgehen, sollten wir irgendwann gezwungen werden, bei Androhung von Gefahr für Leib und Leben Gewalt auszuüben? Hätten wir dann die Stärke, frei zu bleiben von Schuld?“

sozialismus und Kommunismus. Da der Kommunismus nach Stalin seine massenmörderische Qualität verloren hatte, entfiel diese spiegelbildlich auch aus der Darstellung des Nationalsozialismus. Im übrigen mag auch die Furcht vor dem Klima des Kalten Krieges gewirkt haben. Wolfgang Scheffler, einer der ersten Deutschen, die die Ermordung der Juden erforscht hatten, war von Extremisten beschimpft und bedroht worden,³² aber auch innerhalb der Historikerzunft wurde massiv Druck ausgeübt. Als etwa Fritz Fischer 1961 die imperialistischen Kriegsziele Deutschlands im Ersten Weltkrieg – und damit implizit die Kontinuität von deutschnationaler und nationalsozialistischer Politik – offengelegt hatte,³³ machten seine Kollegen ihm einen buchstäblichen Schauprozeß. An den Gründen der katastrophalen Entwicklung Deutschlands zu rühren, war nicht karrierefördernd unter den deutschen Historikern, sofern sie nicht bei den Politologen unterschlüpfen konnten. Der Ende der 60er von linksradikalen Studenten und Gesellschaftswissenschaftlern unternommene Versuch, mit Hilfe einer marxistischen Faschismustheorie die kapitalistische Fundierung des Nationalsozialismus und anderer Rechtsdiktaturen nachzuweisen, scheiterte an seiner allzugroßen Abhängigkeit von in der DDR propagierten Dogmen. Trotzdem scheint er die Furcht der etablierten Wissenschaft vor Forschungen mit möglicherweise all zu radikalen Konsequenzen gefördert zu haben. Es wurde still um das Thema „Wehrmacht und Krieg“.

1979 wurde die Fernsehserie „Holocaust“ in Deutschland gesendet. Durch sie wurde die Ermordung der Juden zu einem ständigen Thema der größeren Öffentlichkeit. Der antitotalitäre Konsens, der die „Machtergreifung“ und die Gefährdung der Demokratie durch Extremisten – der weltpolitischen Lage entsprechend eher von links als von rechts – ins Zentrum der Betrachtung gestellt und vor allem Verfassungspolitik als Prävention betrachtet hatte, zerbrach, von nun an stand

der Judäozid im Zentrum. Der „Holocaust“ blieb in der Wahrnehmung noch das Werk der SS, allerdings wurde anerkannt, daß auch diese aus der deutschen Gesellschaft hervorgegangen und nicht ohne Beziehung zu dieser war. Vom „Holocaust“ ausgehend wurden gesellschafts- und zivilisationskritische Fragen diskutiert und vor allem auch moralische, die oft die hilflose Identifikation mit den Opfern oder rituelle Selbstreinigungsübungen nach sich zogen.

In dieser Zeit fand eine atemberaubende Studie, die 1978 und 1980 in erster und zweiter Ausgabe erschienen war, eine eher bescheidene Resonanz: Christian Streit, *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen*

1941-1945.³⁴ Während die Zahl der sechs Millionen ermordeter Juden den Köpfen eingeprägt wurde, blieb das zentrale Ergebnis Streits, der Nachweis, daß die Wehrmacht mehr als drei Millionen sowjetischer Kriegsgefangener ermordet hat, bis heute kein abfragbares Faktum. Erst recht galt und gilt dies für die von Streit nachgewiesene Tatsache, daß der Massenmord an Wehrlosen integraler Bestandteil der deutschen Kriegsstrategie war, und daß das Verhalten der Wehrmacht aus ihrer Selbstintegration in das polykratische Herrschaftssystem Deutschlands resultierte.

Ein ähnliches Schicksal erlitt das 1981 erschienene Werk *Die Truppe des Weltanschauungskrieges. Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD*³⁵, in dem Helmuth Krausnick zusammen mit Hans-Heinrich Wilhelm nachholte, was er 1964 noch vermieden hatte: Den präzisen Nachweis der engen Kooperation der Wehrmacht mit den Einsatzgruppen, ihrer Eigeninitiative hierbei und auch ihrer direkten Beteiligung an Massakern. Die Titelgebung rückte die Mordpolitik zwar auch hier noch weg von der Wehrmacht und hin zu Hitler, aber alle

Die Tatsache, daß die Wehrmacht mehr als drei Millionen Kriegsgefangene ermordet hat, ist bis heute kein abfragbares Faktum.

32 S. Kwiet, (Anm. 23), S. 239.

33 Griff nach der Weltmacht, Taschenbuchausgabe Düsseldorf 1977.

34 Hier zit. n. der 3. Auflage Bonn 1991.

35 Stuttgart 1981.

während der Wehrmachtsausstellung heftig diskutierten Fälle (Luck, Tarnopol, Shitomir, Babij Jar, Belaja Zerkow) waren hier schon dokumentiert. 1985 erschien der von Krausnick bearbeitete Teil als Taschenbuch.³⁶ Bis 1990 wurden davon 6000 Exemplare gekauft.

Die ökonomischen Kriegsplanungen hatten auch ihre Wurzeln in der „Völkischen Weltanschauung“: Krieg als Kampf zwischen den Völkern um die totale Unterwerfung mit dem Ziel einer Versklavung der vermeintlich „minderwertigen slawischen Rasse“.

Offensichtlich aber nicht von Journalisten, denn obwohl etliche Eintragungen im Ortsregister von mancherlei Veteranen-anekdoten her deutschen Ohren vertraut geklungen haben mußten, wurde aus der Geschichte keine Story. Eine solche hätte nämlich zweierlei nicht ausblenden können: daß vielfach Soldaten – ideologisch motiviert oder schlicht die Gelegenheit nutzend –

sich an den Massakern freiwillig beteiligt hatten, und – vor allem – wes Geistes Kind die Wehrmachtsführung war. In einem der vielen von Heeresgruppen- oder Armeeführern gegebenen Befehlen hieß es beispielsweise über die „Notwendigkeit harter Maßnahmen gegen volks- und artfremde Elemente“:

„Diese Kreise sind die geistigen Stützen des Bolschewismus, die Zuträger seiner Mordorganisation, die Helfer der Partisanen. Es ist die gleiche jüdische Menschenklasse, die auch unserem Vaterland durch ihr volks- und kulturfeindliches Wirken so viel geschadet hat, heute in der ganzen Welt deutschfeindliche Strömungen fördert und Träger der Rache sein will. Ihre Ausrottung ist ein Gebot der Selbsterhaltung. Wer als Soldat an diesen Maßnahmen Kritik übt, hat kein Gedächtnis für die frühere, jahrelange zersetzende und verräterische Tätigkeit jüdisch-bolschewistischer Elemente in unserem eigenen Volke.“³⁷

In diesen wenigen Zeilen ist die Idee des Totalen Krieges präzise zusammengefaßt. Um der „Selbsterhaltung“ des Volkes willen müssen die dieses tödlich bedrohenden Feinde,

äußere wie innere, „ausgerottet“ werden – ohne Schonung, damit sie nicht „Träger der Rache“ sein können. Auf der Basis dieser Vorstellung ist es möglich gewesen, den Mord an den Juden zur Kriegsnotwendigkeit zu erklären: mit den Juden würden „Bolschewismus“ (die Energie des Feindes), seine „Mordorganisation“, deren an deutschen Soldaten begangene Greuelthaten propagandistisch groß herausgestellt wurden, und die (von den Soldaten besonders gefürchteten) Partisanen verschwinden.

Auch die ökonomischen Kriegsplanungen hatten ihre Wurzeln in der „Völkischen Weltanschauung“, in der darin enthaltenen Vorstellung vom Krieg als Kampf zwischen Völkern auf Leben und Tod und der rassistischen Unterschätzung der „Slawen“. Auch diese ideologischen Vorstellungen liesen sich „operationalisieren“ zu einer wehrwirtschaftlichen Strategie. Dies wurde deutlich durch die Beiträge von Rolf Dieter Müller zu dem 1983 als viertem Band der vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt herausgegebenen Reihe *Das deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg* erschienenen Werk *Der Angriff auf die Sowjetunion*³⁸ und zu der ein Jahr später erschienenen, auf ein größeres Lesepublikum zielenden Aufsatzsammlung *‘Unternehmen Barbarossa’. Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion 1941*.³⁹

Im Sommer 1940 hatte die deutsche Staats- und Militärführung begriffen, daß sich England nicht wie erhofft zu einem Arrangement bereifunden würde. Man hatte sich also einzustellen auf eine – möglicherweise bald von den USA unterstützte – lang anhaltende Seeblockade, für ein auf Rohstoff- und Nahrungsimporte angewiesenes Land eine gefährliche Bedrohung. Das hatte der Erste Weltkrieg in den Augen Hitlers und des Militärs so deutlich erwiesen, daß sie in aus mangelnder Versorgung resultierender Unzufriedenheit der Bevölkerung eine ernsthafte Gefahr für ihren Sieg und ihre Herrschaft sahen. Durch „Autarkie“ die „Blockade-

36 Hitlers Einsatzgruppen. Die Truppe des Weltanschauungskrieges 1938 – 1942. Frankfurt/M. 1985.

37 Ebd. S. 229. Der Befehl stammt von Generaloberst Hoth, Oberbefehlshaber der 17. Armee.

38 Stuttgart 1983, hier zit. nach der Taschenbuchausgabe Frankfurt/M. 1991.

39 Hg. von Gerd R. Ueberschär und Wolfram Wette, Paderborn 1984, hier zit. n. der Taschenbuchausgabe Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, Frankfurt/M. 1991.

festigkeit“ zu gewinnen, war ihnen zur Obsession geworden. Vorerst war die Gefahr nicht akut dank der Lieferungen aus der Sowjetunion, die in einem auf den Nichtangriffspakt folgenden Wirtschaftsabkommen vereinbart worden waren. Der politische und ökonomische Preis - Ausdehnung des sowjetischen Einflusses auf den Balkan, Lieferung hochwertiger Investitionsgüter zu Lasten der eigenen Rüstungsproduktion - wurden jedoch für zu hoch erachtet. Also erschien die Zeit reif, die Sowjetunion durch einen „Blitzkrieg“ zu zerschlagen und ihre Ressourcen unter Zerstörung der Industrie und der Städte zu erobern.⁴⁰ Erarbeitet wurden die Planungen vom Staatssekretär im Ernährungsministerium Backe, einem Nazi der ersten Stunde, und dem nationalkonservativen, zeitweilig Verbindung zur Militäropposition haltenden General Georg Thomas. Dieser verfaßte Richtlinien, die am 2. Mai 1941 auf einer Staatssekretärsbesprechung gebilligt wurden. Dort hieß es:

„1. Der Krieg ist nur weiterzuführen, wenn die gesamte Wehrmacht im dritten Kriegsjahr aus Rußland ernährt wird. 2. Hierbei werden zweifellos zig Millionen verhungern, wenn von uns das für uns Notwendige aus dem Lande herausgeholt wird.“⁴¹

Dieses Programm wurde zur Grundlage der Anweisungen für Besatzungsoffiziere und Besatzungsverwaltung, es galt bis zum Zusammenbruch der Ostfront.

Müllers bis hierhin wiedergegebener Darstellung ist hinzuzufügen: Die Staatssekretärsbesprechung, die Thomas' Programm angenommen hatte, sollte für die sowjetische Bevölkerung die gleiche Bedeutung erlangen wie die Wannsee-Konferenz für die europäischen Juden. Sie fand acht Monate vor dieser statt. Bereits Hillgruber hatte die Thomas-Denkschrift zitiert.⁴² Sie und ihr ehrgeiziger und opportunistischer Verfasser sind der öffentlichen Erinnerung weitgehend unbekannt - obwohl man Georg Thomas durchaus in einem Atemzuge nennen könnte mit Adolf Eichmann.

Wie Müller weiter zeigt⁴³, konnte die ökonomische Wehrmachtsstrategie nicht wie geplant umgesetzt werden. Der Krieg war nicht wie erwartet nach wenigen Monaten entschieden, sodaß man sich auf eine lange Besatzungszeit einrichten und die schlimmsten Mordpläne vorerst zurückstellen mußte. Auch mußte man erkennen, daß man die Wirtschaft, die man in Besitz nehmen wollte, durch die eingeschlagene Strategie - wie übrigens auch dadurch, daß Thomas' Wirtschaftsstab Ost die „Enthauptung“ eroberter Industrien durch die Ermordung des jüdischen Leitungspersonals betrieb⁴⁴ - zerstörte.

Dennoch blieb es bei der rigorosen Ausplünderung und Aushungerung der Bevölkerung - zu Gunsten der Wehrmacht, die - ein Rückfall in die Praktiken des 30jährigen Krieges - „aus dem Lande ernährt“, und damit zu Gunsten der Heimat, die

Das Ausplündern und Aushungern der russischen Bevölkerung durch die deutsche Wehrmacht war ein Rückfall in die Praktiken des 30jährigen Krieges.

vor Versorgungsengpässen bewahrt werden sollte. Der Mord an den Kriegsgefangenen erwies sich, wie von Streit bereits dargelegt, als Bestandteil dieser Politik.⁴⁵ Durchsetzbar war diese nur mit Hilfe unbegrenzten Terrors, wie von Jürgen Förster, ebenfalls in der großen Untersuchung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes zumindest andeutungsweise dargestellt.⁴⁶ Daß die Entstehung der Partisanenbewegung durch Ausplünderung und Terror hervorgerufen wurde, liegt auf der Hand. Deren äußerst brutale, wahllos die Zivilbevölkerung treffende Bekämpfung löste eine Gewaltspirale unvorstellbaren Ausmaßes aus. Sie nahm an Intensität zu, als der durch den sich hinziehenden Krieg ausgelöste Arbeitskräftemangel die deutschen Besatzer veranlaßte, russische Arbeiter für den „Einsatz“ im Reichsgebiet zunächst anzuwerben, und dann, als trotz des Hungers die „freiwilligen“ Meldungen nicht ausreichten, mit Gewalt zu rekrutieren. Millionen von „Fremdarbeitern“ wurden - wie Ulrich Herbert 1985 zeigte⁴⁷ - in der deut-

40 S. R.-D. Müller in *Der Angriff...* (Anm. 38), Kap. III: Von der Wirtschaftsallianz zum kolonialen Ausbeutungskrieg, S. 141 ff.

41 *Ebd.*, S. 188.

42 Hillgruber (Anm. 12), S. 269.

43 Kap. VI: Das Scheitern der wirtschaftlichen Blitzkriegsstrategie, a.a.O., S. 1116 ff.

44 *Ebd.*, S. 1170.

45 Kap. VII: Die Sicherung des „Lebensraums“, S. 1227 ff.

46 Müller a.a.O., S. 1195 ff., Streit a.a.O., S. 137 ff.

47 *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches.* Berlin u. Bonn 1985.

schen Wirtschaft beschäftigt. Insbesondere russische und polnische Arbeiter wurden besonders schlecht behandelt und ernährt. Die propagierte rassistische Hierarchie wurde zur alltäglichen Realität in Deutschland.

Bis zum Jahre 1985 waren mit Ausnahme des Terrors der deutschen Besatzung und insbesondere der mit der Partisanenbekämpfung und der „Verbrannten Erde“ verbundenen Massenverbrechen wesentliche, im Zusammenhang mit der Ausstellung *Verichtungskrieg* verbundene Themen historisch erforscht worden – ohne daß dieses größeres Aufsehen in der Öffentlichkeit erregt hätte. Bezeichnend ist die Geschichte der Reportage *Der Krieg der deutschen Wehrmacht und Polizei 1941 – 1944. Sowjetische Überlebende berichten*, die Paul Kohl 1985 verfasst hatte. Seine hervorragend recherchierte und erschütternde Arbeit fand trotz intensiver Suche fünf Jahre lang keinen Verleger. Die kleine Auflage, die dann gedruckt wurde, wurde nur schlecht abgesetzt. Erst seit 1995 ist sie als Taschenbuch zu haben.⁴⁸

Warum nach 1990 die Hamburger Ausstellung für Aufregung sorgte, ist leicht erklärbar. Sie war die erste populärwissenschaftliche Darstellung des verbrecherischen Krieges, und sie erschreckte durch die simple Erinnerung,

daß der verbrecherische Krieg – von Menschen geführt wurde. Daß aber gleich der erste Versuch, Erkenntnisse der Geschichtswissenschaft in eine größere Öffentlichkeit zu tragen, sofort solchen Massenanklang fand – und dies unter

Verzicht auf modische Präsentationsmethoden – hat auch die Autoren überrascht. Offensichtlich wurden Fragen aufgeworfen, die viele Menschen insgeheim bewegt hatten, ohne daß die Massenmedien sie entdeckten. Die Ausstellung hat es vermocht, ein von der Presse und dem Fernsehen wie

auch von den Familien bis dahin tabuisiertes Thema – daß Millionen Männer, Großväter und Väter, in welcher Weise auch immer an einem verbrecherischen Krieg teilgenommen hatten – zum Gegenstand öffentlicher und privater Diskussion zu machen. Allerdings zu dem Preis, daß sie vor allem unter moralischen, ja familientherapeutischen Fragestellungen diskutiert wurde, ihr ursprünglicher geschichts- und zivilisationstheoretischer Impetus, die Diskussion um die historischen Bedingungen von Zivilisation und Barbarei, in den Hintergrund trat und damit auch die Diskussion um den Ort des Totalen Krieges in der deutschen Geschichte.

Deutschlands Totaler Krieg

Von 1941 bis 1945 führte das Deutsche Reich den Totalen Krieg.⁴⁹ Kriegsziele waren die politische Herrschaft über Westeuropa und die Annektion und Kolonisierung Osteuropas. Die Bevölkerung der Sowjetunion sollte insbesondere durch die Waffe des Hungers und durch Deportation nach Sibirien um Dutzende von Millionen Menschen dezimiert, die Überlebenden sollten versklavt werden und unter der Herrschaft einer neu anzusiedelnden deutschen Oberschicht Rohstoffe und Nahrungsmittel produzieren für das deutsche Kernland. Die polnische Bevölkerung sollte ebenfalls deportiert werden. Als Voraussetzung zur Erreichung dieser Ziele galt die schnelle militärische Zerschlagung der Sowjetunion und die Ermordung der sowjetischen Juden. Diese wurden als die die Sowjetunion im Gewande des „Bolschewismus“ beherrschende, von Deutschen zu ersetzende Oberschicht betrachtet. Damit der Widerstand der Sowjetunion möglichst schnell gebrochen werde, begann die Ermordung männlicher erwachsener Juden – der angeblichen Funktionäre – unmittelbar mit dem Angriff. Um nachfolgende Generationen für immer auszuschließen, wurden ab August 1941 auch die

48 Frankfurt/M. 1995.

49 *Es ist nicht möglich hier darzustellen, auf welche Literatur meine vom Totalen Krieg ausgehende Interpretation der Geschichte Deutschlands von 1933 bis 1945 (oder besser gesagt von 1945 bis 1933), deren Gerüst hier grob skizziert wird, sich positiv bezieht, was wie umgedeutet wurde und welche eigenen Erkenntnisse sich welcher Kritik anderer verdanken. Dennoch seien die Titel, soweit sie nicht oben zitiert wurden, aufgeführt.*

Die wichtigsten theoretischen Anregungen verdanke ich vor allem Hannah Arendt, Organisierte Schuld, in: Die verborgene Tradition. Acht Essays, Frankfurt/M. 1976 und den zivilisationstheoretischen Aufsätzen von J. P. Reemtsma in: u. a. Falun. Reden und Aufsätze, Berlin 1992 und in: Mord am Strand. Allianzen von Zivilisation und Barbarei, Hamburg 1996.

Gesamtdarstellungen und Forschungsberichte:
Neben Ludolf Herbst (Anm. 10) Bernd Jürgen Wendt, Deutschland 1933 – 1945, Hannover 1995; Karl-Dietrich Bracher u. a. (Anm. 25). Ganz wichtig Ian Kershaw, Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick, Reinbek bei Hamburg, 1989.

jüdischen Frauen und Kinder ermordet. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, den man binnen weniger Monate erwartete, sollten die Juden Polens, die seit dessen Eroberung in den Gettolagern zusammenge-sperrt waren, und die Deutschlands und ganz Europas – sie wurden als diejenigen betrachtet, die den Widerstand gegen die deutsche Herrschaft betrieben – in unwirtliche Regionen jenseits des Urals deportiert und dort durch Hunger und Kälte ausgerottet werden. Als der schnelle Sieg ausblieb, wurden die Juden in hierzu errichteten Todeslagern ermordet.

Die unerwartet lange Kriegsdauer verhinderte die Realisierung der größten Mord- und Umsiedlungspläne in der Sowjetunion. Damit jedoch die Versorgung Deutschlands mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen auch im Krieg ohne für die Bevölkerung spürbare Einschränkungen gesichert werden könne, wurde die Sowjetunion in der brutalsten Weise ausgehungert und ausgeplündert. Dieses wurde durch terroristische und für die Zivilbevölkerung verlustreiche Methoden von der deutschen Besatzungsmacht durchgesetzt. Der Mord an Millionen sowjetischer Kriegsgefangener diente beidem: Dem Terror und der „Ernährungsbilanz“. Mit Fortdauer des Krieges wurden mit immer gewalttätigeren Methoden Millionen von Zwangsarbeitern für die deutsche Industrie rekrutiert. Gegen den Besatzungsterror wehrte sich ab 1942 eine immer stärker werdende Partisanenbewegung. Bei deren Bekämpfung wurde wahlloser Terror gegen die Zivilbevölkerung ausgeübt. Auch im Angesicht der Niederlage ging der Mord an der jüdischen Bevölkerung weiter. Endlich zurückgeschlagen, verwüsteten die bewaffneten Streitkräfte auf ihrem Rückzug das Land. Als die sowjetischen Truppen deutschen Boden erreichten, wurde der Fortsetzung der Kämpfe Vorrang vor der Rettung von Flüchtlingen gegeben. Große Teile der Bevölkerung wurden der Rache der Sieger ausgesetzt oder verloren auf Grund der

chaotischen Fluchtbedingungen ihr Leben. Auch an der westlichen Front – die Truppen der USA erreichten vier Monate vor den sowjetischen die deutsche Grenze – wurde ohne Rücksicht auf die den Bombenangriffen ausgesetzte Bevölkerung gekämpft bis zur buchstäblichen Niederwerfung.

Den Totalen Krieg zu führen, hatte die Aufbietung aller Kräfte der Nation und die Verwandlung der Gesellschaft in die „Volksgemeinschaft“ vorausgesetzt. Hierzu gehörte nach der in Deutschland geltenden Regierungsdoktrin die Vernichtung aller, von denen angenommen wurde, sie würden die Kampfkraft des Landes schwächen: die Juden, denen die Kraft zur „Zersetzung“ zugeschrieben wurde, und als unproduktiv betrachtete Personen wie Zigeuner, Kranke und Arbeitsunfähige. Der bevölkerungspolitisch motivierte Terror gegen Homosexuelle und gegen tatsächlich oder vermeintlich die Kriegsanstrengungen nicht mehr mittragende Personen steigerte sich im Verlaufe des Krieges ins Unermeßliche. Die „Euthanasie“, das Vorspiel des Genozids, begann nicht zufällig im Zusammenhang mit dem Krieg gegen Polen und den Massakern an der dortigen Zivilbevölkerung.

Treibende Kräfte der Politik des Totalen Krieges waren der Diktator, der sich auf seine Einheitspartei mit allen Nebenorganisationen und den immer stärker werdenden, aus ideologisch besonders motivierten Parteimitgliedern sowie aus staatlicher Polizei zusammengesetzten Gewaltapparat stützen konnte, und seine engsten Verbündeten: Die Führung der Wehrmacht, die die Ziele der Regierung weitgehend teilte, Verwaltung, Justiz und Diplomatie, die ihr reibungslos zuarbeiteten, die Wirtschaft, die auf Expansion durch Kolonisierung drängte und von Krieg und Vernichtung profitierte, und die durch enorme Leistungen, die 1943 und 1944

Der Mord an Millionen sowjetischer Kriegsgefangener diente zur Terrorisierung der sowjetischen Bevölkerung und der „positiven Ernährungsbilanz“ in Deutschland.

Wehrmacht, Polizei, Krieg:

Neben den im 2. Kap. zitierten Werken und den besonders wichtigen Erscheinungen des Jahres 1999 (Anm. 2 und 5)

Hannes Heer und Klaus Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg.

Verbrechen der Wehrmacht 1941 – 1944, Hamburg 1995;

Omer Bartov, Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges, Reinbek b. H. 1995,

Walter Manoschek (Hg.), Die Wehrmacht im Rassenkrieg.

Der Vernichtungskrieg hinter der Front, Wien 1996;

Christian Gerlach, Krieg, Ernährung, Völkermord. Forschungen zur deutschen Vernichtungspolitik im Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1998.

Vernichtungspolitik:

Neben insbesondere U. Herbert (Anm. 7) und den bereits zitierten Werken Götz Aly: Endlösung, Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt/M. 1995;

Michael Zimmermann, Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische „Lösung der Zigeunerfrage“, Hamburg 1996;

Hans-Walter Schmuhl, Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie, Göttingen 1987;

Henry Friedlander, Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung, Berlin 1997;

Ernst Klee, „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“, Frankfurt/M. 1983; ders., Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer, Frankfurt/M. 1997.

ihren Höhepunkt erreichten, den Totalen Krieg zu verlängern half und hierzu KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter brutal ausbeutete. Das Bündnis der Mächtigen konnte sich der Unterstützung der akademischen Eliten in Praxis und Propaganda stets sicher sein, ebenso die der Unterhaltungsindustrie und in unterschiedlichem Maße der evangelischen und der katholischen Kirche. Widerstand und Verweigerung blieben viel zu schwach, um die Maschinerie des Totalen Krieges auch nur ein wenig verlangsamen zu können.

Die Masse der Macht- und Einflußlosen zeigte sich als treue Gefolgschaft auch dann noch, als die eigenen Verluste nach Millionen zählten und die Kriegsanstrengungen übermenschliche Kräfte erforderten und auf die Verlängerung auch des eigenen Leidens hinausliefen.

Wird, wie hier geschehen der Totale Krieg rückschauend in seinen Ergebnissen beschrieben, könnte der Eindruck entstehen, die Nation sei planvoll zu seiner Führung organisiert und zur Realisierung eines ihr bekannt gemachten ideologischen Programmes bewegt worden. Der Eindruck trügt. Die Nation ist nicht auf Weltkrieg und Vernichtung eingeschworen worden. Das diesen immanente „Programm“ läßt sich im Nachhinein rekonstruieren, den Akteuren war es, von Hitler

Das immanente Programm des Totalen Krieges läßt sich in der Rückschau rekonstruieren, der Masse von Hitlers Gefolgschaft war es nur partiell oder gar nicht bekannt.

– der seine vagen Überzeugungen selbst nie zu einem Plan formte – und der Führungsspitze abgesehen, in seinem inneren Zusammenhang nur partiell oder gar nicht bekannt. Die jeweiligen Akteure stimmten jedoch mit einzelnen Elementen dieses virtuellen Programms überein, und dies war eine Voraussetzung für ihre Mitwirkung am immer radikaler werdenden Ganzen, und sie verfolgten partikuläre Ziele, die sich einfügten ins Ganze des Totalen Krieges, es sogar dynamisierten.

Das virtuelle Programm des Totalen Krieges läßt sich so zusammenfassen:

Der „Völkischen Weltanschauung“ zufolge ist die Geschichte eine Geschichte von Kämpfen, die Rassen oder Völker – verstanden als Abstammungsgemeinschaft – gegeneinander führen, um einander zu beherrschen. Es gibt höherwertige und minderwertige Völker. Die höherwertigen sind gefährdet. Vermischen sie sich mit anderen Völkern, verschlechtert sich ihre Erbsubstanz: Physische und moralische Dekadenz sind die Folge. Das deutsche Volk ist das höchste; entsprechend wird es international angefeindet. Es ist seiner Natur nach zu Herrschaft über alle anderen Völker bestimmt. (Dies unterscheidet den Deutsch-Völkischen Nationalismus von allen anderen, die die eigene Nation noch so sehr glorifizieren mögen: Herrschaft auch über die europäischen Nationen beanspruchen diese nicht.) Als der ärgste Widersacher des deutschen Volkes gelten das „Judentum“ oder die Juden: Sie schwächen das deutsche Volk im Inneren und sie beeinflussen die anderen Nationen, sich seinem natürlichen Herrschaftsanspruch nicht zu beugen. (Das charakterisiert den deutschen Antisemitismus: Er stilisiert die Juden zu denjenigen, die die natürliche Herrschaft der Deutschen nicht zur Geltung kommen lassen). Aus der „Völkischen Weltanschauung“ resultiert die Auffassung vom Krieg als eines totalen: Wenn das Verhältnis der Völker zueinander das von Herrschafts- und Unterwerfungskämpfen ist, kann sich der Krieg nicht auf die Auseinandersetzung des Militärs gegen das Militär beschränken. Er richtet sich gegen das feindliche Volk, zielt auf dessen nachhaltige Schwächung und dauerhafte Unterwerfung.

Was hier typisierend beschrieben wurde, wurde wortwörtlich von nur wenigen geglaubt. Daß dennoch derjenige, der die „Völkische Weltanschauung“ in der reinsten und radikalsten Form vertrat, zum allmächtigen Diktator wurde, ist allerdings nur dadurch zu erklären, daß Elemente dieser Ideologie in mehr oder weniger ausgeprägten Formen in den deutschen Köpfen

Ideologische Voraussetzungen:

George L. Mosse, Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Die völkischen Ursprünge des Nationalsozialismus, Königsstein/Taunus 1979 (Originaltitel The Crisis of German Ideology, 1964); Manfred Funke, H.-A. Jacobsen, Hans-Helmuth Knütter, Hans-Peter Schwarz (Hg.), Demokratie und Diktatur. Geist und Gestalt politischer Herrschaft in Deutschland und Europa; Paul W. Massing, Vorgeschichte des politischen Antisemitismus, Frankfurt/M. 1959; Hermann Greive, Geschichte des modernen Antisemitismus in Deutschland, Darmstadt 1983; Detlev Clausen, Grenzen der Aufklärung. Zur gesellschaftlichen Geschichte des modernen Antisemitismus, Frankfurt/M. 1987; ders., Vom Judenhass zum Antisemitismus, Darmstadt und Neuwied 1987; Eberhard Jäckel, Hitlers Weltanschauung, Stuttgart 1981; Saul Friedländer, Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933 – 1939, München 1998.

Tätermotivation:

Hannah Arendt, Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, Reinbek b. H. 1978 (zuerst München 1964); Martin Broszat, Einleitung, in: Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen des Rudolf Höss, München 1963;

wirkten. Das Einfallstor wurde gebildet durch das spezifisch deutsche Verständnis der Nation, die im Laufe des 19. Jahrhunderts zunächst als durch die gemeinsame Kultur, dann immer mehr als durch die gemeinsame Abstammung oder Rasse, also biologisch, definiert wurde. Dieser Glaube mochte sich vielfach als harmlose Spekulation über die Determination durch Landschaft und Herkunft äußern, sie war zusammen mit dem imperialistischen Anspruch des Kaiserreiches und durch die Integration des Antisemitismus und schließlich durch die Weltkriegsniederlage leicht zu radikalisieren zum Nationaldarwinismus. Dieser wurde von der Nazibewegung und innerhalb dieser insbesondere von der SS am energischsten verfochten, aber er bestimmte auch das Denken der Militärs. Daß führende deutsche Industrielle vor und im Ersten Weltkrieg, dann noch mehr nach dem Zusammenbruch des Weltmarktes 1929 die Kolonisierung Osteuropas – also Raubkrieg, Terrorherrschaft und Sklaverei – für legitim, praktikabel und ökonomisch effizient hielten, ist damit zu erklären, daß der Nationaldarwinismus kapitalistische Rationalität – das an Profitmaximierung durch Ausnutzung von Tauschbeziehungen (wie Lohnarbeit) statt Gewalt (wie Sklaverei) orientierte Kalkül – überlagerte. Die Biologisierung des nationalen Selbstbildes war es auch, die den Antisemitismus in Deutschland zur kaum als solchem wahrgenommenen Selbstverständlichkeit machte. Haßbebende, womöglich „eliminatorische“ Bewegungen stießen auf Ablehnung. Aber da „das Judentum“ als Gegenbild des „Deutschtums“ ins nationale Selbstverständnis einging, wurde Widerstand, ja Widerwillen gegen Gewalt, sofern diese vom Staat ausgeübt wurde, gelähmt. „Eugenische“ Programme zur Erhaltung der „Erbgesundheit“ – durch Förderung oder gar „Ausmerze“ (meist als durch Sterilisation zu erreichen gedacht) gediehen auf der Basis des biologischen Selbstverständnisses weit über das dezidiert nationalistische Spek-

trum hinaus. Und nicht zuletzt stehen die nationaldarwinistischen Vorstellungen vom Kampf der Völker und ein extrem autoritäres Bedürfnis nach Einigkeit, Gemeinschaft und Führung in enger Wechselbeziehung: Die Arbeiterbewegung als einzige demokratische Kraft in Deutschland bekam dies zu spüren, indem sie zur jüdischen Machenschaft erklärt wurde. Wie selbstverständlich „völkische“ Ideologeme in Deutschland geglaubt wurden, zeigt sich auch daran, daß Hitlers „Kampf“-Schrift im Klima der Weimarer Republik nicht als Skandal empfunden wurde.

Dennoch muß festgehalten werden, daß das ideologische Klima nur eine Vorbedingung war. Ausschlaggebend für die Entwicklung zum Totalen Krieg waren politische Konstellationen und ihre Dynamisierung. Die nationalsozialistische Regierung verwandelte, ohne die letzten Konsequenzen dessen vor auszusehen, den nach Rechtsnormen geordneten und bürokratisch-hierarchischen Staat in einen „Unstaat“ (Franz Neumann), in dem Machtblöcke um Einfluß konkurrierten, ohne gemeinsamen Gesetzen unterworfen zu sein oder diese hervorzubringen. Da es keine gesetzlichen Regeln der politischen Willensbildung gab, konnten sie sich vor allem dann durchsetzen, wenn sie eine „Führerermächtigung“ erlangten. Dies gelang ihnen, wenn sie im Sinne des Diktators agierten. Diesem fiel damit eher die Rolle des Schiedsrichters zu als die des seinen Willen durchsetzenden Alleinherrschers. Zugleich paßten sich die Machtblöcke zunehmend dem an, was sie als in seinem Sinne liegend ansahen. Die Führung der Wehrmacht beispielsweise verteidigte ihr „Waffenträgermonopol“ gegen die SS durch den permanenten Versuch, deren Überflüssigkeit durch besondere „Führertreue“ beweisen zu

Der biologische Glaube an eine Determination durch Rasse, Herkunft und Landschaft ließ sich zusammen mit dem imperialistischen Anspruch des Kaiserreiches, durch den Antisemitismus und die Weltkriegsniederlage zu dem Nationaldarwinismus radikalieren, der von den Nazis energisch verfochten wurde.

Jadwiga Bezuwina und Danuta Czech (Hg.), K. L. Auschwitz in den Augen der SS. Höss, Broad, Kremer, Katowice 1981; Götz Aly, Susanne Heim: Vordenker der Vernichtung. Auschwitz in den Plänen für eine neue europäische Ordnung. Hamburg 1991, Taschenbuchausgabe Frankfurt/M. 1993; Raul Hilberg, Täter, Opfer, Zuschauer, Frankfurt/M. 1992; Christopher R. Browning, Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizei-Bataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen, Reinbek b. H. 1996; Hans Safrian, Die Eichmann-Männer, Wien und Zürich 1993; Herbert Ulrich, Best, Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903 – 1989, Bonn 1996.

„Volksgemeinschaft“:

Detlev Peukert, Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus, Köln 1982; Klaus Michael Mallmann, Gerhard Paul, Herrschaft und Alltag. Ein Industrieviertel im Dritten Reich, Bonn 1991; diess., Milieus und Widerstand. Eine Verhaltensgeschichte der Gesellschaft im Nationalsozialismus, Bonn 1996.

Zur Denunziation: Robert Gellately, Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933 – 1945, Paderborn 1993;

Zur „Arisierung“ durch den „kleinen Mann“ Frank Bajohr, „Arisierung“ in Hamburg, Hamburg 1997.

wollen. Ähnlich die Wirtschaft, die gegen staatliche Bevormundung und die Konkurrenz eines Staatssektors, und der Staatsapparat, der gegen den Parteiapparat konkurrierte. In der Verfolgung partikularer Ziele formierten sich so Elemente eines weniger gelenkten als selbstbewegten Ganzen. Das „Handeln im Sinne des ‚Führers‘“ (Ian Kershaw) trieb die polykratischen Machtblöcke über ihre ursprünglichen Ziele (Diktatur, Revision der Versailler

Im Bild des „Führers“ spiegelt sich der Wunsch der Geführten nach Selbstüberhöhung. Hitler hat die Nation nicht verhext, unter ihm brach aus ihr hervor, was sie in sich trug. Der Glaube an den Führer, der die Nation einigen und zu Größe führen würde, entsprach dem sozialpsychologischen Vorgang einer kollektiven Selbstprojektion.

Nachkriegsordnung, Ostexpansion) zu immer radikaleren Konsequenzen. Und zu einem gesteigerten Entwicklungstempo: Nach den wirtschaftlichen und außenpolitischen Anfangserfolgen fiel Hitler die Rolle eines charismatischen Herrschers zu. An ihn wurde geglaubt als den, der die Nation zu neuer Größe führen, einigen und von jeder Not erlösen könne. Wobei nicht aus dem Auge gelassen werden darf, was charismatische Herrschaft im Sinne Max Webers meint: Macht, die aus dem Glauben der Beherrschten an die außeralltäglichen Fähigkeiten des Herrschers entspringt. Solcher Glaube entspringt nach der psychoanalytischen Deutung Adorns dem sozialpsychologischen Vorgang der „kollektiven Selbstprojektion“: Im Bild des „Führers“ spiegelt sich der Wunsch der Geführten nach Selbstüberhöhung. Hitler hat die Nation nicht verhext, unter ihm brach aus ihr hervor, was sie in sich trug.

Charismatische Herrschaft kann als solche nur bestehen, wenn sie den Glauben an ihre Außerordentlichkeit immer wieder bestätigt. Um nicht in Alltäglichkeit und bürokratische Routine zurückzufallen, muß sie von Erfolg zu Erfolg eilen – und immer größere Risiken eingehen. So kam es, daß die Erwartungen der Nation das Regime vorantrießen zu immer weitergehen-

den Schritten, hinter die schließlich kein Zurück mehr möglich war, und die sie selbst der Chance zur Korrektur zunehmend beraubten. Der Überfall auf Polen und – vielleicht noch mehr – die Kriegserklärung durch England und Frankreich hatten es zunächst so erscheinen lassen, als habe das charismatische Regime den Bogen überspannt. Um so mehr festigte es sich, als es das Vabanquespiel der „Blitzkriegs“-Strategie gewann. Ähnlich beim Überfall auf die Sowjetunion und dann den enormen Anfangserfolgen dort. Die Begeisterung darüber und die Aussicht, die Ausplünderung der „Kornkammer Ukraine“ werde allezeit für reich gedeckte Tische sorgen, banden die „Volksgemeinschaft“ unauflöslich an ihren „Führer“.

Als das Kriegsglück sich gewendet hatte, erwies sich die Nation als Gefangene des Systems, in das sie sich selbst integriert hatte. Sie hatte den Totalen Krieg geführt und mußte nun annehmen, daß Totaler Krieg gegen sie geführt werde. Die große Mehrheit hatte den Totalen Krieg nicht gewollt. Da sie ihn aber geführt hatte, konnte sie nicht damit rechnen, daß man ihr das glauben werde. An der Front mochte man sich vortäuschen, man verteidige sein Vaterland gegen fremde Aggression. Bei der Gefangennahme würde man, ob man individuell beteiligt war an den Verbrechen der Wehrmacht oder nicht, die Uniform der Armee tragen, die Vernichtungskrieg geführt und das Land verwüstet hatte. In der Heimat mochte die Bevölkerung sich glauben machen, es ginge ihr nur noch um das tägliche Brot. Aber nun war der, der einst um eines kleinen Vorteils willen der NSDAP beigetreten war, Mitglied der Hitlerpartei – eines von acht Millionen. Und nicht wenige waren in der Tat schuldig geworden nach den ihnen bekannten juristischen und moralischen Maßstäben. Das konnten Soldaten sein, die die Gelegenheit, eine Beteiligung an Verbrechen zu umgehen, nicht genutzt, sich vielleicht vorgedrängt hatten, das waren die Männer, die freiwillig zur Waffen-SS

Widerstand und Verweigerung:

Peter Steinbach, Johannes Tuchel (Hg.), Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Bonn 1994.

Polykratie:

Franz Neumann, Behemoth. Die Struktur und Praxis des Nationalsozialismus, Frankfurt/M. 1984 (zuerst 1942 und 1944 in den USA.)
Martin Broszat, Hitler und die Genesis der „Endlösung“, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 25. Jg. (1977), S. 239 ff.;
Hans Mommsen, Nationalsozialismus und die deutsche Geschichte, Reinbek b. H. 1991.

Charismatische Herrschaft:

Martin Broszat, Soziale Motivation und Führer-Bindung des Nationalsozialismus in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 18. Jg. (1970), S. 392 ff.;
Ian Kershaw, Der Hitler-Mythos, Volksmeinung und Propaganda im Dritten Reich, Stuttgart 1980; ders., Hitlers Macht. Das Profil der NS-Herrschaft, München 1992; ders., Hitler 1889 – 1936, Stuttgart 1998;
Theodor W. Adorno, Die Freud'sche Theorie und die Struktur der faschistischen Propaganda, in: ders., Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft, Frankfurt/M. 1971.

gegangen waren, die nicht geringe Zahl der zum Gewaltapparat Gehörenden, Richter, Beamte, Ärzte, die an der Vernichtung und am Terror gegen „Gemeinschaftsfremde“ mitgewirkt hatten (auch sie zahlreich auf Grund der bürokratischen Organisation von Aussonderung, Deportation und Enteignung), Angehörige der zivilen Besatzungsverwaltung, die Propagandisten an Hochschule und im Kultur- und Unterhaltungsbetrieb, Akademiker, die in Planungsstäben Umsiedlungs- und Entvölkerungspläne ausgeheckt, Meister, die Zwangsarbeiter gequält, die Hunderttausende, die Hab und Gut der deportierten Juden an sich gebracht, die Millionen von Denunzianten, die Nachbarn, Kollegen, Verwandte ans Messer liefern wollten und dem Gestapo-Terror damit erst zu seiner Wirkung verholfen hatten – die Liste ließe sich verlängern. Auch sie hatten in den wenigsten Fällen den Totalen Krieg gewollt. Sie hatten sich angepaßt oder die Aufhebung rechtlicher Normen durch den Unstaat zu ihrem Vorteil oder aus Niedertracht ausgenutzt. Durch ihre Verstöße gegen rechtliche und moralische Maßstäbe hatten sie jedoch in hohem Maße zum Funktionieren des verbrecherischen Ganzen beigetragen. Also mußten sie ganz besonders fürchten, identifiziert zu werden mit denen, die den Totalen Krieg angestrebt und geleitet hatten.

Vergegenwärtigt man sich, mit welcher Energie entgegen jeder militärischen und politischen Vernunft (selbst im Westen, wo die US-Truppen im September 1944 die deutsche Grenze erreicht hatten) weitergekämpft (und terrorisiert), welche hohe Arbeitsdisziplin und welche Leidensbereitschaft bis zuletzt, trotz eigener, nach Millionen zählender Verluste, an den Tag gelegt wurden, drängt sich die Vermutung auf, daß hier die Angst vor kollektiver Bestrafung und die Weigerung, die Katastrophe, die man angerichtet hatte, zur Kenntnis zu nehmen, wesentliche Motive gewesen sind.

Kollektivschuldneurose und nationale Schuld

Die unterschiedslos die deutsche Zivilbevölkerung treffenden Luftbombardements, die unmenschliche Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion, die Verbrechen sowjetischer Soldaten an der deutschen Zivilbevölkerung in den letzten Kriegsmonaten und das Wissen um die Massenverbrechen Stalins konnten die Furcht vor kollektiver Bestrafung berechtigt erscheinen lassen. Die Propaganda jedenfalls nutzte ihre Chance, sie zu nähren und damit den „Durchhaltewillen“ der Bevölkerung zu stärken.

Nach der Niederlage blieb die Kollektivbestrafung aus. Die Erleichterung darüber auch. Die Angst vor Strafe wurde von der Publizistik sofort umgedeutet in die Polemik gegen die „Kollektivschuldthese“, die, da keine politische und moralische Autorität sie jemals vorbrachte, kurzerhand erfunden wurde.⁵⁰ Ihre tatsächliche Abwesenheit verhinderte nicht, daß sie von Anfang an reichlich Anlaß gab zur Entrüstung. Die Milde, die die Sieger walten ließen, wurde ihnen mit der Frechheit vergolten, ihnen einen kollektiven Freispruch – so wurde die Zurückweisung des Kollektivschuldvorwurfs stets eingesetzt – abzuverlangen.

Kollektive Schuld zu behaupten hieß, alle gleichermaßen für schuldig zu erklären: Hitler und den Hitlerjungen, den General und den Gefreiten, Krupp und Krause. Niemand ist so dumm, dies zu tun und damit von Hitler, dem General und dem Großindustriellen Schuld zu nehmen und sie egalitär auf alle zu verteilen. Und doch wird gegen den Vorwurf, den nie-

Durch ihre Anpassung an den „Unstaat“, ihre Verstöße gegen rechtstaatliche und moralische Maßstäbe aus Gründen der Niedertracht oder zur Wahrung des eigenen Vorteils hatte das Heer der Mitläufer zum Funktionieren des verbrecherischen Ganzen beigetragen. Nun mußten sie damit rechnen, mit den Protagonisten des Totalen Krieges identifiziert zu werden.

Ideologische und gesellschaftliche Vorgeschichte:

Georg Lukács, Die Zerstörung der Vernunft, Bd. I, Darmstadt und Neuwied 1973;

Helmuth Plessner, Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit des bürgerlichen Geistes, Frankfurt/M. 1974;

Ralf Dahrendorf, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1968;

Norbert Elias, Studien über die Deutschen, Frankfurt/M. 1989.

⁵⁰ *Norbert Frei, Von deutscher Erfindungskraft oder: Die Kollektivschuldthese in der Nachkriegszeit, in: Rechtshistorisches Journal, 16. Jg. (1997), S. 621 ff.*

mand erhebt, bis heute polemisiert. Zuletzt und besonders heftig bei Gelegenheit der Wehrmachtsausstellung, als beispielsweise ein angehender Ministerpräsident falsch daherlog: „Und ich erinnere an die Wehrmachtsausstellung unter der Schirmherrschaft des SPD-Landesvorsitzenden Reinhard Klimmt, mit der eine ganze Generation von Vätern und Großvätern pauschal als Mörder verunglimpft worden ist.“⁵¹

Mit dem bloßen Schlachtruf „Kollektivschuldthese!“ ist viel zu erreichen. Jede systematische Debatte über Nation und Nationalsozialismus oder über Hitler und die Deutschen, jeder Versuch einer historischen und soziologischen Analyse der deutschen Gesellschaft in den Jahren des Totalen Krieges kann mit ihm allemal als moralische Anmaßung denunziert werden. Daß die moralische Diskussion selbst in den Kinderschuhen stecken blieb – seit Jaspers doch recht peinlicher „Schuldfrage“⁵² schweigt die „Praktische Philosophie“, vormalis Ethik –, hängt offensichtlich auch mit dem Tabu zusammen, das durch die Erfindung der Kollektivschuldthese errichtet, wurde.

50 Jahre lang gegen einen Popanz anzurennen erfordert einige Energie. Niemand erhebt den Kollektivschuldvorwurf, keiner widerspricht denen,

Der Popanz des Kollektivschuldvorwurfs sitzt dort, wo ihn seine Feinde am wenigsten erwarten: in ihnen selbst. Durch ihn rekonstruiert sich das Phantasiebild der „Volksgemeinschaft“.

die ihn zurückweisen, und doch können sie sich nicht als Sieger fühlen. Sie müssen ihren Feind immer von neuem erfinden und vernichten. Dort, wo der Kollektivschuldvorwurf wirklich sitzt, vermuten ihn seine Feinde am wenigsten: in ihnen selbst. Ihre Spiegelfechtereie soll ihre Ahnung vertreiben, es könne „etwas dran sein“. Die Ahnung läßt sich aber nicht vertreiben, denn es ist „etwas dran“: die nationale Schuld der Deutschen. Die wird gespürt und verleugnet, bleibt also unbegriffen und ein ewiger Stachel.

Eine Nation, und dies zu begreifen weigert sich das Kollektivschuld-Tabu, ist ein – egalitäres – Kollektiv allenfalls im Phantasiebild der „Volksgemeinschaft“. Tatsächlich bildet sich die Nation aus dem Handeln und Unterlassen der Gesellschaft, das die Regierungshandeln bestimmt und beeinflußt. Sie ist in ihren Institutionen und Gliederungen hierarchisch strukturiert. Mächtige und einflußreiche Gruppierungen und Institutionen bestimmen den Weg der Nation zuerst. Die übrigen Mitglieder der Nation beeinflussen ihn in eher kleinerem als größerem Maße, sind jedoch nicht nur bloßes Herrschaftsobjekt, denn immerhin bleibt ihnen das Mittel der Verweigerung. Subjektiv verfolgen die Mitglieder der Nation ihre partiellen Ziele. Die objektive Wirkung ihres Tuns ergibt sich durch das ungeplante Zusammenwirken mit anderen im Nachhinein und ist von ihnen nicht zu überschauen. Aber dennoch glauben sich die Mitglieder der Nation mit deren Weg identifiziert. Diese Konstellation hat die Nation im Angesicht der Niederlage an Hitler gebunden. Nach der Niederlage wurde die ihr innewohnende Ungerechtigkeit ausgenutzt, um für den nationalen und individuellen Narzißmus gefährliche Diskussionen zu tabuisieren.

Theoretisch wäre das Problem, würde es angegangen werden, nicht unlösbar. Ein Weg könnte sein, zunächst anzuerkennen, daß es nicht ohne Wahrheit war, wenn die Mehrheit der Deutschen nach 1945 beteuerte: Das haben wir nicht gewollt. Würde man dies nicht als Entschuldigung des Getanen begreifen, sondern als Einladung zur Kritik aller Verhältnisse, unter denen die Wege der Nationen und Gesellschaften nicht vom freien und bewußten Willen ihrer Mitglieder gelenkt sind, könnte man konzedieren: In der Tat war ihr die Zielrichtung der dem Herrschaftssystem Deutschlands seit 1933 immanenten Dynamik hin zu Weltkrieg und Massenvernichtung nicht erkennbar. Ein einschlägiges Manifest wäre nur von wenigen Fanati-

⁵¹ Peter Müller, Landesvorsitzender der CDU Saar, in einem an Rentner adressierten Brief vom 13.8.1999. Man achte auf die Formulierung: *Eine Generation ist ein Mörder.*

⁵² Karl Jaspers, *Die Schuldfrage*, München und Zürich 1987 (zuerst Heidelberg 1946).

kern unterschrieben worden. Selbst Übereinstimmung mit der oder Beteiligung an der Politik des Terrors und der nationalen Euphorie, ja die Verehrung Hitlers – wahrgenommen als Erretter aus Wirtschaftskrise und nationaler Demütigung – könnte nur als solche verurteilt werden, nicht aber als zielgerichtetes Hinarbeiten auf den Totalen Krieg. Subjektive Blindheit für die objektiven Konsequenzen des jeweiligen Verhaltens enthebt jedoch nicht von der Pflicht, im Nachhinein – also dann, wenn die historische Situation der Verblendung überwunden ist – die Rolle des Partikularen für das Ganze zu analysieren und moralisch zu bewerten. Aufarbeitung von Schuld hieße, die – nachträglich erkannten – objektiven Folgen des subjektiven Handelns einzuräumen und dessen Gründe, z.B. Nationalismus, gewöhnliche Anpassung, Bereitschaft, in der Gemeinschaft aufzugehen usw. nicht als Entschuldigung und Gegensatz zum nationalsozialistischen Regime zu sehen, sondern genau dieses „normale“ Verhalten in Frage zu stellen. Dies hieße einzusehen, daß der Nationalsozialismus die Nation nicht vollständig zu seiner wahnhaften Ideologie bekehren mußte, sondern Dispositionen, wie sie der ganz gewöhnliche Alltag braucht, in seinen Dienst stellen konnte. Damit wäre nicht bloß Extremismus als Gefährdung zivilisierten sozialen Lebens erkannt, sondern die just von der bestehenden Gesellschaftsform verlangten Verhaltensweisen und Arbeitstugenden.

Diese Sicht erlaubte zu erkennen, daß es in der Gesellschaft eine erhebliche Spannbreite an Beteiligung gab. Je mehr das bloß diktatorische (noch nicht völkermörderische) System gestützt wurde, desto größer auch die Verantwortung für das spätere. Aktiven Widerstand zu leisten begründete selbstverständlich Unschuld, könnte aber nicht als alleiniger Maßstab gelten, da von niemanden verlangt werden kann, Leib und Leben zu riskieren. Wer jedoch – diese Chance besteht auch unter der Diktatur – nicht mehr

tat, als er aus ökonomischer Abhängigkeit heraus oder auf nicht zu unterlaufenden politischen Druck hin tun mußte, wer sich also der Mobilisierung der Nation entzog, kann sich als schuldlos betrachten. Er setzte zugleich einen allgemeingültigen Maßstab, an dem sich alle anderen messen lassen müßten. Zu bewerten wären, je nach dem individuellen Fall, verschiedene, nach dem Grad der Freiwilligkeit und nach dem Ausmaß der Ausnutzung der vom Regime erlaubten Verstöße gegen Gesetz und Moral zu differenzierende Stufen des Mittuns, und deren jeweilige Gründe. Lügen diese in starken ideologischen Überzeugungen, müßte man von einem hohen Grad der Übereinstimmung mit dem verbrecherischen Regime ausgehen. Dies allerdings milderte nicht das Urteil über Opportunismus, Anpassungsbereitschaft und gewöhnliche Niedertracht, wenn diese zu verbrecherischen Handlungen führten oder sie ermöglichten. Zu ermesen wären nach dem Grad und der Motivation der Beteiligung schließlich Fragen der Zurechenbarkeit: die jeweiligen Grade von Mündigkeit, Unmündigkeit und Entmündigung (etwa durch Verhetzung in der Jugend oder dezivilisierende Lebensumstände.)

Wären diese Fragen je diskutiert und an Hand von Beispielen und Grenzfällen präzisiert worden, hätten sie das Ergebnis haben können, daß nationale Schuld individuelle Unschuld und geringe, leicht verzeihliche Schuld nicht ausschließt. Dies Ergebnis wäre indessen peinlich gewesen für die Mächtigen und Einflußreichen und die, die dem verbrecherischen Regime durch verbrecherische Handlungen, ideologischen Fanatismus und eifrige Mitarbeit ihre Referenz erwiesen hatten.

Just der Polemik gegen den angeblich pauschalen Schuldvorwurf gelang

Subjektive Blindheit für die objektiven Konsequenzen des jeweiligen Verhaltens enthebt nicht von der Pflicht, im Nachhinein – also dann, wenn die historische Situation der Verblendung überwunden ist – die Rolle des Partikularen für das Ganze zu analysieren und moralisch zu bewerten.

es, die hier skizzierte Differenzierung zu verhindern. Die Einbildung, die bloße Zugehörigkeit zur Nation und ihren Institutionen werde zur Schuldzuweisung genutzt, trieb selbst die Schuldlosen und wenig Schuldigen in die Gemeinschaft derer, die Grund hatten, jegliche Schuld aller – von Hitler und einigen Paladinen abgesehen – zurückzuweisen. So wurde sogar Mitwisserschaft, die ja dann, wenn ein Verbrechen nicht zu verhindern oder anzuzeigen ist, keine Schuld begründen kann, in der künstlich erzeugten Angst vor dem Kollektivschuldvorwurf stets erbittert abgestritten.

In der pauschalen Abweisung jeder Schuld schloß sich die Nation erneut zusammen zu einer Volksgemeinschaft mit den Hauptschuldigen. Sogar solche Soldaten, die sich selbst zu Recht als Opfer hätten verstehen können, machten sich die Rechtfertigungslegenden ihrer Generale zu eigen und solidarisierten sich so mit denen, die sie ins Inferno geschickt hatten.

Ein paradigmatischer Fall neuer Volksgemeinschaft spielte sich im Saarland ab.⁵³ Der Großindustrielle Hermann Röchling, autoritärer Herr eines Hüttenwerks und geschworener Feind der Arbeiterbewegung, hatte bereits im Ersten Weltkrieg an der Ausplünderung und Zerstörung der ost- und nordfranzösischen Industrie teilgenommen. Seinem Kaiser hatte er eine Denkschrift vorgelegt, in der er die Annektion der französischen Erzfördergebiete und die Vertreibung der dortigen, von ihm als rassistisch minderwertig befundenen Bevölkerung vorschlug. Von Frankreich verurteilt, aber nicht eingesperrt, spielte er eine führende Rolle beim „Anschluß“ des Saargebietes an das nationalsozialistisch regierte Reich. Er freute sich, daß die nationalsozialistische Politik „an das Leben schlechthin der jüdischen Rasse“ rühre. In der Organisation der Kriegswirtschaft spielte er eine führende Rolle. Er beutete Zwangsarbeiter aus und betrieb zu deren Unterdrückung ein eigenes, besonders brutales Straflager. 1949 wurde er von einem

französischen Militärgericht zu zehn Jahren Haft verurteilt. Darauf erbaten sich 111 pensionierte Hüttenarbeiter, die Strafe für ihn abzusitzen.

Altes im Neuen

1945 haben die Alliierten Europa von der terroristischen und massenmörderischen deutschen Herrschaft befreit. Deutschlands moralische Katastrophe konnte nicht größer sein. Die deutsche Nation hat sich seither neu zu erfinden, und sie hat dabei Bedeutendes zuwegegebracht. Sie hat sich von nationaldarwinistischen und Sonderwegs-Ideologien freigemacht, Militarismus und Weltmachtsstreben sind ihr gründlich vergangen. Deutschland ist in den Kreis der westlichen Demokratien eingetreten. Die wirtschaftliche Belohnung dessen sorgte dafür, daß nichts an Politik und Ideologie der Mächtigen und Einflußreichen auf die Gefahr von Rückfälligkeit hindeutet.

Die Weigerung aber, nationale und individuelle Schuld zu thematisieren, hat im voröffentlichen Raum die neurotische Schuldabwehr auf Dauer gestellt. Diese treibt gehässige Rechtfertigungen hervor, die ihrerseits die Ressentiments reformulieren, von denen die Naziherrschaft wesentlich lebte. Hierin bleibt das neue Deutschland dem alten treu.

Daran wird sich nichts ändern. Denn jede Diskussion über Nation und Individuum und über die Verantwortung des Einzelnen für die objektiven Folgen seines Handelns für das Ganze muß eine Diskussion sein nicht nur über Diktatur und Demokratie in der Politik, sondern auch über Heteronomie und Autonomie in der Gesellschaft. Damit würde die Frage gestellt nach dem Verhältnis des demokratischen Staats zur von ökonomischen Abhängigkeiten und Zwängen strukturierten Gesellschaft. Und selten wirkte diese Frage so exotisch wie im heutigen ideologischen Klima.

53 S. Inge Plattenberg, Über die Beziehungen saarländischer Schwerindustrieller zum Nationalsozialismus, in: *Stadtverband Saarbrücken/Regionalgeschichtliches Museum (Hg.), 10 statt 1000 Jahre, Selbstverlag Saarbrücken 1988, S. 60 ff.*

Das jüdische Mädchen Anne Frank, das mit seiner Familie während der Besetzung der Niederlande durch die deutsche Wehrmacht zwei Jahre versteckt in einem Amsterdamer Hinterhaus lebte, kurz vor der Befreiung der Niederlande durch die Alliierten nach Auschwitz deportiert wurde und 1945 im Konzentrationslager Bergen-Belsen starb, ist in der deutschen Gedenk- und Erinnerungskultur so etwas wie ein Popstar. Im Herbst vergangenen Jahres wurde die „Anne Frank Ausstellung“ in Saarbrücken gezeigt. In der Spielzeit 1999/2000 führte das Saarländische Staatstheater das Stück „Das Tagebuch der Anne Frank“ von Frances Goodrich auf.

Das Tagebuch mit den Schilderungen des Lebens im Versteck – inzwischen millionenfach verkauft – ermöglicht den Lesern, darunter Generationen von Schülern, einen ersten Zugang zum Grauen des Holocaust. Da das Tagebuch jedoch mit der Verhaftung der Familie Frank abbricht, bleibt die Hölle der Konzentrationslager ausgespart. Die Berichte von KZ-Überlebenden mit ihrem schonungslosen Blick auf das Lagerleben fanden nicht im entferntesten eine ähnlich große Leserschaft. Ein Paradoxon: Gerade die naiv-sentimentale Identifikation mit diesem Opfer des Holocaust, dessen Tagebuch das Mitempfinden mit einem Einzelschicksal so erleichtert, verschleiert die Wirklichkeit des Völkermordes und der äußersten Entwürdigung nach Millionen zählender Menschen.

Inwiefern wird hier ein wohlfeiles, weil bequemes Surrogat des Gedenkens eingesetzt? Ist das Schicksal Anne Franks zu einem Rührstück verkommen, das den Strategien des Geschäfts und der Politik unterliegt? Hanno Loewy, Direktor des Frankfurter Fritz Bauer Instituts, behandelt in seinem Aufsatz, den wir in Auszügen abdrucken¹, unter anderem die Gemengelage der Interessen, die sich um die Rezeption des Tagebuchs ranken.

Das gerettete Kind

Die „Universalisierung“ der Anne Frank

Von Hanno Loewy

Die Trivialisierung eines Schicksals

Anne Frank, ihr Name und ihr Schicksal, wurde in den fünfziger Jahren, also lange vor dem Wort *Holocaust* (oder dem Wort *Shoah*), ja selbst noch vor dem Namen *Auschwitz* zum Synonym für das Verbrechen, dem sie zum Opfer fiel: die nationalsozialistische Vernichtung der Juden und des Judentums. Die Bearbeitung für Bühne und Film, vor allem die damit verbundenen Begleiterscheinungen, wurden zuweilen als amerikanische Trivialisierung belächelt, ein Phänomen, das die gebildeten deutschen Rezipienten in eine freundlich gönnerhafte Haltung versetzen konnte. Zugleich wurde auch in Deutschland gerade die Reduktion der Dimensionen des Grauens auf die persönliche, familiäre Erfahrungswelt enthusiastisch begrüßt, mit denen die Ermordete, aber nun wieder verlebendigte Anne Frank ihre Leser zur Identifikation einlud. Diese ambivalente Haltung ist aus der deutschen Rezeption jüngerer und jüngster Medienereignisse ja durchaus bekannt.

Die fulminante Verbreitung, das beinahe euphorische *Verstehen* dieses Textes in Deutschland hat mit diesem Umweg um den Globus möglicherweise viel zu tun. Die Übersetzung der Erfahrungen der Anne Frank in einen sich als „universalistisch“ verstehenden Deutungsrahmen scheint geradezu der Schlüssel zu ihrer Wirkung in Deutschland gewesen zu sein. Und daher lautet die erste These:

Die Amerikanisierung des Tagebuches von Anne Frank, von Lawrence L. Langer in seinem Essay *The Americanization of the Holocaust on Stage and Screen*² so treffend beschrieben, war eher eine Eindeutschung mit anderen Mitteln. Amerikanisierung, das bedeu-

¹ Der vollständige Aufsatz ist erschienen in: Stephan Braese, Holger Gehle, Doren Kiesel, Hanno Loewy (Hg.): Deutsche Nachkriegsliteratur und der Holocaust. Frankfurt a.M./ New York, Campus Verlag, 1998, Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, Band 6. Wir danken dem Autor für die freundliche Genehmigung zum Abdruck.

² Lawrence L. Langer, The Americanization of the Holocaust on Stage and Screen, in: ders., Admitting the Holocaust. Collected Essays. New York, Oxford 1995, S. 157-177. (Zuerst in: Sarah Blacher Cohen (Hg.), From Hester Street to Hollywood. Bloomington 1983.)

tete auch so etwas wie: Wunscherfüllung. In diesem Fall: die Erlaubnis zu einer Manipulation, für die man selbst nicht die Verantwortung übernehmen mochte und die aus dem vorgefundenen Material eben das zutage förderte, was man selbst in ihm zu finden wünschte. Und dies, obwohl man dabei ein Unbehagen verspürt, als wüßte man, etwas Ungehöriges zu begehen.

Broadway und Hollywood sind also, polemisch gesprochen, für die deutsche Rezeption des Tagebuches der Anne Frank so etwas wie die NATO für die junge Bundesrepublik.

Eine kritische Diskussion des Tagebuches und seiner Editions- und Rezeptionsgeschichte hat es im wesentlichen überhaupt nur in den USA (oder besser: im englischsprachigen Diskurs) gegeben. Stellvertretend zu nennen wären hier Lawrence Langer³, Alvin H. Rosenfeld⁴, Bruno Bettelheim⁵, Hannah Arendt, Sander Gilman⁶, James Young⁷, George Steiner⁸ und auf seine Weise Philip Roth, der Anne Frank in seinem sarkastischen Roman *The Ghostwriter*⁹ wieder auferstehen läßt, als junge Geliebte eines alternden Literaten, die glaubt, Anne Frank zu sein und die Vernichtung überlebt zu haben, und die, von dieser Vorstellung besessen, mit ansieht, wie

Anne Franks Botschaft: internationale Zusammenarbeit, wechselseitiges Verständnis, Toleranz, die moderne Erziehung, Jugendprobleme, moderne Kunst, die Rassenfrage und die Bekämpfung des Analphabetismus?

sie zur Ikone des Holocausts stilisiert wird. Dabei realisiert sie, daß sie als Lebende niemals so erfolgreich sein könnte wie als Tote. Es ist nicht Anne Franks Tod selbst, sind nicht die Umstände ihres Verhungerns in Bergen-Belsen, die den „Erfolg“ ihres Tagebuches ausmachen. Schon eher ist es der Umstand, daß sie als real Verschwundene, gewaltsam Ausgelöschte ihrer fortwährenden idealisierten Wiederauferstehung nicht im Wege stehen kann. So schrieb die *New York Post* nach der Premiere des Theaterstückes *The Diary of Anne Frank* von Frances Goo-

drich und Albert Hackett am 8. Oktober 1955, „(the play) brought about the reincarnation of Anne Frank – as though she'd never been dead“.¹⁰ [...]

Die „Botschaft“ der Anne Frank

Am 2. Oktober 1955, wenige Tage vor der Premiere, hatte Garson Kanin, der die erste Inszenierung des Stückes am Cort Theatre in New York verantwortete, der *Herald Tribune* folgende Kernsätze zu Protokoll gegeben: „Looking back, Anne Frank's death doesn't seem to me a wasteful death, because she left us a legacy that has meaning and value to us...“¹¹

Sie starb nicht umsonst, sondern für uns, sie hat uns eine Botschaft hinterlassen...

Die „Botschaft der Anne Frank“ ist zu einem stehenden Topos geworden. Anne Franks Tagebuch hat zudem eine weltweit operierende Institution möglich gemacht, die Anne Frank Stiftung in Amsterdam, und den Anne-Frank-Fonds in Basel, der die Einnahmen aus mehr als fünfundfünfzig verschiedenen sprachigen Ausgaben ihres Tagebuches verwaltet, mit einer Gesamtaufgabe, die es sich kaum noch zu schätzen lohnt, da sie etwa so schnell wächst wie die Weltbevölkerung.

Die Botschaft Anne Franks, jedenfalls das, was dazu erklärt worden ist, ist längst mit der Schlußzeile jenes Theaterstückes gleichgesetzt worden, auf dessen Geschichte ich noch ausführlicher eingehen werde: „Trotz allem glaube ich noch an das Gute im Menschen.“

Anne Franks „Botschaft“ umfaßte zugleich, so wollte es jedenfalls Annes Vater Otto Frank, der als einziger der Familie die Vernichtung überlebte, nicht weniger als „internationale Zusammenarbeit, wechselseitiges Verständnis, Toleranz, die moderne Erziehung, Jugendprobleme, moderne Kunst, die Rassenfrage und die Bekämpfung des Analphabetismus“.¹²

Das kleine Anne Frank Haus in Amsterdam wird heute von mehr als

3 Ebd.

4 Alvin H. Rosenfeld, Popularization and Memory: The Case of Anne Frank, in: Peter Hayes (Hg.), *Lessons and Legacies. The Meaning of the Holocaust in a changing World. Evanston 1991, S. 243-278.*

5 Z.B. Bruno Bettelheim, *The Ignored Lesson of Anne Frank in: Surviving and Other Essays. New York 1979, S. 246-257.*

6 Sander Gilman, Jüdischer Selbsthaß. Antisemitismus und die verborgene Sprache der Juden. *Efm. 1993, S. 314-334.* Das hierin enthaltene Kapitel über die Rezeption des Tagebuches der Anne Frank ist einer der wenigen in deutscher Sprache erschienenen Texte aus dieser Debatte. (*Originalausgabe: Jewish Self-Hatred. Baltimore 1986.*)

7 James E. Young, Das Anne Frank Haus, in: ders. (Hg.), *Mahnmale des Holocaust. München 1993, S. 107-113.*

8 George Steiner, Das hohle Wunder, in: ders., *Sprache und Schweigen. Essays über Sprache, Literatur und das Unmenschliche. Efm. 1969, S. 129-146.*

9 Deutsche Ausgabe: Philip Roth, *Der Ghost Writer. München 1980.*

10 Zitiert nach: Rosenfeld, *Popularization and Memory, S. 252.*

11 Ebd., S. 253.

einer halben Millionen Menschen im Jahr besucht (also ungefähr so häufig wie die Gedenkstätte in Auschwitz). Anne Frank sind in aller Welt Straßen, Schulen und Plätze, Wettbewerbe, Literaturpreise und weltweit präsen- tete Wanderausstellungen gewidmet, die Stiftung gibt jedes Jahr in verschiedenen Sprachen eine bunt illustrierte *Anne Frank Zeitung* heraus, in der Menschen davon erzählen, wie Anne Frank in Südafrika und Sarajevo, Australien oder Brooklyn gegen Rassismus und Nationalismus, Unterdrückung und Armut, Gewalt und Unwissenheit Mut machen soll. Der Name „Anne Frank“ muß zugleich mit rechtlichen Mitteln laufend wie ein Warenzeichen vor Plagiaten und Mißbrauch geschützt werden, z. B. wenn ein Textilienproduzent in China seine T-Shirts unter dem Namen „Anna Frank“ auf den Weltmarkt bringt.

Kleinlich danach zu fragen, wieviel diese Form der kollektiven Erinnerung noch mit der realen Erfahrung Anne Franks und dem Wortlaut ihres Tagebuches, ja selbst mit dem, was Anne Frank persönlich beschäftigt hat, zu tun haben mag: Es ist angesichts des quantitativ meßbaren ‚Erfolgs‘ ihrer moralischen Vermarktung geradezu unschicklich geworden. Korrespondiert diese oberflächliche Universalisierung jüdischen Leidens wirklich mit jenem Universalismus, mit dem Anne Frank in ihrem Tagebuch tatsächlich gerungen hat, oder eher mit eben jenem Gewaltverhältnis, in dem jüdische Identität von außen definiert und ein für allemal ausgelöscht werden sollte? Was war die Botschaft der Anne Frank, worüber schrieb sie in ihrem Tagebuch, worunter litt sie, worauf hoffte sie, woran glaubte sie?

Nicht erst das Stück und der Film, auch das Tagebuch selbst, das mehrere Generationen von Lesern verschlungen haben, war ein filigran amputierter Torso. Erst 1986 erschien in den Niederlanden, und 1988 erstmals in deutscher Übersetzung, das „vollständige“ Tagebuch von Anne Frank, und das heißt: auch die verschiedenen Fas-

sungen, die sie selbst von manchen Tagebucheinträgen hinterlassen hatte. So hatte Anne Frank 1944 tatsächlich damit begonnen, ihr Tagebuch für eine mögliche spätere Veröffentlichung zu bearbeiten. Doch nicht einmal die voluminöse textkritische Ausgabe¹³, auf die mittlerweile auch eine neue, vervollständigte Taschenbuchausgabe zurückgeht, ist gänzlich frei



von Zensur. Einzelne Passagen sind selbst hier noch gestrichen worden, mit Verweis auf den Wunsch der Familie Frank und das von Anne Frank „unrichtig“ und „unfreundlich“ vermittelte Bild ihrer Eltern.

Otto Frank hatte, als er im Herbst 1945 von Auschwitz nach Amsterdam zurückkehrte, von Miep Gies¹⁴ das Tagebuch seiner Tochter überreicht bekommen, das sie nach der Verhaftung der Familie Frank im Hinterhaus gefunden hatte. Die Lektüre muß für ihn unaussprechliche Qualen bedeutet haben, erinnerte sie ihn doch nicht nur an den Verlust seiner beiden Töchter, seiner Frau, und aller anderen, die im Hinterhaus zwei Jahre lang versteckt gelebt hatten. Anne Frank hatte ihrem Tagebuch, und vor allem darum geht es in ihm, ihren täglichen Kampf mit ihrer Familie, ihren Kampf um Selbständigkeit und Selbstfindung anvertraut – die Geschichte einer Adoleszenz, in der zunächst das Verhältnis

¹² So Otto Frank bei der Eröffnung des Museums im „Anne Frank Haus“ und des „Internationalen Jugendzentrums“ im Nebenhaus im Jahre 1960, zitiert nach Young, *Das Anne Frank Haus*, S. 110.

¹³ Die Tagebücher der Anne Frank. Hrsg. vom Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie, übers. von Mirjam Pressler, Efm. 1988.

¹⁴ Miep Gies gehörte zu den holländischen Freunden und Helfern der Familie Frank, die sie im Hinterhaus zu schützen versuchten.

zur Mutter sich bis zur Unerträglichkeit verschlechtert und der Vater zum idealisierten Gegenpol des Verstehens und Sichverstandenfühlens wird. Doch schließlich geht auch hier das Vertrauen verloren. Ein Junge ist in die Beziehungswelt eingetreten. Mit ihm zusammen kann sich Anne von der „Welt der Erwachsenen“ distanzieren.

Die äußere Bedrohung und das Leben im Versteck, die Unmöglichkeit selbstgewählter Beziehungen, die fortwährende Angst, entdeckt zu werden,

Anne Franks Thema ist nicht der Holocaust, sondern ihr Kampf um ihr Selbst im Angesicht einer Welt, in der die Erwachsenen die Moral, die sie predigen, fortwährend verraten.

durch irgendein Fehlverhalten das eigene Leben und das aller anderen zu gefährden, und schließlich die unendlichen Stunden des Tages, in denen kein Laut ertönen darf, in denen Zeit ist zum Schreiben, sie legen sich wie ein Brennglas über die Erfahrungen und Gefühle des jungen Mädchens, das im Begriff ist, eine Frau zu werden. Anne Frank hält sich zugleich selbst den Spiegel vor, mit einer Mischung aus kindlichem Narzißmus und schonungsloser Selbstreflektiertheit, die ihr Tagebuch heraushebt aus allen bekannten vergleichbaren Texten.

Ihr Thema ist nicht der Holocaust, sondern ihr Kampf um ihr Selbst im Angesicht einer Welt, in der die Erwachsenen die Moral, die sie predigen, fortwährend verraten – draußen, aber auch im Hinterhaus. Es ist das Drama eines begabten Kindes, das seine jungen Ideale von eben jenen verraten sieht, die ihr gegenüber die Welt der Moral, der Werte und Regeln repräsentieren.

Otto Frank entschied sich, trotz oder gerade wegen seiner Schuldgefühle gegenüber seiner Tochter, die er nicht hat retten können und deren Seelenlandschaft sich ihm nun auftut – er entschied sich nach überraschend kurzer Zeit dafür, Anne Franks Tagebuch zu veröffentlichen, sozusagen die Flucht nach vorne anzutreten. Eintragungen Annes, die sich mit ihren literarischen Ambitionen, ihren Hoff-

nungen auf die Zeit nach dem Krieg, ja auf ein Fortwirken ihrer schriftstellerischen Arbeit nach ihrem Tode beschäftigen, mögen ihm dabei wie eine Verpflichtung erschienen sein.

Otto Frank nahm signifikante Kürzungen vor. 1947 erschien das Tagebuch zuerst auf niederländisch, der Sprache, in der Anne Frank es geschrieben hatte. 1950 erschien es in französischer Sprache und in der deutschen Übersetzung von Anneliese Schütz im Verlag Lambert Schneider. Die Auflage, insgesamt 4500 Exemplare, war bescheiden, aber nicht kläglich. Otto Franks Retuschen am Tagebuch seiner Tochter bezogen sich augenscheinlich vor allem auf zwei Themen. Otto Frank wollte das Gedächtnis seiner Frau Edith nicht beflecken; von Annes Kampf mit ihrer Mutter blieb nur ein matter Widerschein übrig. Andere gestrichene Passagen oder umformulierte Stellen bezogen sich auf Annes freizügigen Umgang mit der eigenen körperlichen und sexuellen Entwicklung. Otto Frank mußte zu Recht fürchten, daß manche Äußerungen Annes das Buch in aller Unschuld auf den Index befördert hätten.

Andere Korrekturen erschließen sich jedoch erst bei genauerer Betrachtung. Hier interessieren uns nun besonders die Änderungen in der deutschen Ausgabe, von denen wir freilich nicht sagen können, inwieweit sie letztlich von Otto Frank selbst veranlaßt oder von der Übersetzerin zu verantworten sind. Alvin H. Rosenfeld hat in seiner Analyse eine Reihe von kleineren Änderungen miteinander korreliert, die sämtlich mit der Verwendung des Wortes „deutsch“ zusammenhängen. Dabei verschwinden zahlreiche Verweise auf die kollektive Zugehörigkeit der Täter. So wurde an einer Stelle aus den „Deutschen“¹⁵ „die besetzende Macht“ (Eintrag vom 18.5.1943), oder gar „die Unterdrückung“ (Eintrag vom 28.1.1944). An anderer Stelle wird aus: „gibt es keine größere Feindschaft auf dieser Welt als zwischen Deutschen und Juden“ die Feindschaft „zwischen diesen Deutschen und den Juden.“

¹⁵ Ich zitiere Anne Franks *Tagebuch aus der von Mirjam Pressler neu übersetzten Ausgabe von 1992* (Anne Frank, *Tagebuch*, Ffm. 1992), die wiederum auf der schon genannten „vollständigen“ Ausgabe von 1988 fußt. Die Vergleichszitate stammen aus der Taschenbuchausgabe von 1955 (Das Tagebuch der Anne Frank, Ffm. 1955), die auf der ersten deutschen Übersetzung von Anneliese Schütz von 1949 beruht.

(Eintrag vom 9.10.1942). Das hinzugefügte Wort wird auch noch kursiviert, also mit Betonung versehen.

Aus Anne Franks Bemerkung in ihrem „Leitfaden für das Hinterhaus“: „Erlaubt sind alle Kultursprachen, also kein Deutsch“, wird der Satz: „Alle Kultursprachen, aber leise!!!“

Interessanterweise werden aber auch die Hinweise darauf getilgt, daß Anne Frank selbst aus Deutschland stammt und die Franks mit deutscher Kultur stark verbunden sind. So wird jene schon zitierte Passage, die im Hinweis auf die Feindschaft endet, noch in einer anderen signifikanten Hinsicht manipuliert. Spricht Anne Frank tatsächlich davon, daß sie, von Hitler staatenlos gemacht, zu diesem Volk, den Deutschen, „eigentlich auch noch dazu“ gehört, so heißt es in der Übersetzung: „Und dazu gehörte ich auch einmal.“ So verschwindet auch der Hinweis darauf, daß ihre Mutter ihr „Gebete in Deutsch“ zum Lesen in die Hand drückt (29.10.1942), oder daß ihr Vater ihr ein Gedicht in deutscher Sprache geschrieben hat (13.6.1943). Offenbar schien es angeraten, das sehr reale Konfliktverhältnis und seine Spiegelung im Tagebuch, den ernüchterten Bezug auf den betrogenen Glauben an eine „gemeinsame Geschichte“, zu entkonkretisieren, ins Abstrakte aufzulösen. Damit eine Identifikation deutscher Leser mit Anne Frank möglich sein konnte, mußten auch die Hinweise auf ihre reale Nähe zu den Deutschen minimiert werden. Schließlich werden auch die Hinweise auf die Vernichtung, die in Anne Franks Tagebuch schon 1942 einsetzen und sich immer wiederholen, entkonkretisiert. So wird (ebenfalls im Eintrag vom 9.10.1942) aus „Polen“ die „Ferne, wohin sie verschickt werden“, und der Satz: „Wir nehmen an, daß die meisten Menschen ermordet werden“, fällt ganz unter den Tisch, während paradoxerweise die Erwähnung von Gaskammern stehen bleibt.

Das Tagebuch von Anne Frank wird 1955 schließlich als Fischer Taschenbuch herausgebracht. Doch auch dies

hat zunächst nur einen moderaten Erfolg. Ein Jahr später kommt *Das Tagebuch der Anne Frank* auf die Bühne, und damit kommt der Durchbruch zum Bestseller. Es ist eine Übersetzung der schon erwähnten amerikanischen Bühnenfassung ins Deutsche, die am 1. Oktober 1956 zugleich an sieben deutschen Bühnen, in Hamburg, West-Berlin, Aachen, Düsseldorf, Konstanz, Karlsruhe und in Dresden aufgeführt wird. Ein theaterpolitisches Großereignis, und dies nicht nur wegen der gleichzeitigen Aufführung in der DDR. Diese wird eher heruntergespielt, aus Gründen, die uns noch beschäftigen werden.

Der Erfolg der Dramatisierung

Waren Otto Frank und die Übersetzerin der deutschen Ausgabe, Anneliese Schütz, noch einigermaßen behutsam vorgegangen, so hatte das Theaterstück (und später der Film) den Charakter des Tagebuches in vielerlei Hinsicht in sein Gegenteil verkehrt. Vorausgegangen war der Dramatisierung ein letztlich tragischer Konflikt um die Rechte an diesem Stoff, der noch bis in die sechziger Jahre, ja bis zum Tode seiner Protagonisten reichen sollte. Ein Streit, in dem es neben persönlichen Verletzungen und Eitelkeiten vor allem um den Kern der Sache ging.

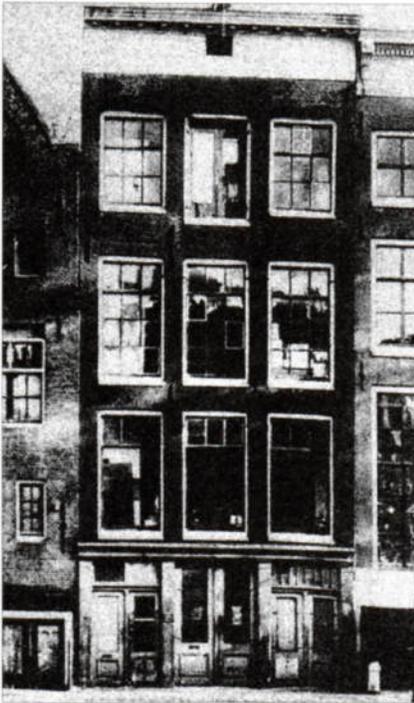
1950 hatte Meyer Levin, ein amerikanisch-jüdischer Schriftsteller, von seiner Frau Tereska Torres die französische Übersetzung des Tagebuches in die Hand gedrückt bekommen.

1944-45 hatte er als *war-correspondent* für amerikanische und jüdische Agenturen und Zeitungen über die letzten Monate des Zweiten Weltkrieges berichtet, über die Ardennen-schlacht und die Befreiung, das Schicksal der Überlebenden und über die Deutschen, denen er begegnete. Die

Hinweise auf die Vernichtung, die im Tagebuch schon 1942 einsetzen und sich immer wiederholen, werden entkonkretisiert. So wird aus „Polen“ die „Ferne, wohin sie verschickt werden“ (9.10.1942)

Konfrontation mit den Toten der Lager brachte eine Wende in seinem Leben. Ihnen seine Stimme zu verleihen, sollte so etwas wie seine Obsession werden. [...]

Noch im September 1950 schrieb Meyer Levin an den französischen Verlag, und es gelang ihm, Otto Frank für eine Bühnenfassung des Tagebuches zu interessieren. Otto Frank verhandelte zu diesem Zeitpunkt, noch ohne Erfolg, mit Verlagen in England und den USA über eine englische Übersetzung. Meyer Levin bot an, ihn auch dabei zu unterstützen. Meyer Levins enthusiastische Kritik in *The New York Times Book Review* sollte im Juni 1952 erheblich zum überwältigenden Erfolg der amerikanischen Ausgabe beitragen, deren erste Auflage schon am



Anne Frank Haus,
Prinsengracht 263, Amsterdam

Erscheinungstag ausverkauft war. Innerhalb weniger Wochen waren drei Auflagen mit 45 000 Exemplaren verkauft.

Levin versuchte nicht nur, quasi als Franks Agent, einen Produzenten für eine mögliche Bühnenadaption zu finden, er brachte auch nachdrücklich

sich selbst als Autor dafür ins Spiel, ein Rollenkonflikt, der sich bald als fatal erweisen sollte. Otto Franks Vertrauen in den als Bühnenautor noch kaum in Erscheinung getretenen Romancier und Journalisten erwies sich als begrenzt. Die Geschichte der wachsenden Spannung zwischen Meyer Levin und Otto Frank, die von einer freundschaftlichen Beziehung schließlich zu Haß, Gerichtsverhandlungen, Pressekampagnen und einer lebenslangen Feindschaft führte, kann hier nicht erzählt werden. [...]

Der Streit um die Interpretation von Annes Tagebuch kreist bis heute um diesen Konflikt. Noch in einer Publikation aus dem Jahre 1995 schrieb Vincent C. Frank-Steiner, der damalige, mit Otto Frank nicht verwandte, Präsident des Anne-Frank-Fonds in Basel: „Die Frage nach der Bedeutung des Judentums für Anne Frank wurde bisher nicht beantwortet“¹⁶, um an gleicher Stelle herablassend über Meyer Levin zu urteilen: „Darin liegt die wahre Ursache für den Streit mit Meyer Levin. Dieser Autor sah in Anne Frank ein religiöses, zionistisches jüdisches Mädchen. Diese enge Sicht ist sicherlich falsch. Levins Stück wurde vom Publikum nie akzeptiert und kaum je aufgeführt – meines Erachtens aus gutem Grund. Meyer Levin konnte dies nie verwinden und zerbrach an dieser Problematik.“ Die Infamie, die in diesen Sätzen steckt¹⁷, macht zwar nicht Meyer Levins Verschwörungstheorien plausibel, wohl aber seine verzweifelte Wut. Nicht aufgeführt, jedenfalls nie von einem professionellen Theater, wurde Meyer Levins Stück *Anne Frank* nämlich nur aus einem Grund: weil es nicht aufgeführt werden durfte, weil Otto Frank und in seiner Nachfolge eben jener Anne-Frank-Fonds in Basel jede Aufführung des Stückes untersagt hatten. Genau dies war ja der Kern des Rechtsstreites mit Meyer Levin gewesen. [...]

Zionistisch engagiert war Meyer Levin tatsächlich, aber nicht die Anne Frank, die er auf die Bühne stellen wollte. Von einem jüdischen Staat ist in

16 Vincent C. Frank-Steiner, Der kleinste gemeinsame Nenner des Humanen, in: *Stapferhaus Lenzburg* (Hg.), Anne Frank und wir. Zürich 1995, S. 188.

17 Levins Version ist bis heute nicht veröffentlicht worden. Eine von Levin selbst in den siebziger Jahren produzierte Broschüre mit dem Text erreichte nie den Buchhandel und wurde von ihm, aus rechtlichen Gründen, mit dem Hinweis „Privately published by the author for literary discussion“ versehen. Sie gibt offenbar den Text in der Bearbeitung von Batya Lancet und Peter Frye für das Israel Soldiers Theatre wieder. Ein Exemplar, auf das ich im folgenden Bezug nehme, wurde mir von Meyer Levins Sohn Mikael Levin zur Verfügung gestellt.

seiner Dramatisierung nicht die Rede. Palästina wird erwähnt, und zwar in eben jenem Kontext, in dem auch Anne Frank es in ihrem Tagebuch tut, im Bezug nämlich auf die Pläne von Annes Schwester Margot, nach dem Kriege in Palästina Krankenschwester werden zu wollen. Mit ihrer Religion und der Frage nach jüdischer Identität setzt sich Meyer Levins Anne Frank freilich betont engagiert auseinander. Meyer Levin gelang es, eine ganze Reihe von Tagebucheinträgen Anne Franks in lebendige Konversationen zwischen den Eingeschlossenen im Versteck aufzulösen – Tagebucheinträge, in denen Anne Frank nach ihrem ganz persönlichen Glauben sucht, sich gegen das mechanische Rezitieren der Gebete wehrt, die ihre Mutter ihr abverlangt, in denen sie auf einem Individualismus ihrer religiösen Gefühle beharrt. Meyer Levin war weit davon entfernt, Anne Frank einen jüdischen Traditionalismus anzudichten. Wohl aber stilisierte er einen Chanukka-Abend, der den 2. Akt füllt – und der auch in Goodrich/Hacketts Stück zentral plaziert ist – in epischer Breite zu einem Drama der Identitätsfindung, [...]

Meyer Levin wollte aber auch jenen Tagebucheintrag auf die Bühne bringen, dessen Schicksal als symptomatisch für die weitere Adaptiongeschichte des Tagebuches gelten muß. Am 11.4.1944 hatte Anne Frank in ihr Tagebuch geschrieben:

„Wir sind sehr stark daran erinnert worden, daß wir gefesselte Juden sind, gefesselt an einen Fleck, ohne Rechte, aber mit Tausenden von Pflichten. (...) Einmal wird dieser schreckliche Krieg doch vorbeigehen, einmal werden wir doch wieder Menschen und nicht nur Juden sein! / Wer hat uns das auferlegt? Wer hat uns Juden zu einer Ausnahme unter allen Völkern gemacht? Wer hat uns bis jetzt leiden lassen? Es ist Gott, der uns so gemacht hat, aber es wird auch Gott sein, der uns aufrichtet. Wenn wir all dieses Leid ertragen und noch immer Juden übrig bleiben, werden sie einmal von Verdammten zu Vorbildern werden. Wer weiß, vielleicht

wird es noch unser Glaube sein, der die Welt und damit alle Völker das Gute lehrt, und dafür; dafür allein müssen wir leiden. Wir können niemals nur Niederländer oder nur Engländer oder was auch immer werden, wir müssen daneben immer Juden bleiben. Aber wir wollen es auch bleiben. (...) Gott hat unser Volk nie im Stich gelassen, durch alle Jahrhunderte hindurch mußten Juden leiden. Aber durch alle Jahrhunderte hindurch sind sie auch stark geworden.“



Anne Frank Haus, Annes Kammer

Aus dieser von Levin zitierten Passage war 1955 auf der Bühne am Broadway schließlich der folgende Satz geworden: „We’re not the only people that’ve had to suffer. There’ve always been people that’ve had to ... Sometimes one race ... sometime another ...“¹⁸

„Trotz allem glaube ich noch an das Gute im Menschen.“

1953 hatten Otto Frank und sein Produzent Kermit Bloomgarden die Autoren für die Adaption gefunden. Frances Goodrich und Albert Hackett, zwei Drehbuchschreiber aus Hollywood, die nicht durch eigene Theaterstücke, sondern durch, insbesondere am Box-Office, erfolgreiche Drehbücher bekannt waren, für Musicals und Komödien wie *It’s a Wonderful Life* oder *Easter Parade*.

Als es im Oktober 1955, nachdem ihr Stück mindestens achtmal überarbeitet worden war, am Cort Theatre in New York zur Uraufführung kam, war das daraus geworden, was Otto Frank sich tatsächlich erhofft hatte: ein

¹⁸ Frances Goodrich, Albert Hackett, *The Diary of Anne Frank*. New York 1956, S. 168. Die deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel: *Das Tagebuch der Anne Frank*. Ein Schauspiel. (Ffm. 1958, Taschenbuch). Dort findet sich die entsprechende Sequenz auf S. 143.

Welterfolg. Und es ist anzunehmen, daß der optimistische Grundton des Stückes seine Zustimmung gefunden hat, ein Grundton, der Anne Franks Liebesgeschichte ins Zentrum rückt, ihre zarte Beziehung zu Peter, dem Sohn der zweiten im Hinterhaus versteckten Familie. Eine Beziehung, die in Wirklichkeit viele traurige, desolante Seiten aufweist, die Meyer Levin in seiner Version noch versucht hatte, in ihrer Widersprüchlichkeit nachzuempfinden. Am Ende des Stückes von Goodrich und Hackett stehen sie gemeinsam, Arm in Arm, am Fenster und schauen in den Himmel.

Das allerletzte Wort hat freilich Otto Frank selbst, und es führt zurück zu den Motiven, die ihn angetrieben ha-

Selbst das, was sich an Hinweisen von Anne Franks Wissen um Deportation, Lager, Gaskammer und Massenmord in der gekürzten Fassung ihres Tagebuches vorhanden war, wurde aus dem Theaterstück von Goodrich und Hackett verbannt.

ben, sich dem Tagebuch seiner Tochter zu verschreiben. Die Rahmenhandlung des Stückes, Franks Rückkehr nach Amsterdam im Herbst 1945, wo er das Tagebuch ausgehändigt bekommt, setzt den Schluß: Otto Frank, 1945 im Hinterhaus das Tagebuch lesend, beendet seine

Lektüre. Er erzählt von Annes Weg in die Lager. Wie es ihr dort erging, erfahren wir nicht, aber: „so seltsam es klingen mag, daß ein Mensch im Konzentrationslager glücklich sein konnte – in dem Lager in Holland, in das wir zuerst gebracht wurden, war Anne glücklich. Nach zwei Jahren des Eingesperrtseins in diesen engen Räumen konnte sie wieder draußen sein, draußen in der Sonne und an der frischen Luft, die sie so sehr entbehrt hatte.“¹⁹

Er blättert im Tagebuch und er findet jene Stelle, die zur Summe des Stückes werden soll. Annes Stimme ertönt, und wiederholt jenen schon kurz zuvor ausgesprochenen Satz: „In spite of everything, I still believe that people are really good at heart.“²⁰ („Trotz allem glaube ich noch an das Gute im Menschen.“) Doch es folgt noch ein letzter Satz Otto Franks: „Wie

sie mich beschämt“, ein Satz, in dem möglicherweise mehr mitschwingt, als die Autoren es ahnten.

Die Hinweise, die Anne selbst in ihrem Tagebuch auf das gibt, was sie erwartet, ihr Wissen um Gaskammern, Massenmord und Lager, auch über die Zustände in Westerbork, ihre Schuldgefühle gegenüber den Freundinnen, von deren Deportation sie erfährt, all das, was auch die gekürzte Fassung des Tagebuches durchaus noch an Schrecken bereithielt, war aus dem Szenario des Stückes fast vollständig verbannt.

Ein Jahr später, im Oktober 1956, kam das Stück auch auf die deutsche Bühne, und die Auflage des Tagebuches schnellte in die Höhe. Die Wahrnehmung dessen, was in diesem Tagebuch zu lesen sei, war nun durch die Brille des Stückes eingefärbt. 1957 folgte in den USA die Verfilmung durch George Stevens, 1959 wurde daraus auch in Deutschland ein großer Kinoerfolg.

Kanonisch wurde nun Anne Franks Satz, sie glaube trotz allem an das Gute im Menschen. Im Tagebuch selbst folgt auf diesen Satz freilich eine höchst ambivalente Passage:

„Es ist mir nun mal unmöglich, alles auf der Basis von Tod, Elend und Verwirrung aufzubauen. Ich sehe, wie die Welt langsam immer mehr in eine Wüste verwandelt wird, ich höre den anrollenden Donner immer lauter; der auch uns töten wird, ich fühle das Leid von Millionen Menschen mit. Und doch, wenn ich zum Himmel schaue, denke ich, daß sich alles zum Guten wenden wird, daß auch diese Härte aufhören wird, daß wieder Ruhe und Frieden in die Weltordnung kommen werden.“ (15.7.1944)

An anderer Stelle hat sie diesen Wechsel vom Dunkel zum Licht noch fatalistischer formuliert:

„Ich glaube nicht, daß der Krieg nur von den Großen, von den Regierenden und Kapitalisten gemacht wird. Nein, der kleine Mann ist ebenso dafür. (...) Im Menschen ist nun mal der Drang zur Vernichtung, ein Drang zum Töt-

¹⁹ Ebd., S. 147f.

²⁰ Goodrich/Hackett, The Diary of Anne Frank, S. 170, 174; in der dt. Ausgabe S. 144 und S. 149.

schlagen, zum Morden und Wüten, und solange die ganze Menschheit, ohne Ausnahme, keine Metamorphose durchläuft, wird Krieg wüten, wird alles, was gebaut, gepflegt und gewachsen ist, wieder abgeschnitten und vernichtet, und dann fängt es wieder von vorn an.“ (3.5.1944)

Von all diesen Widersprüchen darf die Botschaft der Anne Frank nicht getrübt sein. Über die Theater- und Filmpremieren schreiben die Zeitungen unter Überschriften wie diesen: „Zeugnis des Guten im Menschen“, „Menschenliebe aus einer Fülle von Haß“, „Zeugnis reinen Herzens aus der Zeit des Grauens“, „Gedenkstunde der Menschenangst“.

Und immer wieder wird betont, wie eng sich Goodrich/Hackett an den originalen Wortlaut des Tagebuches gehalten hätten, ein offenbar gut kultiviertes Gerücht. „Fast immer“, so die FAZ am 3. Oktober 1956, „kommt der originale Text zur Sprache.“

Die Theateraufführungen im Oktober 1956 und später nahmen den Charakter von Gedenkveranstaltungen an, auf die Aufführungen folgte minutenlanges Schweigen. [...] In Frankfurt wurde seit 1957 der Geburtstag Anne Franks als Gedenktag begangen, ein Ritual, über das später noch zu sprechen sein wird.

Am 24. Juni 1962, also dem ersten Geburtstag Anne Franks nach dem Mauerbau, schlägt Werner Hess den Bogen vom Schuldbekenntnis zum Kalten Krieg, vor allem aber zu einem neuen historischen Kulturauftrag der Deutschen.

Zunächst konstatiert er, daß die Jugend von der Vergangenheit nichts wissen, das Erbe der Väter nicht antreten wolle. Er konstatiert, unter anderem mit dem Verweis auf den Eichmann-Prozeß vor einem „israelitischen [sic] Gericht“, daß es nicht möglich sei, „sich an jenem hemmenden Felsblock der Irrung und der Schuld vorbeizudrücken und seinen Privatweg in das Untergeholz und Gestrüpp der Zeit zu suchen. Nein, es wird uns nichts anderes übrig bleiben, wenn wir leben wol-

len – oder besser gesagt wenn wir als Volk leben wollen, dann müssen wir mit unserer Hände Kraft und ganz bewußt diesen Felsen aus dem Weg rollen und versuchen, unsere Zukunft zu bewältigen.“ Und dann wird er deutlicher: „Das ist das Erschrecken, das ausgeht von diesem Mädchen Anne Frank und seinem Schicksal. Denn es ist eben nicht Vergangenheit, sondern an anderem Ort, unter anderem Vorzeichen dauert es an und wächst, jenes nihilistische Geringschätzen alles Menschlichen, aller Bindungen, aller Gottähnlichkeit, die den Menschengeschöpfen eignet, namens irgendeiner Ideologie (...). Sind wir wirklich darüber hinaus, daß wir heute in dieser Feierstunde sagen könnten, dies gehört ein für alle Mal der Vergangenheit an? Die Zeit der KZ und der willkürlichen zynischen Massenvernichtung, die Zeit der Bombennächte, der Trecks und des Untergangs, die Zeit, in der die vier Besatzungszonen damals 12,5 Millionen sogenannter Flüchtlinge und Aus-

gewiesene aufzunehmen hatten. Was hat sich geändert seitdem. Bis zum 13. August 1961 haben 2,6 Millionen Menschen aus der Sowjetzone im Westen die Notaufnahme beantragt, und seit die Mauer gebaut ist, knattern die Schüsse der uniformierten Jäger auf das Freiwild Mensch, das das einzige Verbrechen begeht, von seinem deutschen Vaterland in sein deutsches Vaterland hinüberwechseln zu wollen. (...) Und wieder hängen in Deutschland Tote in den Stacheldrähten, Unschuldige, Unbekannte, Menschen wie du und ich oder wie Anne Frank.“

„... seit die Mauer gebaut ist, knattern die Schüsse der uniformierten Jäger auf das Freiwild Mensch, das das einzige Verbrechen begeht, von seinem deutschen Vaterland in sein deutsches Vaterland hinüberwechseln zu wollen ... Unbekannte, Menschen wie du und ich oder wie Anne Frank ...“

Seine Rede greift aus bis nach Tibet und Laos und endet mit einem selbstbewußten Fazit: „Wir haben eine Botschaft an diese grandiose Zukunft, die sich da draußen ankündigt, und an unsere Jugend, die stolz sein soll, diese

*Botschaft gerade aus Deutschland weiterzutragen in eine neu sich formende Welt. (...) hier öffnen sich metaphysische Zusammenhänge, von denen gerade wir Deutschen etwas sagen können.*²¹

Die DDR war unterdessen selbst nicht untätig geblieben, um ihre eigene Version der Anne Frank dem Westen entgegenzusetzen. Erwähnt werden soll an dieser Stelle vor allem der Film *Ein Tagebuch für Anne Frank*, den die DEFA-Dokumentarfilmabteilung 1958 herausbrachte.

Ein Tagebuch für Anne Frank beginnt mit der Begeisterung eines jungen Mädchens, das am Deutschen Theater in Berlin (Hauptstadt der DDR) für die Rolle der Anne Frank

Das jüdische Kind
diente als Medium
der Verpflichtung
zum kommunistischen
Widerstand,
seine Rettung
wurde zum Mythos
der Erlösung aus
der Barbarei.

ausgesucht wurde. Eine väterliche Stimme aus dem Off freut sich mit ihr und für sie, lenkt dann aber die Aufmerksamkeit auf Annes Schicksal *nach* dem Tagebuch, also ihre Verhaftung, Deportation und Ermordung. Damit freilich bleibt der Film

nicht stehen, der im Zusammenhang einer Reihe von DEFA-Dokumentarfilmproduktionen zu sehen ist, die sich Ende der 50er Jahre nach zehnjähriger Abstinenz gegenüber der Thematisierung des Holocaust wieder verstärkt dieses Teils der Geschichte annahm, freilich mit einer nun präzise gegen den Westen gerichteten Spitze.

Auch *Ein Tagebuch für Anne Frank* (ein Titel, den die Dramaturgie des Films an keiner Stelle einlöst, denn nicht um irgendein persönliches Verhältnis zu Anne Frank geht es hier) konzentriert sich vor allem darauf, einzelne Täter, die schuld an Anne Franks Tod sind, dingfest zu machen und ihre Nachkriegskarrieren in der BRD zu entlarven. Insbesondere die IG Farben spielen natürlich eine Hauptrolle. Dabei ist der Film zuweilen erfrischend deutlich, wenn die betreffenden Herren in fetter Wohllebigkeit am Starnberger See oder beim Verlassen ihrer Garage mit dem Auto aufgespürt und

ihre Adressen bekannt gegeben werden. Für Anne Frank interessierten sich die Autoren Joachim Hellwig und Günther Deicke freilich nur am Rande.

Ebenfalls 1958 erscheint in der DDR der Roman *Nackt unter Wölfen* von Bruno Apitz. Es ist unwahrscheinlich, daß die Entstehung des Buches durch den Erfolg des Tagebuches von Anne Frank in Westdeutschland beeinflusst worden ist. Bruno Apitz hat jedenfalls seit 1955 von seiner Arbeit an dem Buch gesprochen. Retrospektiv läßt sich freilich von Apitz' Roman geradezu als Gegenentwurf zum Tagebuch der Anne Frank sprechen. *Nackt unter Wölfen* entwickelte sich zu einem der meistgelesenen Bücher der DDR, insbesondere auch in seiner Funktion als Schullektüre. Auch in *Nackt unter Wölfen* werden die Situation des Lagers und das Schicksal der Verfolgten um die Figur eines jüdischen Kindes herum entwickelt. Doch das jüdische Kind bleibt selbst ein reines Objekt der Rettungstat des kommunistisch geführten Widerstandes im Lager, der schließlich in der Darstellung der „Selbstbefreiung“ gipfelt. [...]

Dem Widerstand gelingt es schließlich, den menschlichen Impuls, das Kind zu retten, und die Forderungen der Konspiration und des illegalen Kampfes, das Humane und das Politische miteinander zu versöhnen. Das Kind (und damit der Jude) wird gerettet, ohne jemals ein Subjekt geworden zu sein – es dient als Medium der zu sich selbst und zur vollendeten Humanität findenden Widerstandskämpfer, als Verpflichtung des politischen Kampfes. Die Rettung des Kindes wird zum Mythos der Erlösung aus der tiefsten Barbarei, der drohenden eigenen Verrohung durch den Terror des Gegners.

Das Ritual der Wiedererweckung

Im Westen hingegen mußte Anne Frank, das unschuldige Opfer, tot sein, um jedes Jahr aufs neue zum Leben erweckt werden zu können. Die Veran-

²¹ Werner Hess,
Rede zur Anne-Frank-
Gedenkfeier am 24. Juni 1962,
unveröffentlichtes Manuskript,
Pressearchive des Hessischen
Rundfunks.

Anne Frank Haus, staltungen in der Aula der Frankfurter
Dachboden Universität folgten bald einem festge-
legten Schema, das uns allen wohlbe-



kannt ist. Auf die Begrüßung durch einen Politiker folgen ein oder zwei Gedenkreden, wie die von Hess, aber auch von Eugen Kogon, Fritz Bauer, Robert Kempner oder Max Horkheimer. Am Schluß stand regelmäßig ein musikalisches Rahmenprogramm, sozusagen ein Geburtstagsständchen für Anne Frank. Dann und wann wurde das Fernbleiben der Jugend beklagt, so auch 1970. In diesem Jahr freilich waren auch die meisten Älteren fortgeblieben, und im Saal verloren sich ungefähr 70 Menschen im Durchschnittsalter von sechzig Jahren. Das jährliche Ritual der Geburtstagsfeier wurde eingestellt, und es wurde still um Anne Frank. 1979 erst wieder, Anne Franks 50. Geburtstag stand bevor, erinnerte man sich in Frankfurt an sie. Für eine Gedenkfeier allerdings zu spät.

1957 lag auf dem Rednerpult noch ein symbolisches Geburtstagsgeschenk für Anne Frank, ein Strauß bunter Sommerblumen. Und die *Frankfurter Neue Presse* berichtete über den achtundzwanzigsten Geburtstag unter anderem mit den Worten: „Das kleine jüdische Mädchen, von dem man nicht

einmal weiß, wie es sterben mußte, hat gesiegt.“

Ähnlich äußerte sich 1957 auch Norbert Mühlen, der eine große Zahl von Gesprächen mit deutschen Besuchern des Stückes geführt hatte, in einem Bericht für die *Anti Defamation League*.

„The extent to which Anne Frank has become a symbol struck me again when a young Berlin dancer – a girl raised in a strong nazi home but without any political interests – said on mention of Anne Frank’s name: ‚Isn’t it wonderful that a girl who went through so much suffering could still say, ‚I believe in the goodness of man‘. The dancer had never read the book or seen the play, yet she repeated the quotation accurately. For Anne Frank’s influence has been infinitely wider than the immediate audience for the play and book. Anne Frank has become a witness and a teacher to her survivors. Thus her homecoming to the country which expelled her and then killed her has become a strange but heartening kind of triumph.“²²

Alvin Rosenfeld zieht aus Norbert Mühlens Beobachtungen einen anderen, bitteren Schluß:

„In a word, Anne Frank has become a ready-at-hand formula for easy forgiveness. Far from this development representing her triumphant homecoming to the country that first expelled and then killed her, it represents quite the reverse: the triumph of Anne Frank’s former countrymen over her. In her name, they have, after all, forgiven themselves.“²³

Die „Universalisierung“ Anne Franks, sie verrät den Universalismus, mit dem Anne Frank selbst in ihrem Tagebuch ringt. „Universalisiert“, freilich als das Böse schlechthin, nämlich als die angeblichen Erfinder des Gewissens, hatten schon die Nazis, hatte von jeher der Antisemitismus die Juden. Sie waren nicht eine Religion unter Religionen, auch nicht eine Rasse unter Rassen, sondern das Phantom

Hat das kleine jüdische Mädchen, von dem man nicht einmal weiß, wie es sterben mußte, zuletzt über das Böse den Sieg davongetragen?

²² Norbert Mühlen, The return of Anne Frank, in: *The ADL Bulletin*, Juni 1957, S. 2.

²³ Alvin Rosenfeld, Popularization and Memory (s. Anm. 4), S. 271.

eines Gegenprinzips hinter den „Masken“ der Realität, über dessen Auslöschung die eigene innere Einheit, der Sieg deutschen Wesens zu stiften sei. Insofern war das, was die Nazis auch an Anne Frank exekutierten, vergleichbar einem nationalen Gründungsopfer – eine negative Universalisierung im Dienste eigener Identität.

Anne Frank selbst schrieb dazu, halb im Scherz, halb im Ernst, die jüdische Auserwähltheit könnte doch

„Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen: darin liegt der Kern dessen, was wir zu sagen haben.“

Primo Levi

auch einmal zur Abwechslung zum Guten ausfallen. Sie war alles andere als eine Märtyrerin, gerade dann, wenn sie über ihre Verfolgung zuweilen schrieb wie über ein Abenteuer.

Und wenn sie davon sprach, irgendwann einmal etwas schreiben, etwas gestalten zu wollen, das auch nach ihrem Tod weiterlebt, dann wollte sie noch lange nicht *für etwas* sterben.

Die Vorstellung, die jüdischen Opfer könnten ein Vorbild sein für die Menschen einer Welt nach der Katastrophe, wie Anne Frank dies erträumte, mutet angesichts dessen als ein hilfloser Versuch an, den eigenen Leiden einen Sinn zu verleihen. Und dies gilt vielleicht auch für Meyer Levins Bemühen, das Tagebuch Anne Franks in eine jüdische Perspektive einzuordnen.

Etwas anderes aber ist es, sie zum „Spiegel“ zuzurichten, in dem sich alle, auch ihre Mörder, betrachten können. Der „Humanismus“, der solches unternimmt, setzt die Auslöschung des Gesichtes, das ihn anschaut, bereitwillig oder unfreiwillig fort, anstatt ihr zu widersprechen.

So ist die „Universalisierung“ der Anne Frank nicht bloße Leichenflederei, sie ist die Vollendung ihrer Vernichtung.

Und Anne Franks Botschaft an die Jugend der Welt? Anne Frank war im Hinterhaus nicht nur mit der immer fragwürdiger werdenden Welt der Erwachsenen konfrontiert, ihren Verbo-

ten und Eifersüchteleien, ihrer Heuchelei und ihren Gebeten, ihrer Moral und ihrer Scham. Unerträglich war das Hinterhaus für Anne Frank, und retend das Tagebuch, weil all das Schlechte in der Welt, alle Verfolgung und alle Angst, alle Einschränkungen, die „vernünftigen“ wie die aus Eigensucht geborenen, ihr gegenüber durch Menschen repräsentiert wurde, die sie liebte, wenigstens lieben wollte – daß sie sich von Menschen ablösen wollte, ablösen mußte, mit denen sie zugleich gemeinsam jeden Tag um ihr Leben bangen mußte.

Anne Frank darf auch deswegen nicht sterben, sie wird auch deshalb jeden Tag aufs neue gerettet, weil sie nicht Kind bleiben darf, nicht rebellisch, nicht aggressiv und launisch, wechselhaft und ihre Phantasie lebend. Sie soll erwachsen werden, den Erwachsenen helfen, die Welt in Ordnung zu bringen, der Jugend moralische Lehren zu erteilen, Gewalt zu bekämpfen, Haß einzudämmen. Sie soll als Beruhigungsmittel wirken in einer aus den Fugen geratenen Welt. Sie soll Otto Frank nicht allein lassen mit seiner Schuld, die gar nicht existiert, seinem Schuldgefühl, ohne das er nicht hätte weiterleben können. Das er brauchte, um sich zu dem, was geschehen war, überhaupt in ein menschliches Verhältnis setzen zu können.

Harry Mulisch schrieb einmal, eine trotzig Hoffnung aussprechend, das *Tagebuch* sei eine „mächtige Waffe gegen den Faschismus“. Daß Auschwitz „sich ereignet hat, ist die mächtigste Vorbeugung gegen eine Wiederholung“.²⁴ Primo Levi hingegen hat fatalistischer argumentiert: „Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen: darin liegt der Kern dessen, was wir zu sagen haben.“²⁵ [...]

24 Harry Mulisch, Das Mädchen und der Tod. Anne Frank zum Gedenken, in: *Die Zeit*, 18.4.1986. Wiederabgedruckt in: Harry Mulisch, Die Säulen des Herkules. München, Wien 1997, S. 172-183.

25 Primo Levi, Die Untergegangenen und die Geretteten. München, Wien 1990, S. 205.

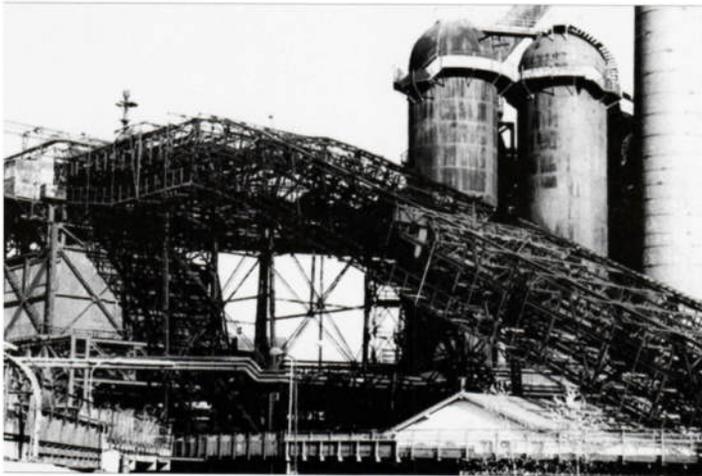
Industriegeschichte und Tourismus

Überlegungen zu einem nicht spannungsfreien Verhältnis

Von Harald Glaser

Als Wachstumsbranche ist der Tourismus zum Lieblingsthema und Hoffnungsträger in der Diskussion um die Erneuerung strukturschwacher Regionen aufgerückt. Mit dem Ende der Industriegesellschaft im überlieferten Sinne wurde der touristische Wert von Industriebauten und -landschaften entdeckt. So fragt sich, ob es auch im Saarland Entwicklungsmöglichkeiten für Industrietourismus gibt. Zunächst ist ein Blick auf den Kultur- und Städtetourismus zu werfen, denn Industrietourismus ist eine Form von Kulturtourismus und bei den vom Strukturwandel betroffenen Gebieten handelt es sich in der Regel um Stadtregionen. Im zweiten Schritt wird Industrietourismus als Tourismusform

Völklinger Hütte,
Erzschrägbrücke



näher betrachtet. Welche Merkmale kennzeichnen den Industrietouristen, die Industrietouristin? Welcher Nutzen und welche Zielkonflikte können bei der touristischen „Inwertsetzung“ von Industriedenkmalern und -landschaften entstehen? Einige Beispiele ver-

1 Schedler, S. 15f.
2 ebd., S. 17.

deutlichen Voraussetzungen, Konzeptionen und Folgen von Industrietourismus. Von besonderem Interesse sind die Bemühungen im Ruhrgebiet, eine Tourismusstrategie mit dem Schwerpunkt Industriekultur zu entwickeln. Vor dem Hintergrund der allgemeinen Überlegungen und der Fallbeispiele wird nach den Möglichkeiten und dem Stand der touristischen Nutzung des industriellen Erbes im Saarland gefragt.

Wirtschaftswachstum und Imageförderung: Kultur- und Städte- tourismus als Hoffnungsträger

Während die inländischen Reiseziele bei längeren Urlaubsreisen an Bedeutung verlieren, erfreuen sich Tages- und Kurzurlaubsreisen (zwei bis vier Tage) innerhalb Deutschlands wachsender Beliebtheit. Nachdem 1983 erst etwa 15% der befragten Bundesbürger angegeben hatten, in den nächsten drei Jahren eine Städtereise zu planen, waren es 1995 ca. 40%. Das bedeutet, daß ca. 25 Mio. Personen als Städtereisende in Frage kommen. Viele verreisen zwei Mal und öfter.¹ Neben dem herkömmlichen Städtetourismus zu berühmten Bauwerken, Museen, Zoologischen Gärten oder Gartenschauen ist ein ausgedehnter Ausstellungs-, Konzert- und Theatertourismus entstanden. Mit Ausstellungen und Unterhaltungsangeboten werden auch Städte zu Reisezielen, die früher kaum Touristen anzogen.

Zu den Kulturtouristen ist eine ungefähr gleich große Zahl von Personen hinzu zu zählen, die Bekannte oder Verwandte besuchen.² Nach Ansicht der Tourismusplaner können die Gastgeber als „Multiplikatoren“ der Fremdenverkehrswerbung wirken, indem sie auf die Attraktionen ihrer Heimat aufmerksam machen. Tourismuswerbung richtet sich deshalb nicht zuletzt an die einheimische Bevölkerung. Sie stellt auch selbst eine nicht zu unterschätzende Zielgruppe dar, denn

85% der Bundesbürger unternehmen regelmäßig Tagesausflüge, und zwar im Durchschnitt 30 im Jahr, was jährlich 2,1 Mrd. Tagesfahrten ergibt. Allerdings wird der wirtschaftliche Nutzen dadurch geschmälert, daß der größte Teil der Tagesfahrten wiederum privaten Besuchen dient.⁵

Da Tourismus arbeitsintensiv ist, trägt er zur Entstehung neuer Arbeitsplätze bei. Die wirtschaftlichen Effekte zeigen eine hohe Breitenstreuung. Neben Gastgewerbe und Reiseveranstaltern profitieren der Einzelhandel, Werbeagenturen, Verkehrsunternehmen, Parkhausgesellschaften und andere. Zum unmittelbar berechenbaren Gewinn kommt die Standortwerbung. So wird davon ausgegangen, daß zufriedene Privatreisende auch den Messe- und Geschäftstourismus mehren.

Industrietourismus zwischen Einkaufsfahrt und Bildungsreise

Zum Industrietourismus zählen sowohl Unternehmensbesichtigungen als auch der Besuch von Industriedenkmälern und -museen. Erstere können berufliche Gründe haben oder dem Freizeitvergnügen dienen. Die Freizeitbesucher kommen zum Einkaufen, oder sie möchten etwas über Arbeitstechniken und Industriegeschichte erfahren. Oft verbinden sich verschiedene Motive. Die wachsenden Besucherzahlen in Firmenmuseen, bei Produktionsvorführungen und Tagen der offenen Tür deuten auf ein gestiegenes Interesse an der Arbeitswelt insgesamt und an handwerklichen Arbeitsweisen im besonderen hin. Dieses Interesse der Besucher trifft sich mit dem Bemühen der Firmen, über den „persönlichen“ Kontakt eine Kundenbindung aufzubauen. Traditionsunternehmen versuchen, ihre Firmengeschichte als Imagefaktor zu nutzen.

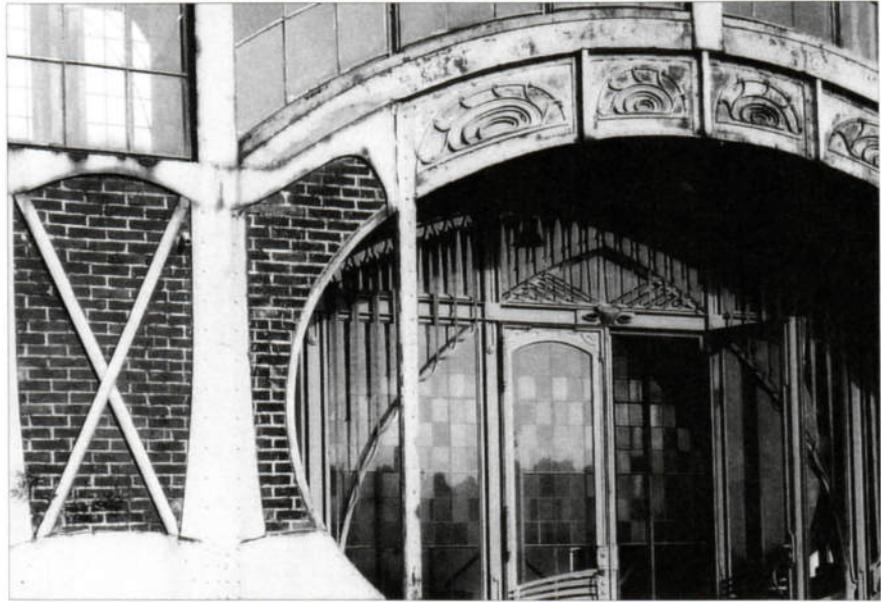
Mit der Ausweitung des Kulturbegriffs auf Arbeit und Alltagsleben hat auch die Industriegeschichte an Anzie-

hungskraft gewonnen, was sie nicht zuletzt dem Umstand verdankt, daß den Zeugen vergangener Epochen der Reiz des Fremden und häufig auch eine ästhetische Qualität zugesprochen wird. Die Ästhetisierung früherer Nutzbauten begann im 19. Jahrhundert mit Burgen, Schlössern und alten Kirchen, erfaßte später Mühlen, Schmieden und andere Sachzeugen der frühindustriellen Produktion und hat inzwischen die Hinterlassenschaft des Industriezeitalters eingeholt. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich historische Verkehrsmittel, die Ästhetik, Nostalgie, eine vergleichsweise anschauliche Technik und im Falle von Museumszügen und dergleichen die Möglichkeit des unmittelbaren Erlebens vereinen. Industriemuseen befinden sich oft in oder bei Industriedenkmälern. So wurden die Standorte des Rheinischen und des Westfälischen Industriemuseums in früheren Fabrikanlagen eingerichtet. Oder es sind Museen im herkömmlichen Sinn, wie das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, das die Industriegeschichte Südwestdeutschlands zum Thema hat. Andererseits sind nicht alle Industriedenkmäler museumsmäßig erschlossen, viele sind nur von außen zu besichtigen, andere im Rahmen regelmäßiger oder gelegentlicher Führungen oder individuell mit oder ohne Begleitinformation.

Urlaubsgebiete nehmen im Bemühen um abwechslungsreiche Angebote immer häufiger Industriedenkmäler in ihre Prospekte auf. Dabei handelt es sich meistens um Zeugen frühindustrieller Produktion. Die Zeit der großen Industrie hat ihre Spuren jedoch überwiegend in städtischen Regionen hinterlassen, die gewöhnlich außerhalb der bekannten Urlaubsreiseziele liegen. Hier ist Industrietourismus vorwiegend Tages- und Nahtourismus.

Der Personenkreis, der Industriedenkmäler und -museen aufsucht, ist hinsichtlich Alter und Bildung im Vergleich zum Kulturtourismus i.e.S. weiter gestreut. Neben Schulklassen und Erwachsenengruppen, von der Volks-

⁵ Masterplan, S. 26.



Zeche Zollern III/IV,
Portal der Maschinenhalle,
Dortmund-Bövinghausen

hochschule bis zum Vereins- oder Betriebsausflug, kommen Familien oder Einzelbesucher als Kurzurlauber oder auf dem Sonntagsausflug, wobei die Industriegeschichte oft nur einen Programmpunkt unter anderen bildet. Folglich sind die Motive unterschiedlich und oft wenig umrissen. Neben einem eher allgemeinen Bildungs- und Kulturinteresse stehen Neugierde und „Erlebnisorientierung“, während ein besonderes Interesse an der Industrie nicht unbedingt vorausgesetzt werden kann.⁴ Eine eigene Gruppe bilden jene Besucher, die aus der Region stammen und mit dem heutigen Industriedenkmal persönliche Erfahrungen verbinden, etwa weil sie in dem Betrieb oder der jeweiligen Branche gearbeitet haben.

Da industrietouristische Ziele oft in Verbindung mit anderen Freizeitaktivitäten besucht werden, hängt der Erfolg wesentlich vom Angebot im Umkreis und den Rahmenbedingungen ab. Die Nähe einer ansprechenden Landschaft, kulturgeschichtlicher Sehenswürdigkeiten oder attraktiver Unterhaltungsangebote erhöht die Anziehungskraft. Ebenso müssen Übernachtungsmöglichkeiten, Gastronomie und Verkehrsverbindungen stimmen. Bei der touristischen Erschließung und Vermarktung von Industriedenk-

mälern ist es daher notwendig, „Kopplungseffekte“ herzustellen. Zum einen sollten die einzelnen Objekte in einen größeren thematischen Bezugsrahmen gestellt werden, indem Industriedenkmäler, -museen und Zeugnisse der Alltagskultur zu Themenstraßen verbunden und die Auswirkungen der Industrie in der Landschaft erfahrbar gemacht werden. Zum anderen ist es von Vorteil, wenn sich Industrietourismus durch die Kombination mit Kultur-, Erholungs- und Aktivtourismus (Radfahren, Wandern) erweitern lässt. Schließlich kommt es darauf an, einer Industrieregion durch hervorstechende Züge ihrer Geschichte und durch Höhepunkte ihres industriellen Erbes ein unverwechselbares „Profil“ zu verleihen. Dabei kann der klassische Kulturtourismus als Vorbild dienen, wo sich das Bild der bekanntesten Orte und Landschaften mit bestimmten kulturgeschichtlichen Entwicklungen und herausragenden Einzelobjekten verbindet.

Die Förderung des Industrietourismus findet sich häufig in Programmen zur Neubelebung von durch Strukturkrisen betroffenen Industrieregionen. So entstanden entsprechende Bemühungen im Ruhrgebiet mit der *Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscher Park*, die sich neben der

⁴ Schedler, S. 17, vgl. auch die Befragung von Besuchern der Völklinger Hütte, ebd. S. 50-55.

Stadt- und Landschaftssanierung die Erschließung neuer Wirtschaftszweige für die vom Niedergang der Montanindustrie gezeichnete Emscherregion zur Aufgabe gemacht hatte. Industrietourismus wirkt dabei nicht nur selbst als Wirtschaftsfaktor. Die Restaurierung und Erschließung ehemaliger Werksanlagen, Industriebauten und Verkehrswege bildet einen Teil und eine Antriebskraft des räumlichen Wandels, trägt zur Herausbildung eines neuen Selbstverständnisses der Region bei und kann als Imagefaktor die wirtschaftliche Erneuerung unterstützen. Innovative Firmen nutzen die Nähe zu Stätten technischer Pioniertaten zur Selbstdarstellung.

Zwar wird der wirtschaftliche und ideelle Wert der Industriegeschichte immer öfter erkannt, doch dürfen die Hindernisse nicht übersehen werden, die häufig bereits der Erhaltung von Industriedenkmälern im Wege stehen.

– Sowohl die Öffentlichkeit als auch die Entscheidungsträger bringen oft nur eine geringe Akzeptanz für die Zeugen der industriellen Epoche auf. Die Bereitschaft, bedeutsame Industriedenkmäler zu erhalten, steht noch weit zurück hinter der Selbstverständlichkeit, mit der Schlösser, Burgen und Kirchen für die Nachwelt bewahrt werden.

– Ehemalige Belegschaftsangehörige oder betroffene Einwohner sind meistens erst mit einem zeitlichen Abstand bereit, sich mit der industriellen Vergangenheit auseinanderzusetzen und ihre Überreste zu schützen.

– Deren Gefährdung nimmt zu, wenn Aussicht auf eine profitable Neunutzung des Geländes besteht. Gegenüber Einkaufszentren und Gewerbegebieten haben Industriedenkmäler einen schweren Stand. Um so schwieriger wird es, wenn eine Umnutzung nur mit hohen Kosten oder überhaupt nicht möglich ist, z.B. bei ausgedehnten Fabrikanlagen oder ehemaligen Hüttenwerken.

– Auch die Verkehrs- und Stadtplanung kann einer Erhaltung entgegenstehen, denn häufig bieten sich mit der

Stilllegung von Werksanlagen und der Verfügbarkeit früherer Industrieflächen neue Möglichkeiten der Bau- und Verkehrsplanung. *Die IBA Emscher Park* hat demgegenüber gezeigt, wie sich die räumliche Hinterlassenschaft der Industrie in die Stadt- und Stadtteilentwicklung und die Verbesserung des Wohnumfeldes einbeziehen läßt.

Zwar setzt Industrietourismus voraus, daß die industriellen Überreste zumindest in ihrer Substanz erhalten bleiben, doch birgt das Verhältnis von Tourismus und Denkmalpflege eine Reihe von Konfliktpunkten. Von der Anlage von Parkplätzen, Zufahrtswegen und Ergänzungsbauten über „Verschönerungsmaßnahmen“ bis hin zu Um- und Einbauten für museale, kulturelle oder andere touristische Zwecke besteht die Gefahr, daß die charakteristischen Merkmale und der historische Informationsgehalt von Industriebauten und technischen Anlagen



verloren gehen. Der Vorbau und die Einbauten für die *Prometheus-Ausstellung* im Gebläsehaus der Völklinger Hütte bilden nicht das einzige Beispiel für die Verunstaltung von Industriedenkmälern, in diesem Fall für eine kulturelle Nutzung. Charakteristika und Informationsgehalt werden auch beeinträchtigt, wenn als erhaltenswert eingeschätzte Einzelobjekte von ihrer Umgebung isoliert werden.

Industrietourismus kann das industrielle Erbe sichern. Er kann außer-

Siedlung Stemmersberg mit Kleinkinderschule, Oberhausen

dem die Bedeutung dieses Erbes und die Industriegeschichte einem breiten Publikum nahe bringen. Ob dabei die authentische Gestalt von Industriedenkmalern bewahrt bleibt und Geschichte im Sinne einer kritischen Aufklärung erfahrbar gemacht wird, hängt von der konkreten Form der touristischen Aufbereitung ab und ist keineswegs garantiert. Bei der Argumentation mit Besucherzahlen, Arbeitsplätzen, Kopplungseffekten und Vermarktungsstrategien wird leicht übersehen, daß Industrietourismus seinen Gegenstand verändert und jede touristische Gestaltung eine Aussage vermittelt. Bevor über eine Inwertsetzung nachgedacht wird, sollte überlegt werden, welche Veränderungen einem Industriedenkmal angemessen sind und welche Botschaft es den Besuchern mitteilen kann.

„Museen der Gesellschaft“ und die „Wiege der Industriellen Revolution“: industrietouristische Ansätze

Die Entstehung des Industrietourismus in den siebziger Jahren ist eng verbunden mit neuen Museumskonzepten, die Industriegeschichte in ihrem Entstehungs- und Wirkungszusammenhang darstellen. Bis dahin war Industriegeschichte entweder Gegenstand von Heimatmuseen, die handwerkliche und frühindustrielle Lebens- und Arbeitsweisen als ein Kapitel der Orts- oder Gebietsgeschichte behandeln, oder sie wurde als Technikgeschichte verstanden, wofür das *Deutsche Museum* in München steht, das sich schon früh zu einem touristischen Anziehungspunkt entwickelte. Im folgenden werden vier der bekanntesten industrietouristischen Ansätze beschrieben.

Zu den erfolgreichsten Zielen des Industrietourismus gehört das ehemalige Erzbergbau- und Hüttengebiet Bergslagen in Mittelschweden, wo 52 Einzelstandorte zu einem Ekomuseum zusammengefaßt wurden. Die Eisen-

hütten, die einst zu den bedeutendsten Europas zählten, erfuhren mit der Ablösung der Holzkohle durch Koks bei der Verhüttung und dem Übergang zur großindustriellen Roheisengewinnung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einen raschen Niedergang. Da die meisten Werksanlagen nicht anderweitig genutzt und in der schwach besiedelten Gegend auch nicht abgerissen wurden, konnten sie in den 1960er Jahren relativ vollständig wiederentdeckt werden. Einen Anstoß für die Restaurierung brachte das Denkmalschutzjahr 1975, als einige Objekte mit staatlichen Mitteln wiederhergestellt wurden, darunter die *Hütte Engelberg*, die auf der UNESCO-Liste des Weltkulturerbes steht. Das Ekomuseum bildet einen Dachverband von lokalen Vereinen und Einzelmuseen. Sie stehen in enger Verbindung mit der in Schweden weit verbreiteten „Grabe-wo-du-stehst“-Bewegung, die die Alltagsgeschichte im eigenen Erfahrungsbereich erforscht. Ein fachübergreifender Ansatz begreift die Industriedenkmalern im Zusammenhang mit der sie umgebenden Kulturlandschaft. Das Ekomuseum, das durch die Entwicklung des Tourismus auch zum Aufschwung der Gegend beitragen will, ist ein beliebtes Ausflugs- und Naherholungsziel und zählt ca. 1,5 Mio. Besucher im Jahr.

Wegweisend für einen neuen Museums-Typ wurden die französischen Ecomusées. Als „Museen der Gesellschaft“ stellen sie Arbeitsweisen, Technik- und Wirtschaftsgeschichte in einen Bezug zu den Bedingungen des jeweiligen räumlichen Umfeldes und zeigen die Lebensumstände, die mit einer landwirtschaftlichen, handwerklichen oder industriellen Produktion verbunden waren. Die Ecomusées entstanden vor dem Hintergrund des krisenhaften Strukturwandels in Landwirtschaft und Industrie.

Als erste Einrichtung dieser Art wurde 1974 das *Museum des Menschen und der Industrie in Le Creusot*, dem Mittelpunkt eines der ehemals wichtigsten Montanreviere Frankreichs, ge-

gründet. Zu den Merkmalen der inzwischen 70 Ecomusées in Frankreich und Belgien und von über 300 vergleichbaren Museen, die in Frankreich jährlich über 10 Mio. Besucher zählen, gehören die Beteiligung der ansässigen Bevölkerung am Aufbau und Betrieb des Museums und der Anspruch, die wirtschaftliche Erneuerung zu fördern. Tatsächlich haben die Ecomusées vielerorts die touristische Entwicklung vorangetrieben. So hat das Bergbaumuseum in Lewarde im ehemaligen nordfranzösischen Bergbaurevier die Grundlagen für eine touristische Erschließung gelegt. Begünstigt durch die relative Nähe zu den Ferienorten an der nordfranzösischen und belgischen Nordseeküste kann es mit jährlich ca. 150.000 Besuchern unter den französischen Industriemuseen die höchsten Besucherzahlen vorweisen.

Am Beginn des Industrietourismus steht das englische *Ironbridge*, das ein geradezu prototypisches Beispiel für die Imagebildung und Vermarktung eines industrietouristischen Potentials bietet. Sowohl bei der Begründung der Industriearchäologie als wissenschaftlicher Disziplin Mitte der 50er Jahre als auch in den Anfängen des Industrietourismus knapp zehn Jahre später diente die Ironbridge-Schlucht im Tale des Severn als Bezugspunkt.⁵

Wahrzeichen der Gegend ist die erste gußeiserne Brücke der Welt von 1779, nach der auch der benachbarte Ort heißt. Bereits 1709 war in der Nähe erstmals erfolgreich Eisenerz mit Koks statt mit Holzkohle verhüttet worden, wodurch sich das Tal zu einem der bedeutendsten Zentren der Eisenproduktion entwickelte. Weitere Neuerungen folgten, so daß die Ironbridge-Schlucht bei ihrer Wiederentdeckung ab Mitte der 1950er Jahre als „Geburtsort der Industriellen Revolution“ galt, was trotz ihrer Bedeutung für die technische Entwicklung an der Schwelle zum Industriezeitalter eine nicht haltbare Vereinfachung darstellt. Der ebenso einfache wie beeindruckende Mythos, der sich auf wenige Botschaften be-

schränkte, verband sich mit ästhetisierenden Bildern einer berühmten Industrielandschaft im malerischen Verfall, womit ein seit der Romantik beliebtes Reisetmotiv aufgegriffen wurde. Seine Inkarnation als Tourismusprojekt erlebte der Mythos, als in den 60er Jahren in der Nachbarschaft die neue Stadt Dawley (heute Telford) entstand. Die Ironbridge-Schlucht wurde nun als Erholungsgebiet ausgewiesen, und die Argumente für die Erhaltung und touristische Nutzung der industriellen Überreste fanden Eingang in die Raumplanung. Als eine von zahlreichen New Towns gehörte das spätere Telford zu einem umfangreichen Wohnungsbau- und räumlichen Neuordnungsprogramm, das zugleich neue Perspektiven für alte Industrieregionen anstrebte.

In *Ironbridge* wurde ein neuer Weg der Museumspräsentation beschritten. Dabei ging es um die „... Erhaltung bedeutender historischer Überreste in ihrer angestammten Umgebung und als Teil einer Landschaft, die vollkommen öffentlich zugänglich ist ...“⁶ Als Vorbild diente das 1893 gegründete *Freilichtmuseum Skansen* zur schwedischen dörflichen Baugeschichte. Das gesamte Gebiet wurde unter Denkmalschutz gestellt und 1973 auf einem ehemaligen Industriegelände das *Freilichtmuseum Blist's Hill* eröffnet. Im gleichen Jahr fand in *Ironbridge* der erste internationale Kongress über die Erhaltung von Industriedenkmälern statt. Bis 1989 entstanden vier weitere Museen, darunter das Eisenmuseum am freigelegten ersten Kokshochofen. Eine gezielte Öffentlichkeitsarbeit gegenüber den Medien machte *Ironbridge* rasch bekannt. Zum Vertrieb von Souvenirs und Literatur wurde eine eigene Handelsgesellschaft gegründet. Das *Ironbridge-Institut* bietet eine Ausbildung für das Management des industriellen Erbes an. Seit 1986 steht die Ironbridge-Schlucht mit insgesamt fast 300 Gebäuden und Industriedenkmälern auf der Liste des Weltkulturerbes. Mitte der neunziger Jahre kamen im Jahr ca. 750.000 Besucher. 1.500 Perso-

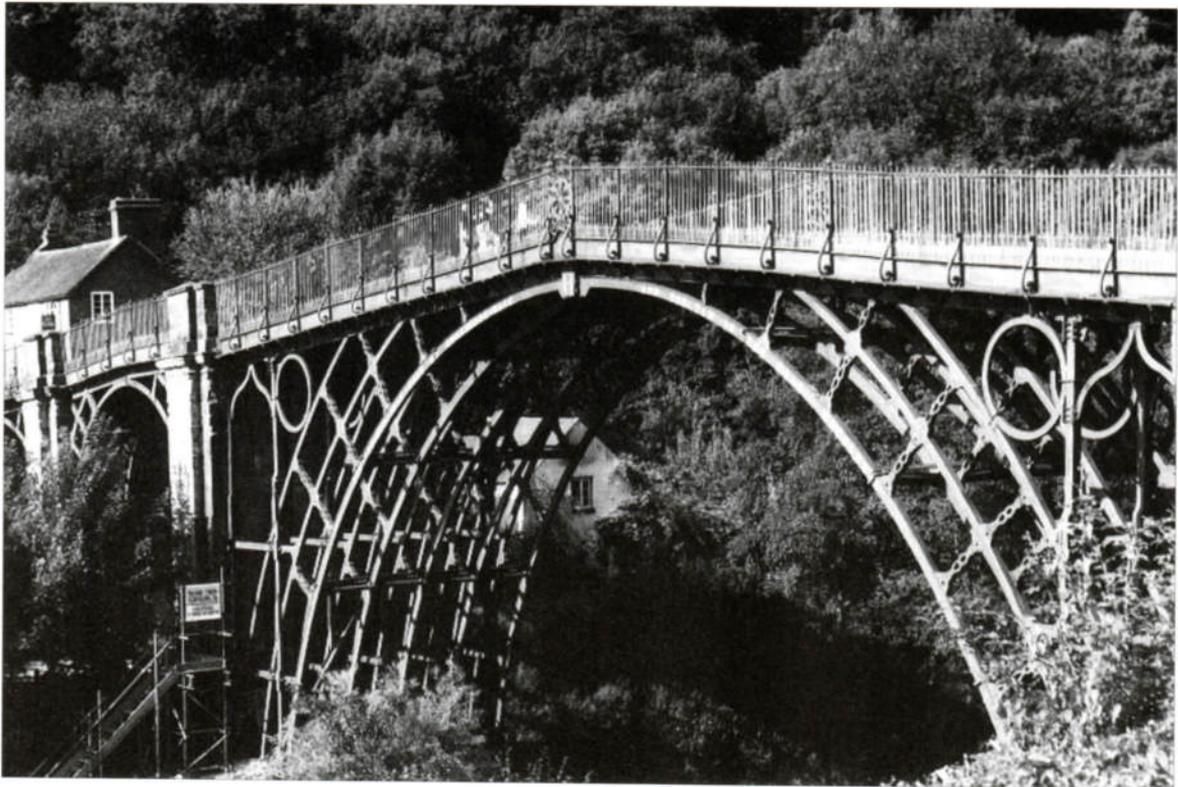
⁵ Siehe dazu Hauser.

⁶ Zit. n. Hauser, S. 14.

nen waren im Tourismus beschäftigt, gegenüber 200 zu Anfang der achtziger Jahre. Der Museum Trust als Eigentümer des Geländes und Träger der Museen ist eine Stiftung ohne Gewinnziel mit den Gebietskörperschaften als Mitgliedern. Der laufende Betrieb wird über die Eintrittsgelder finanziert. Die Stadt Telford und die seit der Krise der 80er Jahre hier stark vertretenen ausländischen Firmen aus dem Bereich der neuen Technologien nutzen die Nähe zur „Wiege der Industriellen Revolution“ als Werbefaktor.

Ironbridge zeigt, wie sich Industriegeschichte erfolgreich vermarkten läßt, ohne daß der Anspruch an eine fundierte historische Information zu kurz kommt. Auch der Denkmalpflege wird weitgehend Genüge getan. Der Preis

touristische Prägung im Freilichtmuseum Blist's Hill selbst sichtbar, wo um die und neben den vorhandenen Industrieruinen ein vollständiges Dorf aus viktorianischer Zeit nachgebildet wurde. Ein ganzjähriges Freizeitprogramm enthält neben Veranstaltungen zur Geschichte auch Straßentheater, Sportveranstaltungen und Familienvergügungen. Hier zeigt sich der Wettbewerb mit kommerziellen Freizeitparks, in dem sich Projekte wie *Ironbridge* behaupten müssen, am deutlichsten. Während die französischen Ecomusées stärker auf staatliche Unterstützung zurückgreifen können, damit aber auch von wechselnden politischen Prioritätensetzungen abhängig sind, sehen sich die britischen Industriemuseen einem immer härteren



*Ironbridge, erste gußeiserne
Brücke der Welt von 1779*

für den Erfolg ist die touristische Prägung der Ironbridge-Schlucht, die sich weniger in einer übermäßigen Zahl von Hotels oder Gaststätten als in der umfassenden Sanierung und Restaurierung ausdrückt, die der ganzen Gegend den Charakter eines Freilichtmuseums verleiht. Am stärksten wird die

Konkurrenzkampf auf dem Freizeit- und Tourismusmarkt ausgesetzt.

Wie knappe finanzielle Mittel und die Orientierung auf schnellst möglichen Gewinn bereits die Grundzüge eines industrietouristischen Projektes bestimmen können, wird am Beispiel des *Massachusetts Heritage State Park*

deutlich, der in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre als erster städtischer Nationalpark der USA im ehemaligen Textilindustriegbiet um die Stadt Lowell eingerichtet wurde. Im Unterschied zu einem Museum mit ständiger wissenschaftlicher Betreuung, das kontinuierlich ausgebaut und verändert wird, sieht das Parkkonzept die einmalige Einrichtung von Park und Besucherzentren vor und beschränkt sich auf deren Erhaltung und die Gewährleistung des Besucherservice. Mit ca. 3 Mio. Besuchern im Jahr ist der Nationalpark zweifellos ein Publikumsmagnet. Das Fehlen einer auf Dauer angelegten Museumsplanung und die damit ausbleibende Erneuerung und Erweiterung des Angebotes können jedoch auf längere Sicht auch die Anziehungskraft beeinträchtigen.

Musicals, Kunst und Industriekultur: eine Tourismusstrategie für das Ruhrgebiet

Auch das Ruhrgebiet möchte an den segensreichen Folgen des Tourismus teilhaben.⁷ 5.000 neue Arbeitsplätze könnten entstehen, wenn es gelänge, „den Städtetourismus auf das Niveau von Hamburg oder Stuttgart anzuheben“, was immerhin eine Verdreifachung der Gäste- und Übernachtungszahlen bedeuten würde. Heute stellen Geschäftsreisende und Besucher von Messen und Tagungen 80% der auswärtigen Gäste. Privatreisende kommen hauptsächlich, um Bekannte und Verwandte zu besuchen. Außerdem haben in den letzten Jahren erfolgreiche Ausstellungen, insbesondere aber die drei Musicals, die das Ruhrgebiet neben Hamburg zur ersten Adresse für diese Form der Unterhaltung machten und ca. 2 Mio. Besucher im Jahr anzogen, den privaten Kurtourismus belebt.

Die Tourismusplaner streben eine Steigerung der Privatreisen an und versprechen sich davon als indirekte Wirkung eine stärkere Anziehungskraft der Region für Geschäftsreisende. Ein

„eigenständiges und überraschendes Profil“ soll das Ruhrgebiet von anderen Zielen des Städtetourismus unterscheiden und ihm einen Platz auf dem Markt für Städtereisen sichern. Die Industriekultur als unverwechselbares Merkmal des Ruhrgebietes soll die Grundlage der Tourismusstrategie bilden. Modernes Entertainment und klassische Kultur sind als „ergänzende Bausteine“ vorgesehen.

Zentrales Projekt ist die *Route der Industriekultur*. So genannte Ankerpunkte bezeichnen die Höhepunkte des industriellen Erbes, die als Mu-



Zeche Zollverein XII,
Essen-Katernberg

seen, Veranstaltungsorte, Besucherzentren u.ä. zugleich Aufgaben der touristischen Infrastruktur erfüllen. Eine Hauptstrecke verbindet die Ankerpunkte und bezieht bedeutende Siedlungen und die Panoramen der Industriekultur ein, Aussichtspunkte, die einen Überblick über Teile der Region bieten. 24 Themenrouten, die von den Ankerpunkten ausgehen, gewähren Zugang zu einzelnen Städten und Gebieten oder zu Themen der Industriegeschichte, wie Bergbau, Kanäle und Schifffahrt oder den Eisen- und Straßenbahnen im Revier. Die *Route der Industriekultur* besteht im wesentlichen aus Straßenrouten, weist aber

⁷ Zum folgenden siehe Masterplan.

auch auf öffentliche Verkehrsmittel, Rad- und Fußwege hin. Zu jeder Route erscheint eine Broschüre. Die wichtigsten Objekte werden zudem mit Informationstafeln ausgestattet. Einen weiteren Schwerpunkt stellt die *Emscher-Park-Eisenbahn* dar, die das frühere Werksbahnnetz benutzt. Schließlich ist ein Besucherbergwerk vorgesehen, das im Unterschied zum Schaubergwerk des *Deutschen Bergbaumuseums* in einer wirklichen Zeche eingerichtet werden soll.

Die industrietouristische Erschließung des Ruhrgebietes kann sich auf die bestehenden Museen stützen. Neben dem *Ruhrlandmuseum* und dem *Deutschen Bergbaumuseum* sind insbesondere das *Rheinische* und das *Westfälische Industriemuseum* zu nennen, die seit den 70er Jahren entstanden. Sie stellen die Geschichte der wichtigsten Wirtschaftszweige der Region in ihrem sozialen und räumlichen Zusammenhang dar. Durch die Neunutzung alter Werksanlagen dienen sie zugleich als Beispiele der Denkmalpflege. Den entscheidenden Anstoß zur Entwicklung des Industrietourismus gab die *IBA Emscher Park*, in deren Verlauf von 1989 bis 1999 Industriedenkmäler saniert und einer neuen Nutzung zugeführt, Siedlungen stilgerecht erneuert und Industriebrachen zu Erholungsräumen umgestaltet wurden. Ebenfalls als Teil der *IBA* entstand die so genannte *Landmarkenkunst*, die mit Kunstwerken auf Halden und an anderen exponierten Stellen räumliche Anziehungs- und Orientierungspunkte schafft und eine Beziehung zwischen Industrie und Kunst herstellt. Inzwischen bieten verschiedene Veranstalter industriegeschichtliche Tages- und Mehrtagesfahrten an.

Nicht nur die *Landmarkenkunst* schafft Anknüpfungspunkte zwischen Industrietourismus und anderen Tourismusformen. Ausstellungen und Konzerte in früheren Werksgebäuden stellen das industrielle Erbe in einen neuen Zusammenhang, verleihen der Region ein eigenes Tourismus-Profil und sprechen Zielgruppen an, die mit

Industriedenkmälern bisher wenig im Sinn hatten. daß die neue Nutzung nicht immer denkmalgerecht erfolgt und auch nicht jedes Kulturangebot zum Veranstaltungsort paßt, unterstreicht die oben angesprochene Problematik beim Umgang mit dem industriellen Erbe. Zwei Ausstellungen im *Oberhausener Gasometer* erlangten Bekanntheit über das Ruhrgebiet hinaus. „Feuer und Flamme – 200 Jahre Ruhrgebiet“ zog fast 500.000 Besucher an. Mit „The Wall“ schufen Christo und Jeanne-Claude eine Aufsehen erregende Rauminstallation aus 13.000 Ölfässern. Die Anziehungskraft des Gasometers als Ausstellungsort wird dadurch gesteigert, daß er sich in der Nachbarschaft des größten Einkaufszentrums Europas mit einem umfangreichen Gastronomie- und Freizeitangebot befindet.

Auch im Ruhrgebiet liegt der industrietouristische Schwerpunkt auf dem Tages- und Nahtourismus. Laut einer Umfrage von 1995 besuchten 80% der Befragten Industriedenkmäler im Rahmen eines Tagesausflugs und nur 8% als (Kurz-)Urlauber. 12% waren auf Besuch bei Bekannten oder Verwandten. Fast zwei Drittel reisten aus dem Ruhrgebiet selbst an, weitere 15% aus dem restlichen Nordrhein-Westfalen.⁸ Die Einheimischen haben oft noch einen persönlichen Bezug zur Industriegeschichte. Sie bringen ein entsprechendes Vorwissen mit und möchten Näheres über Einzelheiten wissen. Die Touristen, die von weiter her anreisen, sind eher für die baulichen und technischen Höhepunkte, aber auch für die Alltagsgeschichte empfänglich, wobei die Aufnahmebereitschaft vom flüchtigen Eindruck bis zur intensiven Auseinandersetzung reichen kann. Um die unterschiedlichen Besuchergruppen anzusprechen, soll eine breite Angebotspalette von der kurzen Pauschal-tour bis zum „special-interest“-Programm entwickelt werden. Daß außer den Höhepunkten auch das weniger spektakuläre industrielle Erbe zugänglich gemacht wird, ist nicht nur im Rahmen einer touristischen Zielgruppen-

⁸ Nach Schedler, S. 67.

strategie sinnvoll, hat es doch weit stärker das Stadt- und Landschaftsbild und die alltägliche Erfahrung geprägt als die Renommierprojekte, die heute als ästhetische oder technische Glanzstücke bewundert werden. Andererseits zeigt auch eine nähere Betrachtung der Arbeitsbedingungen in so genannten Musterzechen wie Zollern II/IV und Zollverein XII die harte Wirklichkeit hinter dem schönen Schein.

Abzuwarten bleibt, ob es gelingt, mehr Besucher von außerhalb zu gewinnen und ob die Verbindung von Industrie-, Event- und Kulturtourismus die erwünschten Kopplungseffekte erbringt. Ist die Kombination des Besuchs einer Kunstaussstellung mit der Besichtigung eines architektonisch wertvollen Industriedenkmals durchaus vorstellbar, so stellen sich Zweifel ein, ob sich auch die Besucher von Musicals, Fußballspielen oder des *Movie World-Freizeitparks* für Industriedenkmäler und Werkssiedlungen begeistern können. Wie eine Tourismusstrategie mit Industriekultur als Grundlage praktisch und längerfristig umgesetzt werden soll, ist noch nicht abzusehen. Vor allem ist unklar, wie die *Route der Industriekultur* als wichtigstes industrieturistisches Angebot über Informationsbroschüren und Beschilderung hinaus ausgestaltet werden kann. Auch muß sich erst noch herausstellen, in welcher Form und in welchem Umfang sich Industrie- und Alltagsgeschichte touristisch „in Wert setzen“ läßt. Bisher stehen nämlich eindeutig die Events im Vordergrund der Tourismuswerbung.

Industrietourismus im Saarland: ungenutzte Möglichkeiten

Mit 1.904 Übernachtungen auf 1.000 Einwohner liegt das Saarland deutlich unter dem Bundesdurchschnitt (3.535), die Tourismusintensität ist hingegen mehr als doppelt so hoch wie im Ruhrgebiet (730 für den Kommunalverband Ruhr) und immer noch höher als in Essen, der Ruhrgebiets-

stadt mit dem höchsten Wert. Außerdem wies das Saarland zwischen 1985 und 1995 eine im Vergleich der Bundesländer hohe Steigerungsrate auf. Der Tourismusbranche werden ca. 20.000 Arbeitsplätze zugeschrieben, wobei allerdings das gesamte Gaststätten- und Hotelgewerbe mitgezählt ist. Fast 40% der Übernachtungen erzielten Kur- und Rehabilitationseinrichtungen.⁹

Im März 1999 legte die damalige Landesregierung ein tourismuspolitisches Rahmenkonzept vor, das Rückschlüsse auf den Stellenwert zulässt, der dem Industrietourismus beigemessen wurde. Darin wird ein „angebots- und eventorientiert(es)“ Marketing¹⁰ gefordert und der Versuch unternommen, dem Saarland ein touristisches Profil zu verleihen: „Die Kombination reizvoller Landschaften mit einem breiten Spektrum kulturhistorischer Sehenswürdigkeiten von der Römerzeit bis in die Moderne in einem verkehrsgünstig gelegenen, grenzübergreifenden Raum mit europäischem Flair, verbunden mit einer hochwertigen Gastronomie macht das Unverwechselbare des Saarlandes aus.“¹¹ Lassen wir dahin gestellt, ob das Saarland mit diesem Merkmalskatalog vor Verwechslungen mit anderen Fremdenverkehrsgebieten geschützt ist, und sehen wir, was das Rahmenkonzept zum Industrietourismus sagt. Hier stoßen wir auf die *Alte Völklinger Hütte*: „Sie soll zu einem Symbol für ein umfassendes und zukunftsweisendes Verständnis von Industriekultur werden. Erhaltung und Vermarktung orientieren sich an diesem Ziel.“¹² Da fragt sich nur noch, wie dieses anspruchsvolle Ziel erreicht werden soll. Das Rahmenkonzept kündigt die Bündelung der Verantwortungsstrukturen, die Erstellung eines Schadenskatasters und eine Entwicklungsstudie zu den Möglichkeiten der weiteren Nutzung an.¹³ Wenn jetzt eine Bündelung der Verantwortungsstrukturen angestrebt wird, nachdem zuvor ein Kompetenzwettbewerb angerichtet wurde, so deutet das auf den Versuch hin, die Beseitigung

⁹ Zahlen nach Masterplan und Tourismus im Saarland. Die Zahlen für das Saarland beziehen sich auf 1998, die für das Ruhrgebiet auf 1995.

¹⁰ Tourismus im Saarland, S. 6.

¹¹ ebd., S. 7.

¹² ebd., S. 13.

¹³ ebenda.

selbst geschaffener Probleme als Handlungskompetenz auszugeben. Schließlich waren während der Tätigkeit des Multifunktionsars Zeithammer mit *SBB*, *LEG*, *AVH* und *Stiftung Industriekultur* vier landeseigene Einrichtungen für das *Weltkulturerbe Völklinger Hütte* oder Teile davon zuständig. Was Schadenskataster und Entwicklungsstudie betrifft, bleibt die Frage, wieso diese Arbeiten, die gewöhnlich die Grundlagen eines Nutzungskonzeptes bilden, 13 Jahre nach der Stilllegung noch nicht vorliegen. Im Anschluß an die Ausführungen zur Völklinger Hütte wird auf „über 60 weitere Standorte zum Thema Industriekultur“ hingewiesen und gefolgert: „Damit besitzt das Saarland ein außerordentliches industrieturistisches Potential, ein starkes Argument im überregionalen Marketing.“¹⁴ Fertig. Neben der Analyse und Gewichtung des Potentials hätte man eine Auseinandersetzung mit industrieturistischen Ansätzen und eine Beurteilung hinsichtlich ihrer Übertragbarkeit auf die saarländische Situation erwarten können. Doch weder wird das Potential näher erläutert, noch wird verraten, wie es erschlossen und vermarktet werden soll. Überhaupt bleibt der Stellenwert der Industriekultur in der Tourismuspolitik des Landes unklar. Beim Stichwort grenzübergreifender Tourismus findet der Industrietourismus keine Erwähnung. Als Ergebnis lässt sich festhalten, daß von Industrietourismus im Saarland seit geraumer Zeit die Rede ist, an Aktivitäten mit einem bleibenden Nutzwert, die über den oft mühsamen Einsatz örtlicher Initiativen hinausreichen, aber reichlich wenig geschehen ist.

Die *Stiftung Industriekultur*, zu deren Aufgaben es laut Satzung gehörte, „das industriekulturelle Erbe des Saarlandes zu pflegen“, hat nichts Nennenswertes zur Förderung des Industrietourismus unternommen. Eine Industriestraße, ähnlich der Route der Industriekultur im Ruhrgebiet, ist, obwohl bereits 1986 angekündigt,¹⁵ bis heute nicht verwirklicht. Zwar gelang mit „Denkmäler saarländischer Indu-

striekultur“ vor zehn Jahren eine Bestandsaufnahme, nur die touristische Umsetzung läßt weiter auf sich warten. Immerhin ist es möglich, über die *Tourismus Zentrale Saarland* das Informationsmaterial der Museen, Initiativen usw. zu beziehen. Eine gezielte Werbung für Industrietourismus, z.B. in



Glasfabrik Vopelius & Wentzel, St.Ingbert

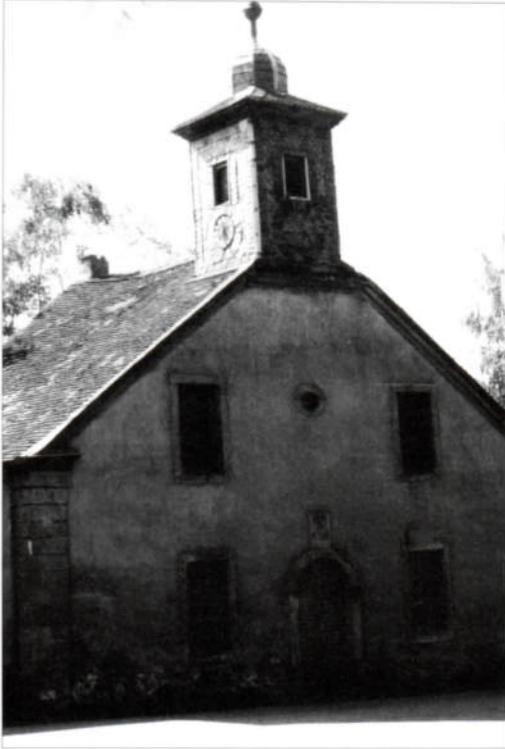
Form einer Broschüre, die die Besonderheiten der regionalen Industriegeschichte darstellt („Profilbildung“) und einen Überblick über Sehenswürdigkeiten und Besichtigungsangebote gibt, fehlt jedoch.

Ende 1999 gab die neue Landesregierung die Bildung einer Kommission bekannt, die ein Konzept für die Industriekultur im Saarland und insbesondere für die *Völklinger Hütte* entwickeln sollte. Der Vorsitz wurde Karl Ganser, dem Geschäftsführer der *IBA Emscher Park*, angetragen, eine für saarländische Verhältnisse geradezu wagemutige Entscheidung, da Karl Ganser als Fachmann im Umgang mit Industrierelikten gilt. Auf die Kommissionsmitglieder trifft das weniger zu. Obwohl vier der sieben Mitglieder der Landesregierung zuzuordnen sind, wurde zur Anbindung an die Regierung zusätzlich eine „Lenkungsgruppe“ aus Ministern eingerichtet. Ganze drei Mal soll sich die Kommission treffen, bevor sie im Juni ein Memorandum vorlegt. Die Vorstellungen, die bisher bekannt wurden, klingen „visionär“ und sind daher einer genaueren Beurteilung schwer zugänglich. Offenbar ist daran gedacht, mit „kulturellen Inszenierungen“ an ausgewähl-

¹⁴ *ebenda*.

¹⁵ Soyez 1987, S. 264.

ten Standorten Anziehungspunkte zu schaffen.¹⁶ Durch Werke berühmter Architekten und ein hochrangiges kulturelles Angebot sind in bislang wenig beachteten Orten Anreize für Touristen und so genannte anspruchsvolle Dienstleister entstanden. Eines der bekanntesten Beispiele bietet Bilbao mit



Alte Schmelz, St. Ingbert, Möllerhalle von 1750

dem *Guggenheim-Museum* von Frank O. Gehry. Ähnliches wurde im Ruhrgebiet versucht, zum Beispiel mit dem Umbau des Kesselhauses der *Zeche Zollverein XII* in Essen für das *Design Zentrum Nordrhein-Westfalen* durch Norman Foster. Zu berücksichtigen ist, daß solche Vorhaben hohe Investitionen und das Vorhandensein bzw. die ebenfalls kostspielige Schaffung eines entsprechenden Umfeldes erfordern. In Bilbao wurden außer dem „Guggenheim“ ein Musik- und Kongreßzentrum und eine Reihe weiterer Bauten bekannter Architekten errichtet. Die *Zeche Zollverein* ist Schauplatz eines breiten Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramms. Ob die saarländische Politik zu vergleichbaren Anstren-

gungen willens und in der Lage ist, muß sich erst noch zeigen. Auch bedeutet die Aufwertung ausgewählter Standorte noch keine Lösung für den Rest des industriellen Erbes. Schließlich wäre zu erörtern, ob es bekannter Künstler und berühmter Architekten bedarf, wenn man über ein Weltkulturerbe verfügt, das als Industriedenkmal zu einer herausragenden Attraktion werden könnte. Einige Forderungen Gansers treffen indessen die Problematik recht genau und lassen sich vor dem Hintergrund der hiesigen Erfahrungen unterstreichen: Freiraum gegenüber der Politik, „damit die Ideen sich entfalten können“¹⁷, Zeit für Zwischenlösungen, um voreilige Veränderungen und Zerstörungen zu vermeiden und die Finanzierung aus Mitteln der Wirtschaftsförderung, da die Inwertsetzung von Industriedenkmalern zum Aufgabenfeld moderner Strukturpolitik gehört.¹⁸

Die Schwierigkeiten mit dem industriellen Erbe zeigen sich beispielhaft an der *Völklinger Hütte*, dem Dreh- und Angelpunkt für Industrietourismus im Saarland. So ist nicht zu erkennen, wie die Erhaltung des Hüttenwerks als historisches Denkmal, die kulturelle Nutzung und der Aufbau eines Museums in Einklang miteinander gebracht werden sollen. Noch immer fehlt eine minimale Museumsausstattung wie eine Dauerausstellung, in der sich die Besucher über die wirtschafts-, sozial- und technikgeschichtlichen Zusammenhänge informieren können. Dazu hätte der renovierte *alte Bahnhof* den passenden Rahmen bieten können. Hier wäre auch der geeignete Ort, um auf die vielfältigen Bezüge zwischen Hütte und Stadt und die Spuren der Hüttengeschichte im Stadtbild hinzuweisen. Den Besichtigungsmöglichkeiten haftet seit Jahren etwas Behelfsmäßiges an. Durch Absperrungen auf dem Gelände, unendliche Baumaßnahmen und Veranstaltungen im Gebläsehaus werden sie immer wieder behindert. Zu begrüßen ist, daß nun endlich die Möglichkeit besteht, auf einem Besucherweg zumindest einen

16 Saarbrücker Zeitung, 12.4.2000.

17 ebenda.

18 ebenda.

Teil des Geländes individuell, d.h. ohne Führung, zu besichtigen. Ob die Informationstafeln am Wegesrand dazu geeignet sind, die wichtigsten Kenntnisse über die Anlagen und die Funktionszusammenhänge der Eisenverhüttung zu vermitteln, darf jedoch bezweifelt werden. Auch die Ausstellung über den *Hüttenmann*, die Fotos ohne Erläuterung zeigt, erweckt den Eindruck, als sei die Aufarbeitung der Geschichte und ihre museale Darstellung noch nicht weit gekommen. Dabei liegt einiges vor, worauf zurückgegriffen werden könnte. Da Führungen nur noch für angemeldete Gruppen angeboten werden, bleibt der/die interessierte Besucher/in weitgehend sich selbst überlassen.

Grenzübergreifender Industrietourismus als Standortvorteil

Es bleibt die Frage nach den Voraussetzungen, den angemessenen Inhalten und Formen und den Aussichten für Industrietourismus im Saarland. Dabei ist zu unterscheiden zwischen Ausflugs- und Tagestourismus mit einem Einzugsbereich, der auch die angrenzenden Gebiete von Rheinland-Pfalz, Lothringen und Luxemburg umfaßt, und einem touristischen Angebot, das eine Anreise über weitere Entfer-

von internationalem Rang im Saarland. Mit der *Alten Schmelz* in St. Ingbert als ältester Industriesiedlung im weiten Umkreis und Ensemble aus Wohn-, Sozial- und Werksbauten verfügt das Saarland über ein weiteres industriege- schichtliches Denkmal von überregio- naler Bedeutung. Daneben gibt es eine größere Anzahl mehr oder weni- ger gut erhaltener und erschlossener Denkmäler von eher regionalem Stel- lenwert. Zusammen mit den vorhande- nen Naherholungsmöglichkeiten und vor dem Hintergrund eines zuneh- menden Interesses an der Industriege- schichte könnten sie zur Förderung des Ausflugs- bzw. Tagestourismus ge- nutzt werden. Sie könnten außerdem das überregionale Angebot ergänzen und einen Personenkreis ansprechen, der sich intensiv mit Industriege- schichte beschäftigt. Voraussetzung ist die Sicherung, Aufarbeitung und Er- schließung des industriellen Erbes und eine übergreifende Information.

Damit sich eine Reise ins Saarland für auswärtige Besucher lohnt, ist die Verbindung mehrerer Höhepunkte er- forderlich. Die *Völklinger Hütte* alleine begründet noch kein touristisches Pro- fil. Im Vergleich zum Ruhrgebiet hat das Saarland weit weniger industriege- schichtliche Attraktionen vorzuweisen. Industriedenkmäler wie die Zechen *Zollern II/IV* und *Zollverein XII*, die



*Bergwerk Wendel,
Petite-Rosselle*

nung lohnt. Die *Völklinger Hütte* bildet die größte industrietouristische Attraktion und zudem das einzige Reiseziel

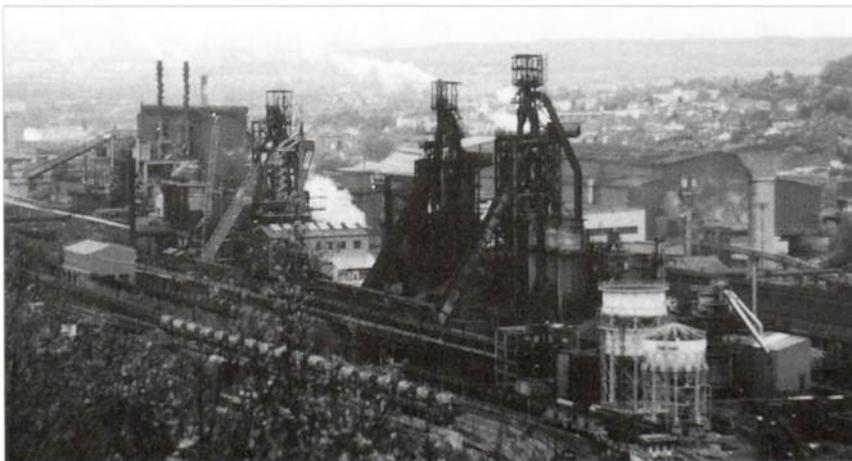
nicht nur eine bau-, technik- und sozi- algeschichtliche Aussagekraft, sondern auch eine hohe ästhetische Qualität

besitzen, fehlen im Saarland. Auch das Kulturangebot hält einem Vergleich mit dem Ballungsraum Ruhrgebiet nicht stand. Schließlich ist das Einzugsgebiet kleiner bzw. dünner besiedelt. Außerdem fehlt eine Antriebskraft, wie sie im Ruhrgebiet mit der IBA über zehn Jahre gewirkt hat. Die Voraussetzungen für Industrietourismus sind deshalb weniger günstig. Das heißt andererseits nicht, daß der Industrietourismus nicht entwicklungsfähig wäre. Es kommt darauf an, die eigenen, besonderen Voraussetzungen als Standortvorteil zu nutzen.

Ein solcher Vorteil besteht in der Grenzlage. Luxemburg, Metz, Nancy und Trier stellen, jede Stadt auf andere Weise, kulturtouristische Reiseziele dar und lassen sich mühelos zu einem Kurzurlaubsprogramm verbinden, das auch die *Völklinger Hütte* einbezieht. Beim Industrietourismus liegt der Trumpf des Saarlandes in der Nähe zu den Industrielandschaften Lothringens und Luxemburgs. Ein grenzübergreifender Industrietourismus bietet neben weiteren Sehenswürdigkeiten die Erfahrung des Anderen und die Möglichkeit des Vergleichs verschiedener Formen von Industriekultur.

Ein industrietouristisches Angebot müßte sowohl erstrangige Standorte für die überregionale Werbung als

ten sind in Lothringen das *Bergwerk Wendel* in Petite-Rosselle und das von der Schwerindustrie geprägte Industrieviertel des Fensch- und Ornetals zu zählen, einschließlich des Hüttenwerks in Uckange, sofern es touristisch zugänglich gemacht wird. Ebenso könnte die Salzgewinnung mit ihren historischen und aktuellen Zeugen in ein industrietouristisches Programm aufgenommen werden. In Luxemburg lohnt das *Freilichtmuseum Fond-de-Gras* mit den Spuren des Tagebaus auch eine längere Anfahrt. Möglicherweise kommt das Hüttenwerk in Esch-Belval hinzu. Im Saarland gehört neben der *Völklinger Hütte* die *Alte Schmelz* zu den außergewöhnlichen Anziehungspunkten. Einen weiteren Höhepunkt hätte die *Glasfabrik Vopelius & Wentzel* in St. Ingbert bilden können, wenn sie nicht abgerissen würde. Hier wäre der geeignete Ort für die Darstellung des Übergangs von der handwerklichen zur industriellen Glasproduktion. Nach dem *Neunkircher Eisenwerk*, den Förderanlagen in Maybach und dem *Glasmagazin* in Fenne geht mit dem Abbruch dieser vollständig erhaltenen Anlage aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg mit Ergänzungen aus den 50er Jahren wieder ein wesentlicher Sachzeuge der saarländischen Industriegeschichte verloren



Lothringisches Industrieviertel,
Hüttenwerk Hayange

auch ein Netz von Themenrouten im Saar-Lor-Lux-Raum für Ausflugstourismus und für speziell Interessierte enthalten. Zu den erstrangigen Standor-

und schwindet die Grundlage für Industrietourismus weiter. Auch das *Bergwerk Reden* als eine der letzten größeren original erhaltenen Berg-

werksanlagen im Saarland ist nicht gesichert. Der Abbruchantrag für das Verwaltungs- und Kauengebäude wurde lediglich „zunächst zurückgestellt“¹⁹. Noch nicht einmal die Erhaltung des Förderturms in Camphausen, der als erstes Bauwerk dieser Art aus Stahlbeton gilt und unter Denkmalschutz steht, wird als selbstverständlich angesehen.²⁰

Die Ursachen für die Zerstörung von Industriedenkmalern sind vielfältig. Sie reichen von Wirtschaftsinteressen über finanzielle Hindernisse für eine Erhaltung und fehlende Nutzungsmöglichkeiten bis zu mangelndem Problembewusstsein. Sicher gibt es keine einfache und in jedem Fall anwendbare Lösung. Doch erweist es sich als grundlegender Mangel, daß auf Landesebene ein Konzept zur Sicherung und Neunutzung des industriellen Erbes fehlt. Ein solches Konzept müßte für unterschiedliche Ausgangsbedingungen Vorstellungen zu Neunutzung, Trägerschaft, Finanzierung usw. beinhalten, wobei auch der Industrietourismus seinen Platz finden könnte. Voraussetzung wäre die Auswertung der Erfahrungen, die beim Versuch der Bewahrung des industriellen Erbes bisher gemacht wurden. Zur Umsetzung des Konzeptes wäre eine Institution erforderlich, zu deren Aufgaben neben einem „Frühwarnsystem“ und der Suche nach Wegen zur Erhaltung bedrohter Industriedenkmalern auch die Unterstützung der Initiativen und Museen auf dem Feld der Industriegeschichte gehören müßte.

Die Liste der industriegeschichtlichen Standorte im engeren Sinne kann um Reiseziele erweitert werden, die von den gesellschaftlichen und kulturellen Seiten der Epoche der großen Industrie künden. So läßt sich in der Jugendstil-Metropole Nancy studieren, wie die gestalterischen und konstruktiven Möglichkeiten von Eisen und Glas in Kunst und Architektur umgesetzt wurden. Zu einem industrietouristischen Angebot gehören des weiteren Unternehmensbesichtigungen, die den aktuellen Stand von Produktionsver-

fahren und Arbeitsbedingungen zeigen.

Da die meisten Besucher nicht nur Industriedenkmalern sehen möchten, wären Vorschläge für die verschiedenen Zielgruppen zu entwickeln, die Kultur-, Unterhaltungs- und Erholungsangebote einschließen und Möglichkeiten für Reisen verschiedener Dauer und Intensität bieten. Ausgangspunkt,



Salzbohrtürme im Tal der Roanne bei Nancy

Zentrum und Markenzeichen eines grenzübergreifenden Industrietourismus kann nur die *Völklinger Hütte* sein. Hier läßt sich das Zeitalter der Eisen- und Stahlindustrie umfassend darstellen. Als wichtigstes Denkmal der regionalen Industriegeschichte und als Weltkulturerbe bewegt sich ihr Bedeutungsgehalt auf drei Ebenen:

- der Unternehmensgeschichte mit ihren vielfältigen Bezügen, die von den Auswirkungen in der unmittelbaren Umgebung bis zu internationalen Verbindungen reichen,
- der Eisen- und Stahlindustrie als Leitsektor einer Epoche der Industriegeschichte und
- der weltumspannenden Auswirkungen dieser Epoche.

Leider fällt nicht nur die Bilanz der touristischen Nutzung des industriellen Erbes im Saarland mager aus, auch die Ergebnisse grenzüberschreitender Zusammenarbeit im Tourismussektor sind nicht ermutigend. Wie mit den Überresten der Industrie in Lothringen verfahren wurde, kann ebenfalls kaum

19 Saarbrücker Zeitung, 13.4.2000.

20 Saarbrücker Zeitung, 27.4.2000.

Literatur:

Alfrey, Judith, Tim Putnam: The Industrial Heritage. Managing resources and uses. London, New York 1992.

Delaet, Jean-Louis, Alain Forti: Tourisme, Culture et Industrie, Charleroi 1998.

Hauser, Susanne:

Zur Musealisierung der Industriegeschichte - Der Fall Ironbridge. In: Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, 1/99, S. 9-18.

Ministerium für Wirtschaft, Mittelstand, Technologie und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen: Masterplan für Reisen ins Revier, Düsseldorf, Gelsenkirchen 1997 (zitiert als Masterplan).

als Vorbild dienen. Dort gibt es zwar einige positive Beispiele, unter denen das *Keramikmuseum* in Saargemünd, eine Reihe kleinerer Museen im *Regionalpark Nordvogesen*, das *Museum des Lothringer Eisenerzbergbaus* und das *Eisenmuseum* bei Nancy mit sehenswerten Ausstellungen. Die Unklarheiten über die zukünftige Nutzung des unter Denkmalschutz stehenden Hochofens in Uckange sind indes ebenso wenig erfreulich wie der Umstand, daß ein großer Teil der stillgelegten Industrieanlagen im ehemaligen Hüttenrevier Nordlothringens in kürzester Zeit abgerissen wurde.

Anspruchsvolle und erfolgreiche Lösungen sind nicht von heute auf morgen zu haben. Sie erfordern nicht unerhebliche Investitionen und eine langfristige Vorbereitung. So lag bei ei-



Hochofen Uckange, Lothringen

nigen Standorten des *Rheinischen* und des *Westfälischen Industriemuseums* zwischen dem Erwerb der Objekte und der Eröffnung als Museum eine Vorbereitungszeit von über zehn Jahren. In dieser Zeit wurden die Industriedenkmäler saniert, die Unternehmens- und Wirtschaftsgeschichte erforscht und eine museale Präsentation entwickelt. Die Grundlagen für Industrietourismus können schrittweise aufgebaut werden, doch ist in jedem Fall eine längere Planung und Planungssicherheit erforderlich.

Nicht zuletzt die *Prometheus*-Ausstellung in Völklingen hat gezeigt, daß kurzfristige, an hohen Besucherzahlen gemessene Erfolge einer längerfristigen Erschließungsperspektive nicht

unbedingt förderlich sind. Zwar gab es kein längerfristiges Erschließungskonzept, mit dem die Ausstellung hätte in Konflikt geraten können, doch hat sich die Einschränkung, daß das Gebläsehaus während der Ausstellung nicht besichtigt werden konnte, nachteilig auf den Besucherbetrieb ausgewirkt, und nach wie vor entstellt der Vorbau die Außenwirkung des Gebäudes. Da das Gebläsehaus einen wesentlichen Teil des Denkmalensembles und damit jeder Form von musealer Nutzung bildet, zugleich aber den einzigen Raum für größere Veranstaltungen im Weltkulturerbe darstellt, wird es zu einer Abstimmung zwischen verschiedenen Nutzungen und zu einer Prioritätensetzung kommen müssen. Dabei sollte beachtet werden, daß das Gebläsehaus kein beliebiger Raum für Ausstellungen und Veranstaltungen ist. Halle und Maschinen bilden eine Gesamtheit, die Atmosphäre und der historische Informationsgehalt sind an die Raumwirkung gebunden. Einbauten für Ausstellungen oder andere Veranstaltungen, die den Raumeindruck beeinträchtigen, setzen daher einen Höhepunkt jeder Besichtigung des Weltkulturerbes aufs Spiel.

Davon abgesehen stellt sich die Frage, welche Art von Veranstaltungen dem Ort angemessen sind. Es sollte nicht in Vergessenheit geraten, daß Industriedenkmäler Stätten menschlicher Arbeit waren, verbunden mit Schicksalen, Hoffnungen und Entbehrungen. Ihre Geschichte, und das trifft besonders auf die Schwerindustrie zu, ist eng an die Katastrophen und Verbrechen des 20. Jahrhunderts geknüpft. Nur wenn industrietouristische Angebote diese Bezüge deutlich machen, können sie dem industriellen Erbe und den Erwartungen eines anspruchsvollen Publikums gerecht werden.

Saarland. Ministerium für Wirtschaft und Finanzen: Tourismus im Saarland. Ein politisches Rahmenkonzept. *Saarbrücken 1999 (zitiert als Tourismus im Saarland).*

Schedler, Marc: Tourismus als Chance für eine Industriestadt? Entwicklung eines Rahmenkonzeptes für die Mittelstadt Völklingen unter besonderer Berücksichtigung des privat motivierten Städtereiseverkehrs. *Diplomarbeit in der Fachrichtung Geographie an der Universität des Saarlandes, Saarbrücken 1997/98.*

Soyez, Dietrich: Das touristische Potential von Altindustrieräumen - Probleme und Perspektiven im Saar-Lor-Lux-Raum. In: *Christoph Becker (Hg.): Denkmalpflege und Tourismus, Trier 1987.*

ders.: Industrietourismus im Saar-Lor-Lux-Raum - Eine Chance für Industriegemeinden. In: *Deutscher Verband für Angewandte Geographie e.V. (DVAG) (Hg.): Fremdenverkehr und Freizeit: Entwicklung ohne Expansion, Bochum 1986, S. 71-88.*

alle Photographien: Harald Glaser.

„Stefan H. findet das sehr liebenswürdig“

Wie die Saarbrücker Zeitung in die Akten der Gauck-Behörde kam

Von Heinz Mudrich

„Herr Mudrich (ph) führt mit Stefan Heym eine Unterhaltung. Stefan H. möchte wissen, ob sich Herr M. aus Saarbrücken meldet.

Dies wird von Herr'n M. verneint. Er ist in Berlin und will nachher noch ins Theater gehen. Gestern war er in der Schaubühne. Herr M. wollte sich nur einmal melden. Stefan H. findet das sehr liebenswürdig.“

Wer auf diese Weise unerwartet der eigenen Telefon-Vergangenheit begegnet, der hat nicht, wie es zur Zeit in den Medien als Möglichkeit erörtert wird, die Schranken der Zeit bereits überwunden, er hat nur schlicht der Stasi zu danken. Denn diese einzigartige Organisation ließ im anderen deutschen Staat von einst das Abgehörte auch noch aufschreiben. Und zwar so, wie es hier in originaler Schreibweise zitiert wird. (Das „ph“ hinter dem Namen bedeutet, was selbst in der Gauck-Behörde nur die Experten wußten, „phonetisch“. Dennoch fast immer die richtige Namensschreibung, nur manchmal mit „t“ – Gratulation, Abhörer!)

Im übrigen stimmt fast alles, soweit ich mich erinnere – bis auf Hörfehler. Wenn aber dem Lauschenden, dem auf mehreren Blättern vermerkten „Gen. Lohr“, ein Lapsus unterlief, so wurde der von einem kundigen Chef dieses im übrigen höflichen Genossen – immer mit „Herr“! – korrigiert. „Anschließend interessiert Herrn Mutrich, ob Stefan H. jene Postkarte von ihm erhalten hat, wo auch der

Günter Kraft mit unterschrieben hatte. Das bestätigt Stefan H.; diese Karte hat er bekommen.“

Günter Kraft? Wer ist denn das? Aber klar, da steht die Korrektur ja handschriftlich am Rande, mit einem Pfeil: „Grass“ heißt also der Grüßer. Und da finde ich auch in der Anlage die Karte, auf der die Unterschrift zu entziffern ist. Eine Ablichtung natürlich nur, mit rotem Stempel der Gauck-Behörde „Kopie BStU“. Aber immerhin, so weiß ich nun wieder, daß damals, im Oktober 1977, diesen Kartengruß nach Ost-Berlin mit Günter Grass auch Ludwig Harig und der Saarbrücker Germanistik-Professor Gerhard Schmidt-Henkel unterzeichnet haben.

Hundert Seiten gebe es über mich, so hatte mir die Behörde des – offizielle Bezeichnung – „Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik“, Joachim Gauck, auf meinen Antrag hin mitgeteilt. Eine Menge, die sich dann aber, als ich im sorgsam verschlossenen Lesezimmer saß, sofort relativierte. Viele Mehrfach-Blätter sind dabei, somit Wiederholungen, dazu sämtliche Einreisegenehmigungen. Einige der schwer lesbaren Seiten wurden sogar aus Filmen kopiert, aus einem „Sonderspeicher“ mit dem Titel „System der vereinigten Erfassung von Informationen über den Gegner“ und dieser „SOUND“ befand sich in Moskau. Viel Ehre!

Eine Einschränkung gibt es bei Gauck, wenn man lesen will, was die Stasi getrieben hat: Etliche Textpassagen sind mit „Schutzwürdige Daten Dritter“ überklebt und können auf den Ablichtungen, die man bekommt, nicht entziffert werden. Habe ich also alles erfahren? In meinem Fall ist das, anders als bei ehemaligen DDR-Bürgern, sicher nicht so wichtig. Ich habe in den Akten – dies die erste Erleichterung – keinen Hinweis gefunden, daß ich von jemandem bespitzelt wurde, dem ich vertraute. Und dort, wo ich, ehe ich die Akten einsah, so etwas für möglich gehalten hatte, habe ich mich getäuscht. Ein Mann aus der Musik-Branche der DDR beispielsweise, den ich auf einer Party in Ost-Berlin kennengelernt hatte und mit dem ich später ein paar Briefe wechselte, war selbst unter Stasi-Beobachtung. Das heißt, auch auf dieser Geburtstagsfeier waren IMs.

Wenn sich Genosse Lohr verhört hatte, wurde er von seinem kundigen Chef korrigiert.

In meinen von der Stasi abgehörten Telefongesprächen mit Stefan Heym ging es fast ausschließlich um Verabredungen zum Besuch und einmal zu einem ausführlichen Interview, das dann in der *Saarbrücker Zeitung* abgedruckt wurde. Anlaß war, was die Stasi folgendermaßen notiert hat: „Ein Herr“ – hier wurde dann handschriftlich „Mudrich“ eingefügt, man wird langsam bekannt – „meldet sich bei Stefan Heym, der gleich erwähnt, daß er heute von ihm die verschiedenen Besprechungen bekommen und sich sehr darüber gefreut hat. Der Herr setzt fort, daß er noch eine neue Nachricht hat. Sie werden den 'Collin' in Saarbrücken als Fortsetzungsroman bringen.“ Jenen Roman, in dem Heym die Privilegien und den beschränkten Geist der Funktionäre zum Leitthema gemacht hat – 1979 eine Sensation.

Stefan Heym hatte mir schon bei meinem ersten Besuch in seinem Haus in Berlin-Grünau gesagt, er werde abgehört – mir konnte das egal sein. Daß unsere Gespräche, wie nun zu sehen ist, überdies noch fürs Nachlesen festgehalten wurden, erscheint aber nicht nur so lächerlich wie etwa die Tatsache, daß auf einem dieser Bögen die für einen Staat wichtige Telefon-Mitteilung steht: „Herr M. ist drei Tage gefahren. Es war eine kurze aber herrliche Rundfahrt“. Und aus einem anderen, gleichfalls aufgezeichneten Telefongespräch mit einer Frau in Halle, die mir über einen Autounfall berichtet hatte: „Er wollte dann wissen, ob sie bald ein neues Auto erhalten. Sie

war der Meinung, daß das schwierig werden wird, doch sie haben die Hoffnung, daß sie aus dem Sonderkontingent (dieses Wort ist in

der Stasi-Akte mit Bleistift unterstrichen!) ein Auto bekommen werden.“ Und das Zwischenmenschliche als Zugabe: „Heinz erwähnte noch, daß er am nächsten Tag in Berlin ist. Sie wünschte ihm viel Spaß in Berlin.“

Die Kehrseite der Komik: Selbst ein jüdischer Emigrant und Antifaschist wie Heym, der sich zum Sozialismus bekannt hatte und deshalb aus den USA in diese DDR gegangen war, deren Sache er dann oft bei Fernsehdiskussionen in der Bundesrepublik vertrat, er wurde überwacht. Eine merkwürdige Stasi-Ideologie entdeckte ich auch auf anderen Seiten meiner Akte. Da heißt es: „Für den Verdacht einer illegalen journalistischen Tätigkeit

und eine feindliche Kontaktpolitik spricht die Information, nach der M. 1979 Verbindung zu einem in der DDR studierenden polnischen Staatsbürger während dessen BRD-Reise aufnahm. Gegenüber diesem zeigte M. Interesse an Informationen über die verschiedenen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens in der VR Polen und zu dessen Einrücken“ – das „d“ fehlt – „über die DDR“.

Einmal abgesehen davon, daß ich keinen polnischen Studenten kannte, und schon gar keinen in der DDR – erstaunlich ist doch, wie es hier als verdächtig angesehen wird, Kontakt zu einem Bürger des immer wieder als „Brudervolk“ bezeichneten Polen zu haben. Ebenso rätselhaft ist ein anderer Spitzel-Bericht. Danach hat mich bei einem Besuch bei Heym „der US-amerikanische Journalist Girardet, Edward-Reinhardt“ begleitet. Doch auch den kenne ich nicht. Nur rein zufällig hatte ich einmal gemeinsam mit einem anderen Besucher an Heyms Haustür gestanden ... Im übrigen hat die Stasi hier zutreffend vermerkt: „Der Besuch stand im Zusammenhang mit dem Ausschluß des Heym 1979 aus dem Schriftstellerverband der DDR“. Und, was wie enttäuscht klingt: „Weitere Kontakte zwischen Heym und Mudrich wurden bisher nicht festgestellt.“

Wie ungenau die Stasi-Spitzel oft gearbeitet haben, geht auch aus der mehrfachen Erwähnung meiner Eltern hervor, über die ich, so vermutete die Stasi, illegale Kontakte zu anderen DDR-Bürgern hergestellt habe. Mein Vater aber ist 1945 gefallen. Andererseits waren die Mielkes einmal sehr vorsichtig. Auf einer Seite der Akte, die mit dem imponierenden Kopf „Ministerrat der Deutschen Demokratischen Republik – Ministerium für Staatssicherheit – Hauptabteilung IX/11“ meinestwegen an die „Bezirksverwaltung für Staatssicherheit Abt II“ in Halle gerichtet war, wird einem „Auskunftsersuchen vom 20.11.1981, Tgb. Nr. 4871/81“ entsprochen, und zwar über einen „Mudrich, Heinz“, danach Geburtsdatum und meine frühere Berliner Adresse. Ein Haus, in dem ich allerdings nur bis 1950 gewohnt habe. Wie kommen sie darauf, und wo bleibt der Rest bis 1959, als ich nach Saarbrücken zog? Keine IMs mehr in West-Berlin gehabt? Der Beweis für die Vorsicht: Da wird ein besonderer Zweifel notiert, als die Stasi in einem Journalistenhandbuch von 1974 einen „Dr. H. MUDRICH“ und dazu nunmehr die Adresse „Gutenbergs-

Möglicherweise besteht Identität zwischen Heinz Mudrich und Dr. H. Mudrich, Feuilleton-Redakteur der Saarbrücker Zeitung.

traße 11“ entdeckt, und die Angabe: „Tätig als Feuilleton-Redakteur bei der Saarbrücker Zeitung.“ „Möglicherweise“, so steht es tatsächlich da, „besteht Identität zwischen dieser Person und Heinz MUDRICH“.

Ach, sie haben sich ja soviel Mühe gegeben, ihren Staat zu schützen. Der Genosse Lohr, der „Genosse Hptm. Grigat“, Leutnant Baumert, der später laut Akten zum Oberleutnant befördert worden war, das aber sicher nicht, weil er über mich soviel herausgefunden hat, ferner ein Major mit unleserlichem Namen, ein Oberleutnant sogar, Kittler, und wie sie alle heißen, deren Namen in meinen Stasi-Akten stehen. Sie haben mich, selbst wenn ich mit DDR-Genehmigung in Ost-Berlin war und obwohl ich des öfteren in der Saarbrücker Zeitung über Gespräche mit Honeckers Baumeister Professor Gißke und die kulturellen Bau-Leitungen berichtet habe, in ihren internen Papieren dennoch zu einer „Einreisefahndung“ ausgeschrieben. Daraufhin teilte die Abteilung II in Halle der Abteilung XX als triumphales Arbeitsergebnis mit: „Durch eine Information der HA II/13 wurde unserer Deinsteinheit“ – „Deinst“, man war halt überlastet, einmal bin ich auch am 11. August 1981 geboren – „bekannt, daß der Leiter der Feuilleton-Redaktion der Saarbrücker Zeitung, Dr. Mudrich, Heinz ... vom 7.4.80 bis 12.4.80 zur DDR-Bürgerin Gasse, Anne-Marie, einreiste ...“ Wonach die Hauptabteilung völlig zu Recht vermutete, daß wir auch den Lebensgefährten dieser DDR-Bürgerin trafen. Und Dr. Matthias Frede – das war das Verdächtige hieran – war ebenfalls Kulturredakteur. Kennengelernt hatten wir uns einmal beim Kurzfilmfestival in Krakau.

Dieser West-Kontakt war für ihn natürlich verboten. Aber Frau Gasse sprach mich damals mit der wahren Begründung an, sie stamme aus Trier und habe Verwandte im Saarland. Eine Bekanntschaft, die dann zur Folge hatte, daß auch sie in das Mißtrauen der Stasi geriet, wie jetzt nachzulesen ist. Im Fachjargon heißt das „OPK“ – „Operative Personenkontrolle.“ Und insgesamt wurden wir so zur „OPK Gemeinschaft“. Also deutsche Vereinigung, schon vor der Wende! Stasi-beglaubigt! Schließlich meldete der IM auch: „Es kam zu einer lautstarken und herzlichen Begrüßung unter den Personen“.

Was mich betraf, so sollten die Fahnder – Zitate, die alle für den Verfolgungswahn der

DDR-Herrscher sprechen – unter anderem herausfinden: „Kontakte des M. zu den Zielgruppen des Gegners in der DDR – Hinweise über die Anwendung konspirativer Mittel und Methoden zur Absicherung bei der Kontakt-tätigkeit ...“ Woraufhin ich ja schon glatt als Heinz Bond auftreten könnte. Aber weiter: „Informationen über operativ-bedeutsame Verbindungen des M. zu Korrespondenten/ Journalisten des eigenen Landes, zu Institutionen und Einrichtungen in der DDR.“ Ja, und „erforderlich“ waren laut Oberleutnant Kittler auch „zur Person des ... folgende Angaben“, typographisch wie hier schön abgesetzt:

„*Charaktereigenschaften, moralische Verhaltensweisen

* Familienverhältnisse

* Verhalten und Gewohnheiten sowie Interessen und Neigungen

* sonstige operativ bedeutsame Hinweise wie:

* Pläne und Absichten des M. privater und beruflicher Art.“

Laut meinen Gauck-Akten ist da aber nichts mehr zustande gekommen. Mein Charakter blieb unerkant. Vielleicht lag es auch daran, daß der „IM Maler“ nicht richtig im Bilde war. Der bespitzelte in Halle das Haus, in dem unsere Freunde und also auch wir wohnten, wenn wir sie besuchten, er meldete unsere SB-Autonomie, obwohl die ja nun schon in den Einreisepapieren stand, er notierte, wo der Wagen parkte, und wer ausstieg. Zum Beispiel im August 1983 noch „eine weitere männliche Person, vermutl. Alter 18-20 Jahre ...“

Mein Gott, Maler, das hättest du aber doch wissen können! Das war unser Sohn, und der hatte natürlich ebenfalls eine Einreisegenehmigung, mehrfach gestempelt! Unsere Freunde wissen im übrigen, wer sie als „Maler“ beobachtet hat – ein Nachbar. Er wurde nach der Wende noch Kanzler der Hochschule für Grafik und Design Burg Giebichenstein, hatte aber damit dann doch seine Karriere überzogen.

Zu den unsinnigen Leistungen der Stasi gehört in meinem Fall auch, daß ein Brief archiviert wurde, in dem ich mich mit Blick ins Graue dazu äußere, daß nun Herbst ist, sie verzeichneten, daß in einer „festgestellten Briefsendung des M.“ ein Bericht über unsere Reise durch die UdSSR war, ein Thema, das ich selbstverständlich mit Bedacht beigelegt hatte, ferner eine „Danksagung für erhaltene Zeitungsausschnitte“. Bei einer Einreise – auch

das ist nun hier in den Akten – ergab die „Kontrolle keine Beanstandung. Bg.“ – das heißt wohl „Bürger“ – „führte 150.00 DM/DBB, eine Zeitschrift 'Theater der Zeit' Heft 11/82, sowie Zeitungsartikel von Theaterkritiken mit sich.“ Wobei damals die Pointe außer in den „Zeitungsartikeln von Theaterkritiken“ darin bestand,

Auch der Bezug „staatsgefährdender Schriften aus der Sowjetzone“ war nur über bestimmte Vertriebsunternehmungen erlaubt.

daß die Fachzeitschrift, die ich bei mir hatte, in der DDR erschien, aber dort nur schwer zu bekommen war. Jemand hatte sie drüben für mich abonniert. Aber auch dies noch meldete der ordentliche Kontrolleur: „Bg. war sehr ungehalten, da er

bereits gestern einmal intensiv kontrolliert wurde ... Bg. wollte den Grund der Kontrolle wissen.“

Nachzulesen ist ebenfalls, daß „der M. einen relativ engen Kontakt zu Stadach, Dieter, unterhält“. Das aber war der DDR-Korrespondent der *Saarbrücker Zeitung*, offiziell akkreditiert. Daß er wie alle seine Kollegen bespitzelt wurde, war bekannt. In seiner Wohnung in der Leipziger Straße haben wir deshalb Wichtiges nur auf Zetteln besprochen. Trotz der Überwachung ist den Stasis aber entgangen, wie ich mit Stadachs Hilfe (und auch mit Hilfe anderer Kollegen) Bücher rübergeschafft und an Freunde weitergegeben habe. Sie alle darben ja nach West-Literatur.

Richtig ist auch die in den Akten dokumentierte Vermutung, daß „der M.“ – wo bleibt der „Herr“? – „an DDR-Kontaktpartner des Stadach vermittelt wurde“. Das waren vor allem junge Schriftsteller wie Lutz Rathenow, die hören wollten, wie es in einer West-Redaktion zugeht, und welche Chancen sie haben, mal gedruckt zu werden. In einzelnen Fällen konnte ich da etwas tun, und das hieß auch: Das Honorar dann auf Umwegen in DM-West oder in Paketform rüberschaffen. Denn bei offizieller Überweisung hätten sie nur Ostmark bekommen.

Ein Wust von Stasi-Deutsch – auch der gehört zu diesen Akten. Daß ich zum Objekt des „Arbeitsplans 1982“ wurde, das ist ja noch das wenigste. Es ging um „politisch-operative Aufklärungsergebnisse“, „politisch-operative Zielstellung der OPK“, „operativ-relevante Verbindungen“ und sogar „politisch-operative Aktivitäten“, es gab auch im Kopf eines Dokuments eine „Operative Auskunft“ mit dem

kommalosen Zusatz: „vor unbefugter Einsichtnahme sichern!“

Bei einer solchen Fülle von Operativem – diese Folgerung schließt sich an – blieb natürlich keine Energie für die Operationen übrig, die die DDR-Wirtschaft benötigt hätte, um die schlimmsten Mängel zu überwinden. Wer sich beim Besuch von Verwandten und Freunden in der DDR ein bißchen umsah, konnte damals durchaus erkennen, wie bröckelig alles war. Und daß es wohl sehr lange dauern würde, diese geradezu gigantischen Schäden zu beseitigen. Nur ein ahnungsloser Bundeskanzler konnte für bald nach der Wende blühende Landschaften versprechen. Heute fragt sich Kohl hoffentlich auch, wozu eigentlich jahrzehntelang die Mittel für das Innerdeutsche Ministerium ausgegeben wurden. Für Fehl-Informationen offensichtlich.

Natürlich wäre beim Bericht über die Stasi-Aktivitäten der Hinweis angemessen, daß schließlich auch in der einstigen Bundesrepublik kontrolliert und verboten wurde. Ein Schreiben des saarländischen Innenministeriums vom 1. Juni 1966 habe ich noch, in dem mir unter Berufung auf Gesetze höflich erläutert wird, warum ich mir nicht von Freunden Zeitschriften aus der „Sowjetzone“ schicken lassen darf. Der Bezug „staatsgefährdender Schriften aus der Sowjetzone“ sei nur über bestimmte Vertriebsunternehmen möglich. Auch der Entwurf eines neuen Gesetzes werde – 1966, wohlgemerkt – nicht „den Bezug für jedermann unmittelbar aus der Ostzone eröffnen“. Vorausgegangen waren eine Beschlagnahme und mein Einspruch. Was aber war denn staatsgefährdend an Zeitschriften, die ich zu meiner beruflichen Information brauchte? Das blieb unerklärt. Gut – nicht zu vergleichen mit dem Thema, das die Stasi-Akten ergeben. Oder doch ein wenig?

Meine Rolle als Objekt der „politisch-operativen Zielstellung der OPK“ endete, wie es beim Lesen schien, mit meiner Löschung. Ein „Löschauftrag für Abt.XII“ liegt vor, datiert mit dem 15.10.81. Und in einem anderen Schreiben steht: „Es wurde vereinbart, die Person Mudrich zugunsten der HA II/13 zu löschen.“

Zugunsten? Das ist auch wieder so ein Wort. Es bedeutete die Gunst, die Oberleutnant Baumert vergab: „Die Bearbeitung der Aktivitäten von M. wird durch die HA II/13 weitergeführt.“

Kappmeyer Partner

Wir bieten moderne Softwaresysteme für mittelständische Unternehmen mit der zugehörigen Einführungsberatung.

miracle[®]xrp

modernes objekt- und workfloworientiertes ERP-System

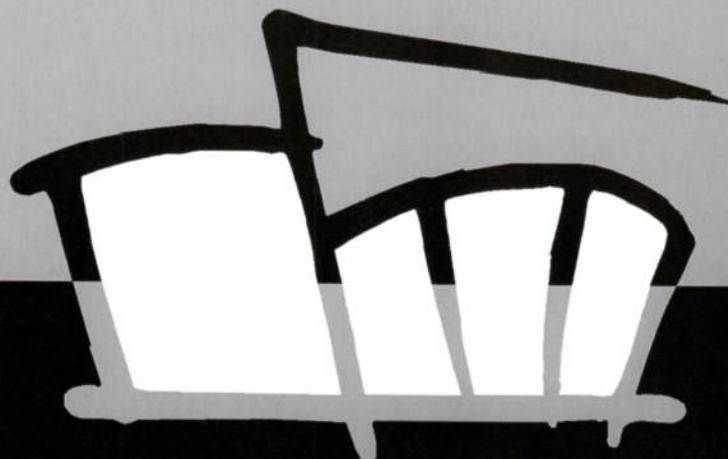
AMS

komplettes Wartungssystem für die Flugzeugbranche

Kappmeyer & Partner GmbH
Altenkesseler Str. 17, D-66115 Saarbrücken

Telefon: 06 81 / 76 17 0
www.kappmeyer.de

Telefax: 06 81 / 76 17 111
info@kappmeyer.de



Vive la Chance!

 **SPIELBANK
SAARBRÜCKEN**
Deutsch-Französischer Garten

Heimat als Erfolgsrezept

20 Jahre Saarlandwelle

Von Wiebke Trapp

Schalt Dein Radio ein ... 280.000 Hörer aus der Region tun es täglich und hören das dritte Hörfunkprogramm des Saarländischen Rundfunks, *SR 3* - die Saarlandwelle. Wie schon im Vorjahr ergab die Mediaanalyse für 1999 wieder dasselbe Ergebnis. Mit ziemlich genau einem Drittel aller befragten Hörer überrundet die Welle noch die „große Schwester“, die *Europawelle*, und läßt *Radio Salü* oder *RTL* weit hinter sich. Öffentlich-rechtliche Rundfunkanbieter in anderen Bundesländer träumen von solchen Umfrageergebnissen. Grundlage der Medienanalyse ist die Frage an Hörerinnen und Hörer, welches Programm sie von Montags bis Freitags zwischen 5.00 und 24.00 Uhr mindestens eine Viertelstunde lang hören. Im Saarland ist *SR 3* vor allen anderen Anbietern ungeschlagen der Spitzenreiter. Aber nicht nur hier ist das regionale Vollprogramm ungeheuer beliebt, sondern auch Saarland-Touristen läßt es offenbar süchtig werden. Und selbst in der Pfalz zwischen Kusel, Kaiserslautern und Zweibrücken hat der Sender eine treue Fangemeinde. Anlässlich des 20jährigen Jubiläums, das die Welle gerade feiert, fragen wir uns: Was ist das Erfolgsrezept? Und wer ist der große Unbekannte am Empfänger?

Wenn etwas *SR 3* von den anderen Wellen der Region grundlegend unterscheidet, ist es schon auf den „ersten Blick“ das Musikprogramm. Ein am anglo-amerikanischen Pop orientierter Hörer hat es schwer, auch nur eine Viertelstunde am Ball zu bleiben, die Freunde der aktuellen Popcharts werden hier nicht bedient. Damit soll nicht gesagt sein, das Musikprogramm sei einfalllos. Es ist nur sehr deutsch und erinnert an die guten alten Zeiten der *Hitparade* mit Dieter Thomas Heck. Schlager über Schlager beinahe in Vergessenheit geratener Showgrößen wie Peter Alexander oder Freddy Quinn, die die Höhepunkte ihrer Karrieren in den 60er und 70er Jahren feierten, begegnen einem über den Tag ver-

teilt. Auch Welthits wie etwa „Son of a preacherman“ der britischen Gospellady Dusty Springfield werden gespielt, allerdings in deutscher Fassung. Das ist dann der „Sohn meiner Nachbarin“ - für Anhänger des Soul und älteren britischen Pop eine Zumutung; wie oft bei Synchronisationen geht der eigentliche Pepp dabei verloren. Dazu kommen in lockerer Zusammenstellung leichte Klassik oder ein unverfänglicher Dixie in bestem New Orleans Street Shuffle Style und - ziemlich ungewohnt - Instrumentaltitel. Von Bach bis Becaud scheint alles Deutschsprachige vertreten, unabhängig von der Nationalität der Interpreten und repräsentiert das musikalische Credo der Welle: Nur zwei fremdsprachige Titel pro Stunde sind zugelassen, davon darf nur einer englischsprachig sein. Daneben existieren Spezialprogramme wie *Mit Sang und Klang*, das die Freunde volkstümlicher Musik bedient oder *Douce France* für die Anhänger von Chansons der letzten fünfzig Jahre.

Aber offenbar kommt nicht nur die Musikauswahl, sondern auch die Art der Wortberichterstattung den Wünschen eines erklecklichen Teils der Saarländer entgegen. Journalistisch gut aufbereitete regionale Informationen und kritische Hintergrundberichte, so kurz wie möglich und so lang wie notwendig, kennzeichnen die Wortbeiträge. Ausführliche Informationsbeiträge von immerhin drei bis vier Minuten Dauer sind im Unterschied zu anderen Wellen bei *SR 3* keine Seltenheit. „Wir sind das Programm aus dem Land und für das Land“, ist das Image der Welle, ohne daß sie dabei in die regionale Beschränktheit der hieszulande typischen Lyonerkultur verfällt. Vielmehr finden auch Beiträge, die nicht der *political correctness* frönen, fundiert recherchiert und journalistisch auf hohem Niveau zusammengestellt, ihren Platz im Programm. Unter den Mitarbeitern, so hört man, werden die inhaltlichen Frei- und zeitlichen Spielräume sehr geschätzt.

Wenn auch nicht musikalisch, so doch konzeptionell, inzwischen geht man bei *SR 3* mit der Zeit. Anlässlich seines 20jährigen Jubiläums wurde eine „kleine Reform“ eingeleitet, zwei neue Sendungen gibt es seitdem. *Guten Morgen* von 7.00 bis 9.00 Uhr ist entsprechend der Sendezeit für den erwerbstätigen Teil der Bevölkerung zugeschnitten und will - auf ein jüngeres Publikum schießend - flotter als Bisheriges wirken. Dafür fiel das eiserne Gesetz

in der Musikredaktion: Drei fremdsprachige Titel dürfen hier pro Stunde gespielt werden und zwei davon können sogar englischsprachig sein. Im März fiel der Startschuß für die Sendung *Rundschau*, die zweimal täglich um 9.00 und um 18.00 Uhr regionale Nachrichten mit den „Weltnachrichten“ kombiniert. Die Konzentration auf das regionale Geschehen blieb das Herzstück der Wortberichterstattung bei *SR 3*, der nachrichtliche Blick über die Grenzen kam gerafft hinzu. Geblieben sind, trotz einiger Änderungen des Konzepts, Magazine wie die *Region am Mittag* und *Region am Nachmittag*, reine Informationssendungen wie die *Rundschau* oder Sendungen mit Servicecharakter wie die *Bunten Funkminuten*, wo man vom Rezept für Käsekuchen bis zur Anleitung, wie man eine Patientenvollmacht ausfüllt, so ziemlich alles erfahren kann. Geradezu Kultcharakter hat die samstägliche Sendung *Sport und Musik*, die sich auch nach ihrem Wellenwechsel von *SR 1* zu *SR 3* vor zwanzig Jahren immer treu geblieben ist: vom Jingle über die Musikauswahl bis hin zu den Livekonferenzen aus den Fußballstadien mit ihren FCS-vernarrten Berichterstattern.

Aber gerade vor der beliebtesten Sendung der Welle machte die Reform nicht halt: Der *Morgenruß der Saarlandwelle* zwischen 8.00 und 9.00 Uhr wurde eingestampft und als *Nach-Tisch* auf den Nachmittag gelegt, auf zwei Stunden ausgedehnt und mit Musik unterlegt. Dort grüßen Gartenbau- und Pensionärsvereine, Gewerkschaftsvorstände und Vorsitzende aller möglichen Verbändchen aus der Region täglich Jubilare und Geburtstagskinder persönlich zum soundsovielten Geburtstag. „Wir vermitteln alle Gratulationen zu ‚runden‘ Geburtstagen ab dem 60sten; zum 65sten, 70sten und 75sten; ab dem 80sten in jedem Jahr und natürlich zu Ehejubiläen ab der ‚Goldenen Hochzeit‘“, werben die entsprechenden Internetseiten und werfen damit auch ein Licht auf den Altersrahmen der *SR 3*-Hörer. Als Zielgruppe sind prinzipiell „alle Saarländer“ im Visier, vornehmlich die ab vierzig Jahren aufwärts, heißt die offizielle Version. Dabei ist den Verantwortlichen durchaus klar, daß der durchschnittliche *SR 3*-Hörer deutlich älter ist.

Sogar auf dem „stillen Örtchen“ hat der Hörer der Saarlandwelle sein Radio mit, lautet die Eigenwerbung der Welle. *Den* „typischen“ *SR 3*-Hörer gibt es jedoch nicht, erfahren wir

im Gespräch mit Programmchefin Elisabeth Sossong. Soziologische Kriterien wie Beruf, Alter, Religion und Herkunft scheiden aus, um dem Phantom auf die Spur zu kommen. Sowohl der Handwerker auf dem Bau als auch der Bürgermeister jeder x-beliebigen saarländischen Gemeinde lauschen dem regionalen Programm. Etwas unterscheidet sie aber ganz offensichtlich von anderen: Sie haben und pflegen andere Hörgewohnheiten.

Das erklärt den Erfolg der Welle. Auch wenn man mittlerweile ein Auge auf „jüngere“ Hörer wirft, bei *SR 3* geht es ab Fünfzig erst aufwärts – eine Bevölkerungsgruppe, die nach den demographischen Prognosen wachsen wird und deren Hörgewohnheiten sich von denen anderer Generationen wesentlich unterscheiden. Man will wissen, was im Land vor sich geht und braucht außer des Saarländischen keiner anderen Fremdsprache mächtig zu sein – allen Globalisierungstendenzen ringsum zum Trotz. Entsprechend bleiben die Hörer, einmal zugeschaltet, bei der Stange, weit über eine Viertelstunde hinaus. Schon deshalb schneidet *SR 3* in der Medienanalyse gut ab. Die saarlandwellen-typische Musikfarbe, seicht und harmonisch, deutsch und brav, befriedigt möglicherweise eine altersunabhängige Form des Unterhaltungsbedürfnisses: Unter der älteren Hörschaft erreicht *SR 3* alle diejenigen, die die „ausländisch Musik“ aus Übersee sowieso noch nie mochten. Aber auch unter den heute zwanzig- bis dreißigjährigen sind Schlagerparties zu allen Gelegenheiten inzwischen wieder *en vogue*, die Fun-Generation entdeckt das Amüsierpotential des Schlagers (wieder). Vielleicht ist diese Mode der notwendige Gegenpol zum hemmungslosen anglophilen Charts-Gedudel anderer Wellen und deren Fixierung auf den gängigen Pop-Mainstream.

Musikangebote abseits dieses Mainstream sind im Radio inzwischen rar. Nur wenigen wie *SR 3* scheint ein konsensfähiges, weil zugleich ins Quoten- und Quantengeschleie der Massenmedienkultur passende, Alternativangebot zu gelingen. Das zeigt zur Zeit die heftige Debatte um die Schließung von *FIP* in Metz. Der französische Sender grenzt sich in seiner Musikauswahl ebenfalls deutlich von den Popmoden anderer Programme ab – wenn auch für eine völlig anders orientierte Hörschaft.

Monika Zorn

Photographien

geb. 1941 in Wernigerode/Harz



ab 1955 Ausbildung zur Photographin im Atelier der Saarbrücker Photographin Lotte Reichmann

Photographin am Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität des Saarlandes; befaßt mit der photographischen Dokumentation von Grabungsfunden im Libanon und in Bulgarien für Publikationen und Ausstellungskataloge

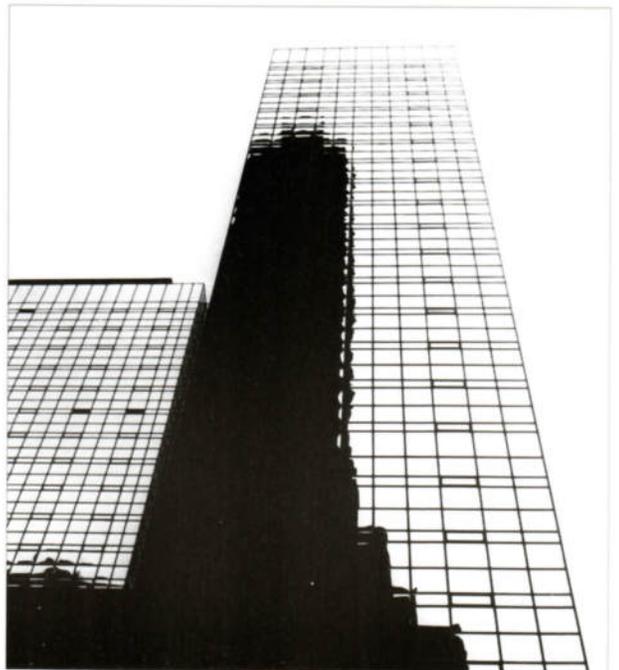
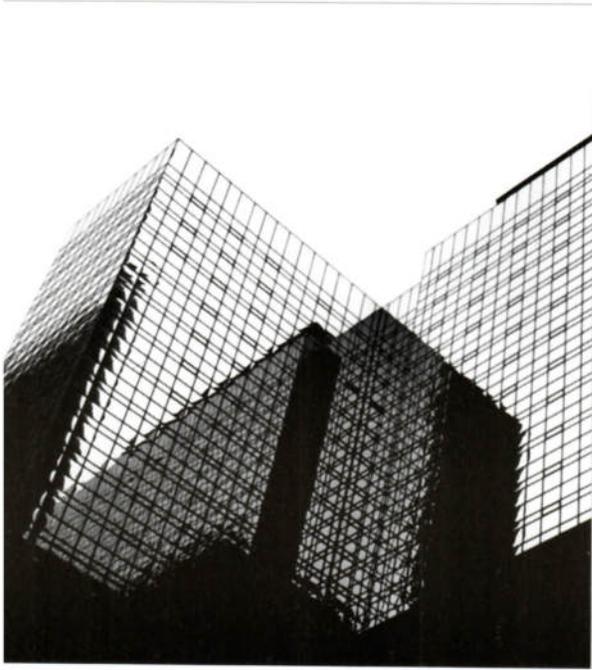
1977 Lehrauftrag an der Pädagogischen Hochschule in Saarbrücken

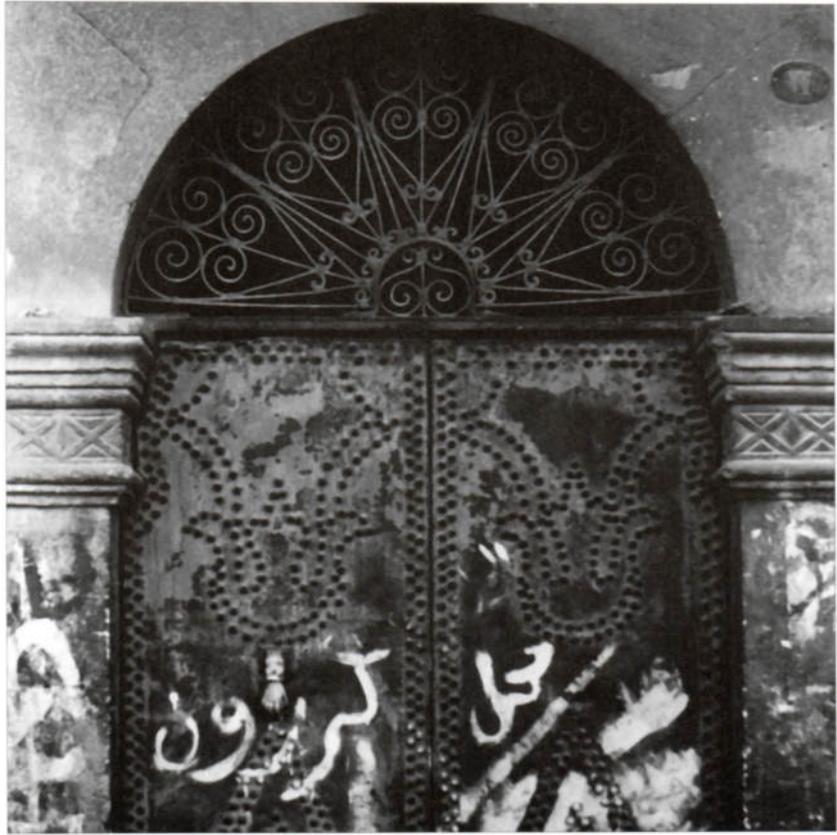
1986 Gründung der Photogalerie „objektiv“

Organisation verschiedener Ausstellungen von Photographie und Bildender Kunst

seit 1977 zahlreiche Einzel- und Gruppenausstellungen u.a in Luxemburg, Teilnahme an den Landeskunstaustellungen und zuletzt „Kunst im Kasten“, Künstlerhaus Saarbrücken

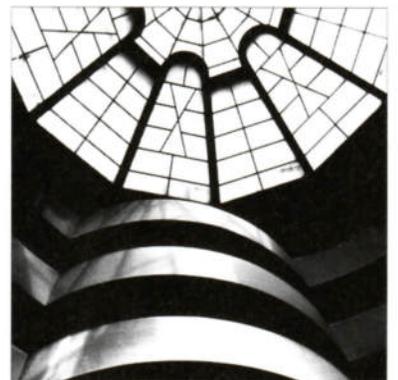
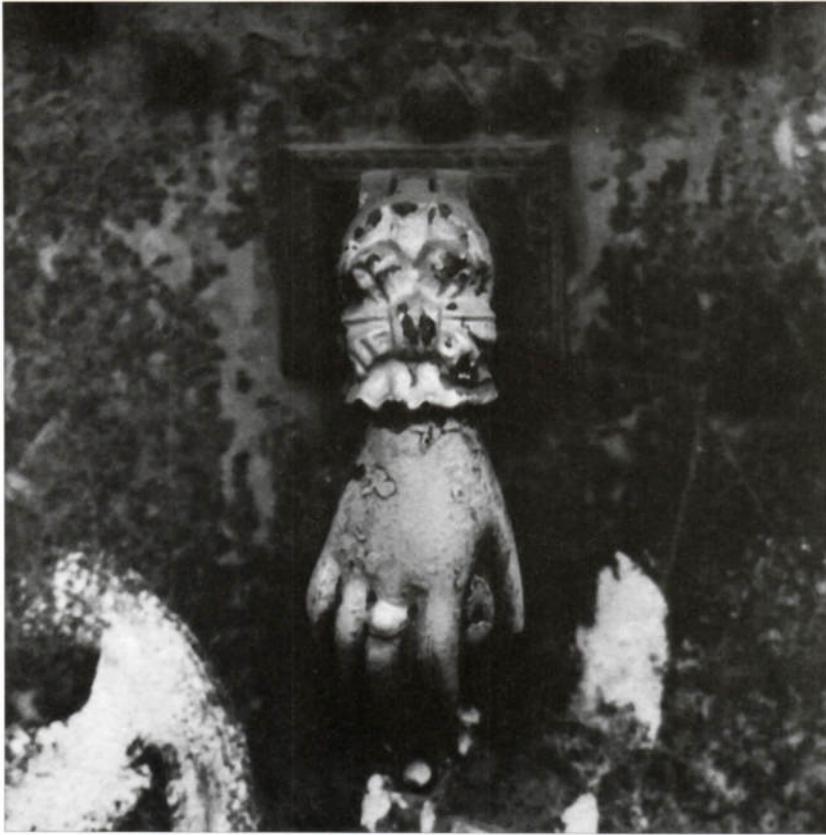
Arbeiten im öffentlichen und privaten Besitz



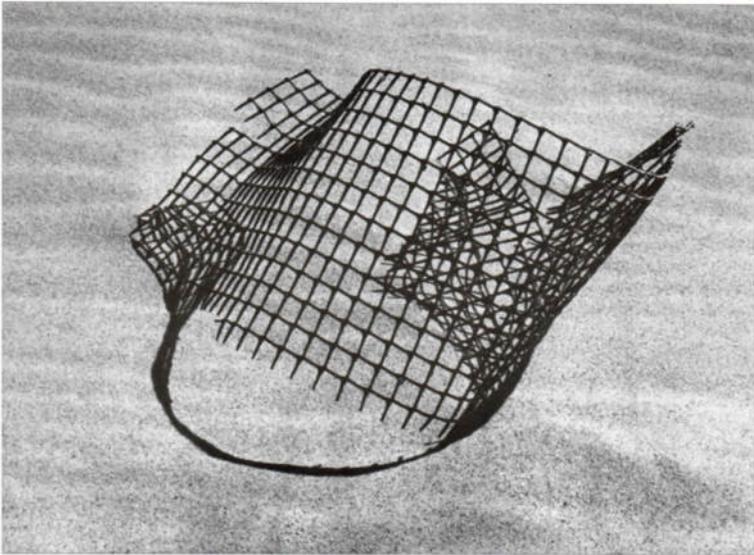
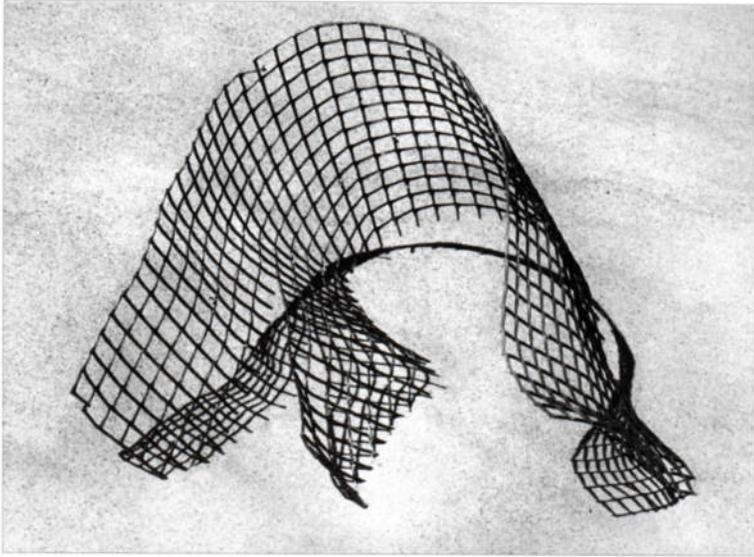


Galerie

oben: o.T., schwarz/weiß, zweiteilig, jeweils 11 x 11 cm, 2000



o.T., schwarz/weiß, zweiteilig, jeweils 11 x 11 cm, 2000



o.T., zweiteilig, schwarz/weiß, jeweils 14,5 x 19,3 cm, keine Jahresangabe

Die ruhelosen Bilder von Schloß Dagstuhl

Eine Gespenstergeschichte

Von Sven Rech

Der vorliegende Text ist die für die SAARBRÜCKER HEFTE überarbeitete Fassung eines Hörfunk-Features, das auf SR 2 Kulturradio in seiner Reihe „Thema“ am 12.07.1999 gesendet wurde. Der Autor Sven Rech wurde kürzlich für sein Hörfunk-Feature „Lothringen, eine Symphonie“ (im Februar 2000 ebenfalls auf SR 2 Kulturradio ausgestrahlt) mit dem „Sonderpreis des Deutsch-Französischen Kulturrats, Abteilung Hörfunk“ ausgezeichnet.

1 „Lieber Herr Graf“, sagte der Redakteur auf den Anrufbeantworter. „Schreiben Sie mir doch bitte mal eine schöne Gespenstergeschichte auf. Aber eine, die es wirklich gibt und die etwas mit uns Heutigen zu tun hat, und in der es trotzdem von Grafen und Prinzessinnen und edlen Rittern und bösen Stiefmüttern nur so wimmelt.“ Also sprach der Redakteur, legte auf und fuhr in Urlaub.

„Hm“, sagte der Graf. Dann setzte er sich hin, blätterte in seinen Büchern und in seinem Gedächtnis und schrieb.

2 *Gern möchte ich Dich, günstiger Leser; unter jene dunklen Platanen führen, wo ich die seltsame Geschichte des Bruders Medardus zum ersten Male las ...*

Der Graf hatte es nicht anders gewollt. „Adieu!“ hatte er zu seiner Prinzessin gesagt, und statt mit ihr eine lauschige Sommernacht zu verbringen, saß er nun mutterseelenallein in diesem verlassenem Waldschlößchen und wartete. Worauf? Der Graf wußte es selbst nicht so genau.

Auf - Ungewöhnliches. Auf die Schläge der Mitternachtsglocke, auf die Geräusche der Nacht, auf unerklärliche Erscheinungen, vielleicht ... „Ach, was!“ sagte der Graf. „Ich warte auf den Hausgeist.“ Und er versuchte lauthals zu lachen, allein - es wollte nicht so recht gelingen.

Warum hatte er sich auch ausgerechnet *Die Elixiere des Teufels* aus der Schloßbibliothek zur Nachtlektüre aussuchen müssen?

Aber nun wendest Du Dich um und erblickest kaum 20 Schritte hinter uns ein gotisches Gebäude, dessen Portal reich mit Statuen verziert ist. Durch die dunklen Zweige der Platanen schauen Dich Heiligenbilder recht mit klaren lebendigen Augen an; es sind die frischen Freskogemälde, die auf der breiten Mauer prangen.

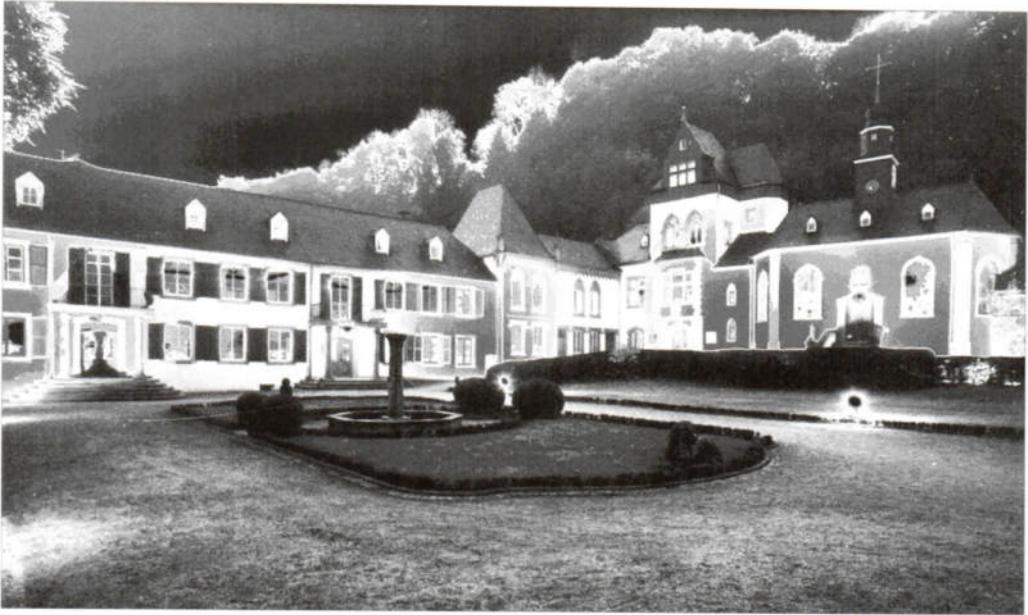
Paßte diese Beschreibung nicht genau auf diesen Ort? Die hohen Bäume, die alten Mauern, das Turmzimmer, das man ihm - nicht ohne bedeutsam-warnende Blicke - für diese Nacht gegeben hatte - entsprach das alles nicht genau dem Szenario, das E.T.A. Hoffmann so dräuend und ahnungsvoll skizziert hatte?

„Aber nein“, hätte der kleine ältere Herr gesagt, der ihn am Nachmittag durch die Räume geführt hatte: „Hier gibt es keine Gotik. Schloß Dagstuhl stammt aus dem 17. Jahrhundert.“ Der Mann hieß Willy Weinen und kannte die Geschichte der ganzen Gegend wie seine Westentasche. Voller Stolz hatte er dem Grafen mit einem riesigen Schlüssel die Schloßkapelle geöffnet.

„Das ist eine typisch Bayrische Kapelle“, hatte er gesagt. „Wenn man hier reinkommt, ist man in Bayern. Zwar in Klein-Bayern, aber immerhin. Die Holzteile hat noch unser Graf Anton aus seiner schwäbischen Heimat mitgebracht, die Türen, Bänke und den wunderschönen Altar. Wir sehen endlich mal einen Altar aus der Spätbarockzeit, der kein Beiwerk hat.“

Nichts Mysteriöses also. Am Nachmittag war die Kapelle ein heller freundlicher Raum. Die Kühle in seinem Inneren tat gut, und der Graf nahm sich Zeit, die Fresken und Bilder an den Wänden genau zu betrachten. Ihretwegen war er hier. Sie stammten samt und sonders von Octavie de Lassalle von Louisenthal, die man im Ort schlicht „die Malergräfin“ nannte. Dabei war sie gar keine Gräfin, sondern bestenfalls eine Baroness - aber das fand der Graf nicht weiter wichtig. Er selbst war schließlich Graf nur aus literarischen Gründen ...

Die Malergräfin Octavie hatte jahrzehntelang an den Bildern der Dagstuhler Schloßkapelle gearbeitet. Die sixtinische Kapelle in Rom



Schloß Dagstuhl

hatte sie dazu inspiriert, noch im hohen Alter von 70 Jahren stand sie oben auf der Leiter und malte in den frischen Putz.

„Ihr größtes Bild ist hier die *Immaculata* nach Murillo“, hatte der alte Mann mit tonloser Stimme erklärt. „Sie hat Engelchen um die Madonna gemalt, und Blumen und die Kinder, die hier auf dem Hof gespielt haben. Einige waren in dieser Zeit gestorben. Und da hat sie den Unterschied gemacht: die Toten haben die Flügel auf dem Rücken, die Lebenden auf der Brust.“

Der Graf hätte nicht sagen können, woran es lag. Es gab keinen Grund zur Beunruhigung. Aber ... irgendetwas stimmte nicht. Warum fröstelte ihn plötzlich, in dieser lauen Sommernacht? Eine winzige Begebenheit vom Nachmittag fiel ihm wieder ein, eine Nebensächlichlichkeit ohne Bedeutung. Und doch ...

Als er seinen Wagen in Dagstuhl um die Ecke steuerte, telefonierte er gerade mit der Prinzessin. Nichts Wichtiges, nur ein „Ich bin jetzt angekommen.“ Just in dem Moment, als die Fassade des Schlosses durch die Bäume schimmerte – riß die Verbindung ab. Das Telefon war tot.

3 Die Nacht war schwül und finster. Das Gewitter brachte keine Linderung. Der Graf schritt in seinem Turmzimmer unruhig auf und ab. Eine Nervosität, die er sonst nicht an

sich kannte, hatte von ihm Besitz ergriffen. Immer wieder ertappte er sich dabei, wachsam zu der mittelalterlichen Bogentür zu spähen, die zu der steilen Wendeltreppe führte – so, als erwarte er jeden Moment, daß die schmiedeeiserne Klinke sich bewegte und ein Geist einträte, ohne zu klopfen. Halb belustigt, halb verärgert wischte der Graf den Gedanken beiseite und konzentrierte sich auf seine Lektüre.

Flüsternd und rauschend gehen wunderbare Stimmen durch Baum und Gebüsch: als würden sie steigend und steigend zu Gesang und Orgelklang, so tönt es von fern herüber: Sind denn die Heiligenbilder lebendig geworden und herabgestiegen von den hohen Simsen?

Der Graf hob erstaunt die Augenbraue. Hatte er sich nicht am Nachmittag genau dieselbe Frage gestellt? Die Bilder, die er im Gebetsraum hinter der Sakristei der Schloßkapelle betrachtet hatte – sie zeigten Menschen, die er eben noch auf dem Wäderner Marktplatz gesehen hatte. In der hellen Mittagssonne und quicklebendig. Und nun fanden sich ihre Gesichter – und der Graf hätte schwören können, daß es dieselben Gesichter waren! – hier auf Ölgemälden wieder, die fast 150 Jahre alt waren. Der Graf glaubte nicht an Geister und an die Vorsehung – jedenfalls nicht wirklich.

Aber was war schon wirklich? Er selber, so mußte er beschämt eingestehen, war nichts als ein literarischer Kunstgriff eines Autors, der sich seinen Geisterglauben noch viel weniger eingestehen wollte als der Graf. Dieser Gedanke verwirrte den Grafen nun vollends, und er war dankbar, daß der alte Herr, der ihn durch die Räume führte – Weinen war sein Name, richtig, und er leitete das Heimatmuseum von Wadern – Willy Weinen also klärte ihn wenigstens über die Ähnlichkeit der Gesichter auf Bild und Straße auf.

„Da sehen wir zunächst mal Jesus, der unter der Last des Kreuzes zusammenbricht, und wir können auf einem anderen Bild den König Ludwig I von Bayern sehen. Ludwig I war derjenige, der es Octavie ermöglicht hat, in München Kunst zu studieren, und aus Dankbarkeit hat Octavie den Christuskopf nach Ludwig I gemalt. Desweiteren sieht man hier Leute, die in Dagstuhl gelebt haben, der Joseph hier war der ehemalige Klempner – ein Herr Backes – und die Backesse sind in Wadern bekannt. Wir haben nebenan den kleinen Buben stehen, der gehört zur Familie Gewel, die heute noch in Dagstuhl zu Hause ist. Der Kleine auf dem Bild ist Linkshänder, und wenn Sie heute zur Familie Gewel gehen: die sind alle Linkshänder! Und vor allem die Kinder der Familie Gewel haben die Ähnlichkeit mit dem kleinen Bub'n.“

Der Graf hatte seinen Verstand wieder zusammen. Es war ganz einfach: Octavie, die Malergräfin, hatte die Leute des Dorfes für ihre Kreuzwegbilder Modell stehen lassen – und so eine Ahnengalerie für die ganze Gegend gemalt.

„Diese rothaarigen Typen sehen heute noch so aus, zumal der Bart ja wieder in Mode ist – das sind die Nachfahren der Kelten, die hier gelebt haben ...“

Als er bemerkte, daß er das Interesse des Grafen geweckt hatte, kam der alte Mann ins Reden.

„Eine andere Episode ist hier der Gekreuzigte mit dem Schmied, der den Hammer schwingt ...“

Ein rothaariger muskulöser Mensch mit wildem Blick, der im Begriff war, dem Gekreuzigten die Nägel durch die Knochen zu schlagen.

„... und dieser Schmied war eben aus der Schmiede in Wadern. Er ist 1870 nach Amerika ausgewandert. Heute kommen aus Nord-

amerika die Nachkommen, um zu sehen, wer ihr Urgroßvater war, den es nur hier in Dagstuhl zu sehen gibt.“

Sogar im Fernsehen, so erzählte Willy Weinen, habe er schon einen von Octavies Porträtierten wiedererkannt. Er hieß jetzt Will Danin und spielte im Derrick den Bösewicht, in der Episode „Bleichröder ist tot“. Der Urahn des Mimen hatte bei Octavie die Rolle des mildtätigen Bauern Joseph, der Jesus beim Kreuztragen half, und sein Nachfahr ist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten.

„Sie hat aber auch geschichtliche Ereignisse gezeigt, wie wir auf dem 4. Bild sehen ...“

Der Graf begann, sich Notizen zu machen.

„Jesus nimmt Abschied von seiner Mutter. Octavie hat dieses Bild genannt „Abschied von der Religion“. Wir sehen Octavie im Hintergrund stehen und sie ist mit etwas nicht einverstanden, denn hier malt sie Ludwig I, er nimmt Abschied von seiner Schwester Elisabeth. Sie geht nach Berlin um den Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. zu heiraten. Aber wer nach Berlin geht, muß Protestant werden, und damit war Octavie nicht einverstanden.“



Der Kleine auf dem Bild ist Linkshänder ...

Photos der Gemälde: © Fotohaus Lohrig, Wadern

Willy Weinen sagte immer Octavie, mit der Betonung auf der zweiten Silbe – der Graf, ein Liebhaber der französischen Sprache, bemerkte es mit zunehmendem Unmut. So hätte er fast noch ein wichtiges Detail verpaßt:

„...wir können dieser Elisabeth verdanken, daß der Kölner Dom fertiggebaut wurde. Die

Türme waren früher nie am Kölner Dom und erst die Hohenzollern haben durch Elisabeth den Bau dann fertiggebaut, so wie wir ihn heute sehen.“

Willy Weinen ließ den Atem der Geschichte durch das kleine Schloßchen wehen. Die Bilder, die eigentlich nur in der kleinen Pfarrkirche von Lockweiler den Leidensweg Christi nachzeichnen sollten, sie wurden unter den Schilderungen des alten Heimatforschers zur Chronik des 19. Jahrhunderts. Und dabei, so erzählte er, wären die Bilder fast verbrannt worden, als Lockweiler in den 60er Jahren eine neue Kirche bekam. „Zu kitschig“ habe



... und dieser Schmied war eben aus der Schmiede in Wadem. Er ist 1870 nach Amerika ausgewandert ...

man sie damals gefunden. Zum Glück gab es einen Schreinermeister

.... den Kaspar Peter oder es Kischepitsche, wie wir ihn nennen ...“

der die Bilder auf seinen Dachboden brachte und vor der Zerstörung rettete. Der Graf hatte längst seine gräfliche Contenance vergessen und hörte mit offenem Munde zu. Der Alte lenkte seine Aufmerksamkeit auf ein Detail in dem Bild, in dem Jesus den Frauen den Untergang von Jerusalem prophezeit. Ganz unten links hatte Octavie sich selbst mit

traurig-verzweifelten Gesichtszügen gemalt. Auf dem Schoß hielt sie ein Kind, einen Knaben – die einzige Figur, die dem Betrachter den Rücken wendete und deren Gesicht nicht zu erkennen war. Warum? Warum malte sie, die den halben Hochadel und den gesamten Hunsrück detailgenau porträtiert hatte, den Knaben auf ihrem Schoß von hinten? Sollte man ihn nicht erkennen? Durfte man ihn nicht erkennen?

„Ich konnte feststellen, daß die Octavie 1840 ein uneheliches Kind geboren hat. Dieses Kind wurde dann der Köchin von Dagstuhl übergeben, sie stammte aus Noswendel und ist nach Trier gezogen und hat in Trier den kleinen Matthias aufgezogen. Später hat dieser Matthias dann eine eigene Familie gehabt. Diese Familie existiert heute noch in Trier.“

4 *Dich umwehen die geheimnisvollen Schauer der wunderbaren Sagen und Legenden, die dort abgebildet. Dir ist, als geschähe alles vor deinen Augen, und willig magst du daran glauben. Und wohl magst Du auch dann die sonderbaren Visionen für mehr halten als für das regellose Spiel der erhitzten Einbildungskraft.*

Der Graf trat ans Fenster und starrte hinaus in die schwarze Nacht. Ein uneheliches Kind. Weggegeben in die Anonymität. Der Köchin untergeschoben. Matthias ...





*Ganz unten links hatte Octavie sich selbst mit traurig-
verzweifelten Gesichtszügen gemalt.
Auf dem Schoß hielt sie ein Kind, einen Knaben ...*

Der Name sagte ihm etwas. Erst kürzlich mußte er ihn im Zusammenhang mit Octavie gehört haben – bloß wo?

Ein Schrei zerriß die Nacht, klagend, gelend, voller Qual.

Der Graf zuckte zusammen und schalt sich einen Angsthasen: „Ein Käuzchen! Na und?“ Und fuhr erneut zusammen. Dicht vor seinem Turmfenster flog lautlos und pfeilschnell eine plumpe weiße Gestalt vorbei, groß wie ein Kind, mit riesigen schwarzen Augen. Dem

Grafen entglitten die Gesichtszüge. Natürlich kannte er die Sage von der Weißen Frau von Dagstuhl, die keine Ruhe fand, weil sie vor langer Zeit ihren Gatten hatte ermorden lassen. Nur ein Schlüssel, den ein geisterhafter Frosch aus dem Schloßbrunnen im Maul trug, konnte das Gespenst erlösen – und auch nur dann, wenn ein beherzter Lebender den Schlüssel nähme – wortlos, was immer auch geschehe, und ihn der Weißen Frau in die Hand drücke. Noch niemandem war das gelungen. Sollte jetzt etwa der Graf ...? Da! Noch einmal tauchte das Wesen aus dem Dunkel vor dem Turmzimmer auf und flog in eleganter Kurve hinab – in Richtung Brunnen!

Genug von diesem Unsinn! dachte der Graf – da schlug es Mitternacht. Dies war der Moment, in dem der Graf beschloß, sich zu betrinken.

5 Als der Graf erwachte, war es totenstill. Er mußte im Sessel eingeschlafen sein und hatte wirres Zeug geträumt: Octavie habe ihn Modell stehen lassen, und die Rolle, die sie ihm zugehört – er konnte sich nicht mehr erinnern, welche – war ihm äußerst unangenehm. Als er das Bild betrachten wollte, war nichts darauf zu sehen.

Der Graf trat ans Fenster. Die Nacht war noch undurchdringlicher als zuvor. Das ganze Schloß war von dichtem Nebel umhüllt. „Matthias“ dachte der Graf ...

Plötzlich hatte er einen Einfall. Rasch durchsuchte er seine Papiere und Notizen. Es dauerte nicht lange, dann hatte er, wonach er suchte: Treffpunkt St. Matthias in Trier. Sein Gesprächspartner hatte darauf bestanden.

„Es gibt Familienverbindungen nach Schloß Dagstuhl ...“

hatte der Mann gesagt, der wie kein Zweiter das künstlerische Werk der Malergräfin kannte.

„Es gibt Familienverbindungen, und denen bin ich damals nachgegangen. Als ich erfuhr, daß sie als Künstlerin tätig war, hatte ich mich bemüht, einige Bilder von ihr zu erwerben. Das ist mir leider nicht in allen Fällen gelungen, denn inzwischen war das Haus aufgelöst, die Sachen versteigert und die Kunstwerke waren in verschiedene Hände geraten.“

Der Mann hieß Günter Molz und wollte sich zu seinen Familienverbindungen nach Dagstuhl nicht näher äußern. Wozu auch, dachte der Graf und versuchte, seine Neugier zu bezwingen. Viel wichtiger war, daß dieser Mann die in alle Himmelsrichtungen verstreuten Kunstwerke der Octavie in jahrzehntelanger Arbeit aufgestöbert, photographiert und katalogisiert hatte – oft unter den widrigsten Bedingungen. Demnächst wolle er alles an das saarländische Landesarchiv übergeben, hatte Günter Molz noch gesagt. Der Graf erinnerte sich nun Wort für Wort an das verschwörerhafte Treffen vor der St. Matthias-Kirche in Trier. Günter Molz, so zeigte sich bald, war ein intimer Kenner derer von Dagstuhl.

„Nun war ihr Vater in französischen Diensten in einem Fremde Regiment, das in die Wir-

ren der französischen Revolution hineingeriet. Er blieb kaisertreu und kam auf Umwegen in englische Dienste und in die Karibik. Dort lernte er seine Frau kennen und kam mit seiner jungen Familie auf den Kontinent zurück. In Bayern traf er seinen alten Regimentskommandeur, der war dort inzwischen König geworden. Der hat ihn dann auch in Bayerische Dienste genommen, bis er sich dann aus dem Militärdienst loslösen wollte und eine Bleibe suchte für sein Geschlecht, wo er, wie er schreibt, ‚seinen Kohl anbauen und sein Haupt niederlegen könnte‘. Ein Inserat in der damaligen *Saarbrücker Zeitung* machte ihn auf das sogenannte Revolutionsgut Dagstuhl aufmerksam, das zu verkaufen wäre.“

Die Reisechaise, die eines schönen Maientages im Jahre 1807 Einzug in Schloß Dagstuhl hielt, so erzählte Günter Molz weiter, mußte Aufsehen erregt haben. Zwei waschechte Neger, ein angeketteter Affe und ein Papagei bildeten das Gefolge der neuen Herrschaft. Octavie, die zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht geboren war, hatte später die Szene gemalt, wie der Pfarrer von Lockweiler mit seiner Gemeinde die neuen Herren von Dagstuhl begrüßte. Monsieur de Lassalle ließ ihnen nicht viel Zeit zum Wundern: er hatte einiges mit Dagstuhl vor. Das Land mußte aufgeforstet werden. Ringsum stand kein einziger Baum – alles hatten die Franzosen abholzen lassen, um ihre Eisenhütten zu befeuern. Von Verwandten, so berichtete Günter Molz, ließ de Lassalle den Preußen abholzen lassen, die die Erdkrume halten konnten und das Klima verbesserten.

Im Jahre 1811 kam Octavie zur Welt, als drittes Kind der Lassalles und die Freude ihrer Eltern.

„Ihr Vater war künstlerisch sehr begabt und hat ihr diese künstlerische Ader in die Wiege gelegt. Sie hat dann ja auch auf Bitten ihres Vaters in Nürnberg und München Kunst studiert.“

Octavie brachte es zu großer Meisterschaft in der Porträtkunst. Auch sich selbst malte sie immer wieder.

„Sie war eine jugendliche Schönheit, und wurde sogar während einer Tafel am bayrischen Hof lobend erwähnt als besonders attraktiv, wohlgestaltet und sehr gut aussehend. Das Zitat ist festgehalten worden und die Familie hat sich darauf eine Menge eingebildet.“

6 Der Graf erwachte wie aus einem Traum. Wie lange mochte er so sinnend am Fenster gestanden haben? Das Schicksal der schönen Octavie ließ ihn nicht los. Zwischen den Nebelschwaden war jetzt groß und gelb der Mond zu sehen. Das Gespenst von eben hatte sich in eine Eule verwandelt. Sie saß nun gegenüber auf dem Dachfirst und starrte ihn mit ihren großen Augen an.

Matthias ... Ein uneheliches Kind. In jener Zeit eine Schande für die Frau wie für die ganze Familie. Und doch wird sie es geliebt haben. Wie schwer mußte ihr der Abschied gefallen sein! Matthias – ihr Kind – weggegeben an die Köchin! Hat der Vater das verfügt? Wollte er, daß sein Name nicht genannt werde in dieser unseligen Geschichte? Wie kostbar aber konnte ein Name sein, daß er das Schicksal eines Kindes aufwog?

„Wir sehen hier im Bild den Vater sitzen.“, sagte Willy Weinen mit seiner tonlosen Stimme. „Es ist ein Hohenzoller, wie wir ganz klar an der Kopfform erkennen: es ist niemand anderes als König Wilhelm I. von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm!“

Der Kaiser selbst! Dem Grafen war bei den Ausführungen des alten Heimatforschers vor Staunen der Mund offengeblieben.

„Wir wissens ja nicht genau,“ beschwichtigte Weinen. „Aber: Wadern bekam merkwürdigerweise 1856 ein Krankenhaus, das erste, was hier im Hochwald errichtet wurde ...“

Mit der Zeit konnte man belegen, daß das stimmt, was wir angenommen haben: von dem kleinen Matthias haben wir in Trier die Geburtsurkunde gefunden, aber die Zeugenunterschriften stammen alle aus Noswendel – also das muß einen Grund gehabt haben. So können wir nachweisen, daß der kleine Matthias mit der Köchin aus Noswendel nach Trier gezogen ist. Die Urkunde war übrigens gesperrt, und die Familie wurde geschützt, da gab es einen Vermerk auf der Urkunde: ‚Darf nie verwendet werden.‘ Das hat sich natürlich nach dem Krieg geändert ...“

Wenn dies alles stimmte, so überlegte der Graf, dann wäre der Mann, den er vor er Matthiaskirche in Trier getroffen hatte, also ein Nachfahr des deutschen Kaisers? Gerüchte. Hirngespinnste. Einbildungen einer schlaflosen Nacht auf Schloß Dagstuhl.

„Also wenn Sie sich mal einschließen hier, Tag und Nacht“, hatte am Nachmittag auch Willy Weinen gesagt, „dann kommen Ihnen

Gedanken ... Octavie hat ja Tagebuch geführt, das heute in Waldbreitbach unter Verschluss ist, daraus ist manches zu ersehen, also verstehen Sie mich recht: geschrieben hat das keiner richtig, aber zwischen den Zeilen steht ja manchmal mehr, als man so errahnen kann.“

Es kann auch kommen, daß das gestaltlos Scheinende, sowie du es schärfer ins Auge fasst, sich dir bald deutlich und rund darstellt. Du erkennst den verborgenen Keim, den ein dunkles Verhängnis gebar; und der; zur üppi- gen Pflanze emporgesprossen, fort und fort wuchert, in tausend Ranken, bis eine Blüte, zur Frucht reifend, allen Lebenssaft an sich zieht und den Keim selbst tötet.

7 Die Sonne hatte den Nebel bereits vertrieben, als der Graf von der Gebetsglocke der Schloßkapelle geweckt wurde. Erschöpft rieb er sich die Augen. Hatte er überhaupt geschlafen? Sein Blick fiel auf die aufgeschlagenen Seiten seiner Nachtlektüre.

Nachdem ich die Papiere des Kapuziners Medardus durchgelesen, war es mir, als könne das, was wir insgeheim Traum und Einbildung nennen, wohl die symbolische Erkenntnis des geheimen Fadens sein, der sich durch unser Leben zieht, es festknüpfend in allen seinen Bedingungen – als sei aber der für verloren zu erachten, der mit jener Erkenntnis die Kraft gewonnen glaubt, jenen Faden gewaltsam zu zerreißen und es aufzunehmen mit der dunklen Macht, die über uns gebietet.

„Na, hast du dich schön gegruselt?“, fragte die Prinzessin wenig später, und sie erschrak: Der Graf hatte über Nacht ein weiteres weißes Haar auf seinem noch jugendlichen Haupt bekommen.

8 „Und das soll eine Gespenstergeschichte sein?“, fragte der Redakteur und griff zum Telefon. Am anderen Ende meldete sich wieder mal nur der Anrufbeantworter: „Der Graf läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich.“ Aber das ist eine andere Geschichte.

In Luxemburg sind nicht nur die Anlagen schön

Was luxemburger Banken für die Kunst tun

Von Anke Schaefer-Schwarz

Der vorliegende Text ist die für die SAARBRÜCKER HEFTE überarbeitete Fassung eines Hörfunk-Features, das unter dem Titel „Kunst kommt von Kohle“ auf SR 2 Kulturradio in seiner Reihe „Thema“ am 20.9.1999 gesendet wurde.

1 Luxemburg? Ist ein hochkarätiger Finanzplatz, sagen die einen. Ist das siebtgrößte Finanzzentrum der Welt. Wer hier lebt, lebt zwischen Rendite und Risiko, zwischen Aktien und Rentenpapieren. Hier zählt allein der Netozinsertrag, die Dividende, die Performance des Investmentfonds. Coupons und Bares werden in den eleganten Geldhäusern über gediegene Tische geschoben. Quellensteuer gibt es nicht. Und das Bankgeheimnis? Wird sorgfältig gehütet. Luxemburg ist eines der reichsten Länder Europas mit dem höchsten Pro-Kopf-Einkommen in der EU. Ein sattes Drittel der Einnahmen im Staatshaushalt wird über Finanzdienstleistungen erwirtschaftet. Rund 21.800 Luxemburger sind bei Banken angestellt, das sind 9,5 Prozent der arbeitenden Bevölkerung. Das alles sagen die einen. Die anderen sagen: Luxemburg ist ein Eldorado der Steuerhinterzieher. Eine Hochburg der Schwarzgeldverschieber. Eine Drehscheibe für Drogengelder. Ein Parkplatz für getarnte Geldtransporter.

Doch Luxemburg ist auch noch anderes. Ein Land, in dem die Kunst im Kommen ist. Das sagen zwar nur wenige – aber es stimmt. 1995 war Luxemburg-Stadt „Europäische Kulturhauptstadt“ und das war das Jahr, in dem das Land ganz offiziell begann, nicht mehr allein auf Finanzdienstleistungen zu setzen. Zwei Beispiele, die zeigen, wo der luxemburger Staat die Kunst fördert: 1995 wurde das

Casino Forum d'Art Contemporain eröffnet – eine inzwischen hochangesehene Ausstellungshalle für zeitgenössische Kunst, die sich ihren guten Ruf redlich verdient. Und auf dem Fort Thüngen entsteht bis 2002 das *Musée d'Art Moderne Grand-Duc Jean*, das *Pei-Museum* – wie es im Volksmund nach dem amerikanischen Star-Architekten Yo Ming Pei genannt wird. Es wird ein Ort der modernen Kunst sein. Die Sammlung dazu befindet sich im Aufbau.

Doch nicht nur der Staat fördert Kunst und Kultur – schon immer haben auch private Gönner die Richtung der Kunst bestimmt. Heute üben sich die Banken im Mäzenatentum und das auch in Luxemburg. Sie sponsern die Kataloge großer Ausstellungen, ebenso wie die Faltblätter für die historischen Rundwege in der Stadt, die das *City Tourist Office* auf den Spuren Vaubans, Goethes oder Wenzels erarbeitet hat. Roland Pinnel, Direktor des *City Tourist Office*, wendet sich in solchen Dingen immer zuerst an die Banken. „Sie sind am leichtesten zu mobilisieren“, sagt er, „denn Kunst kommt halt auch von Kohle.“ Banken sind aber nicht nur Sponsoren, sondern veranstalten auch selbst Konzerte und Ausstellungen. Sie unterstützen Künstler, indem sie Kunstwerke ankaufen. Und sie investieren ausserdem in den Bau ihrer Häuser: Kein anderer Wirtschaftszweig kann sich rühmen, eine Stadtsilhouette wirkungsvoller zu verändern.

2 Die Bank, die sich in den vergangenen Jahren zu einem der größten Förderer der luxemburger Künstler entwickelt hat, ist die *Nationale Staatsbank und Staatssparkasse*, genannt *Spuerkeess*. Sie investiert jedes Jahr ein Prozent des Nettogewinns in Kunstwerke aus Luxemburg – das sind etwa 20 Millionen luxemburger Francs, rund eine Million Mark. Neben den Werken junger luxemburger Maler und Bildhauer gehört auch eine sehr repräsentative zeitgenössische Fotosammlung und eine Sammlung von über 200 Fotos des gebürtigen Luxemburgers Edward Steichen und seiner Zeitgenossen zum Fundus der *Spuerkeess*. Teile dieser Sammlungen werden immer wieder in der *Galerie Am Tunnel*, dem hauseigenen Ausstellungsraum präsentiert.

Etwas Selbstbewusstsein sollte man besitzen, wenn man in die *Galerie Am Tunnel* will. Das weiß-graue, glatte Bankgebäude in der



Galerie am Tunnel, Nationale Staatsbank und Staatssparkasse, Luxemburg

Rue Zithe, am Rosengärtchen, sieht nicht gerade einladend aus. Von außen deutet nichts darauf hin, daß hier nicht nur Konto-, sondern auch Kunstliebhaber willkommen sind. Man betritt den kühlen Bau durch eine Drehtür und steht vor einer Empfangsdame, die hinter einem massiven Holzwall hervorchlächelt, der ihr als Rezeptionstresen dient. Man muß sich ein Herz fassen und sie fragen, wo es langgeht, sonst findet man nicht hinunter. Weiß ist er, der Tunnel, an der Decke reihen sich gelb umrandete Spiegel-Paneele aneinander, in Kniehöhe zieht sich ein armdickes Rohr an der Wand entlang. Er verhehlt nicht, was er anfangs war, und was er auch heute noch ist: Ein unterirdischer, 350 Meter langer Gang, der zuallererst die Funktion hat, die vier Gebäude der Sparkasse miteinander zu verbinden. Er wird von rund 1800 Mitarbeitern genutzt, die schnell von einem Haus ins andere gelangen wollen.

1995, als Luxemburg Kulturhauptstadt war, hat die *Spuerkeess* ihren Tunnel zum Ausstellungsraum gemacht. Sie zeigt hier nicht nur ihre eigenen Sammlungen, sondern auch Ausstellungen, die von anderen Kuratoren zusammengestellt werden. Romain Schumann, der Leiter der Abteilung „Affaires Culturelles“ der *Spuerkeess*, findet es nicht mehr wie recht, daß

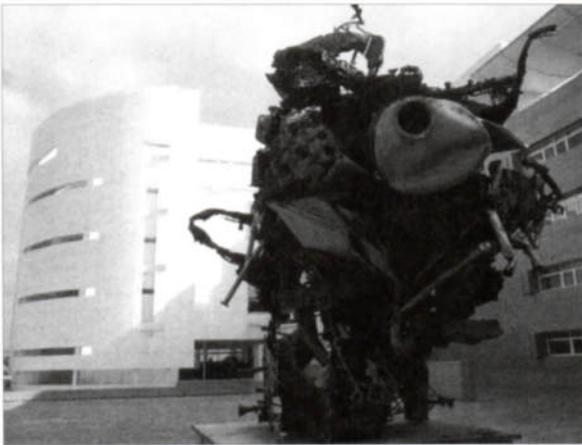
man sich als luxemburger Bank ganz speziell der heimischen Kunstszene verpflichtet fühlt. „Und die Künstler“, sagt Schumann stolz, „wissen das inzwischen sehr zu schätzen.“

3 Es gibt – außer den Künstlern selbst – noch einen, der sich besonders freut, daß die Sparkasse die luxemburger bildende Kunst fördert: Enrico Lunghi, der künstlerische Leiter der großen Ausstellungshalle, des *Casino Forum d'Art Contemporain*. Sein Kalkül ist einfach: Wenn die Banken den luxemburger Künstlern Ausstellungen widmen und Werke von ihnen ankaufen, dann muß er es nicht tun. Er kann sich so getrost – und mit dem Segen der Politik – der internationalen Kunstszene widmen. Das Engagement der Banken in Sachen Kunst findet er insgesamt sehr lobenswert: „Das bereichert die Luxemburger Kunstszene. Es ist auch ganz einfach so: Die Banken können sich manchmal Sachen leisten, die wir nicht bezahlen könnten.“

Das stimmt zum Beispiel für eine Ausstellung, die bis März 2000 buchstäblich ganz Luxemburg veränderte: Eine Open-Air Ausstellung von zwölf monumentalen Moore-Skulpturen, die die *Henry Moore Foundation* in London zur Verfügung gestellt hatte. „Large

„Totem Head“ hieß das Gebilde vor dem Großherzoglichen Palast, „Locking Peace“ die Skulptur vor dem Rathaus. Ziel der Stadt ist es (und dies war schon die vierte Open-Air Ausstellung in dieser Art), die Kunst aus den Kunsttempeln herauszuholen und sie den Passanten buchstäblich in den Weg zu stellen. Diese Ausstellung aber wäre nicht möglich gewesen, hätte nicht eine Bank mitfinanziert – in diesem Fall war es die *Banque de Luxembourg*, – die es sich nicht nehmen ließ, in ihrem eigenen Ausstellungsraum, auf dem Plateau Kirchberg, noch sieben weitere (kleinere) Moore-Skulpturen zu präsentieren.

Das Plateau Kirchberg liegt vor den Toren der Stadt. Ehemals war dort der Gemüsegarten Luxemburgs. Heute ist es das neue Bankenviertel und eine Attraktion für architekturinteressierte Touristen. Hier reihen sich die Tempel der 90er Jahre aneinander. Das Haus der *Deutschen Bank* wurde erbaut von Gottfried Böhm, das der *Bayerischen Landesbank* von Wilhelm Kückers und das der *Hypo-Vereinsbank* von Richard Meier – alle drei Star-Architekten. Das Gebäude der Landesbank hat 100 Millionen Mark gekostet, das Meier-Gebäude ebenso. In einem Videofilm der *Hypo-Vereinsbank* werden die architektonischen Nuancen dieses Gebäudes ins rechte Licht



Frank Stellas „Saargemünd“ vor der Hypo-Vereinsbank

gerückt. Ein tiefe, wohlklingende Stimme sagt zu feinen Klängen: „Der langgestreckte Baukörper wird von einem Rundbau ergänzt. Er ruft die zahlreichen Festungsanlagen in Erinnerung, die das Stadtbild des alten Luxemburg prägen. Wer baut, setzt weithin wahrnehmbare Zeichen. Der vom Wasser umgebene Turm steht gleichsam für Sicherheit und Solidität

einer Großbank.“ Manche sagen freilich, der Bau in seinem Festungsstil würde die Kulisse für moderne Wegelagererei vor den Toren der Stadt abgeben. Ein Besuch lohnt sich trotzdem ungemein. Besonders beeindruckend ist das Ergebnis der Zusammenarbeit des Architekten Richard Meier mit dem Künstler Frank Stella, der die Stahlskulptur „Saargemünd“ vor dem Gebäude geschaffen hat. Sie steht auf der „Plaza“, dem Hof, der mit unregelmäßigem Kopfsteinpflaster bedeckt ist und besteht aus vielen, schwer definierbaren, uneinheitlichen Einzelteilen (erkennen kann man zum Beispiel einen Flugzeugtank). Der Kontrast zu der Architektur des Gebäudes, das mit seiner Granitfassade (Irakna Gneis) ungeheuer kalt und glatt wirkt, könnte größer nicht sein.

Frank Stella draußen – und auch im Haus. Auf zwei aggressiv-farbige Siebdrucke guckt der Kunde, der eingeladen wird, in der Eingangshalle auf schwarzen Ledersesseln Platz zu nehmen und bei einem von lächelnden Hostessen servierten Glas Coca-Cola auf seinen Gesprächspartner zu warten. Die *Hypo-Lux*, wie sie vor der Fusion mit der *Vereinsbank* genannt wurde, kann auf eine große eigene Kunstsammlung blicken. Diese Sammlung ist ein Prestigeobjekt, die aber noch andere Funktionen erfüllen soll: „Wir möchten über die Kunst den Dialog mit unseren Kunden eröffnen“, sagt Barbara Fischer-Fürwentsches, „Head of Corporate Communication“ der *Hypo-Vereinsbank* in Luxemburg. „Es ist nämlich so: Selbst mit dem schwierigsten Kunden kommen Sie über die Kunst ins Gespräch. Und wenn Sie erst mal streiten macht, das nichts – auch dann sind sie im Gespräch!“ Speziell über die Stella-Skulptur, sagt sie, gingen die Meinungen sehr auseinander. Aber das sei gar nicht schlimm. „Wir wollen, daß der Kunde den Besuch bei uns im Gedächtnis behält – und wenn's nur über die Kunst ist.“

Über die Kunst sollen aber nicht nur Finanzberater und Kunden, sondern auch die Mitarbeiter ins Gespräch kommen. In Barbara Fischer-Fürwentsches Stimme schwingt Enthusiasmus mit, wenn sie sagt: „Wir haben einen sogenannten ‚Bildersturm‘ veranstaltet. Das heißt, wir haben alle Werke, die für dieses Haus gekauft wurden, im Atrium ausgestellt und alle Mitarbeiter durften dann gleichzeitig drauf los stürmen. Sie mußten sich darüber auseinandersetzen, wer welches Bild für sein Büro kriegte. Das hieß auch, daß sich,

wenn mehrere Leute in einem Büro sitzen, alle darüber einigen mußten, was allen gefällt. Das hat zu vielen Kontakten und Gesprächen geführt.“

Eine kleine Anmerkung noch zum Kunstsinne der Mitarbeiter: Im Gebäude des Architekten Richard Meier finden sich eine Menge Kakteen, genau vor den durchdachten Spalten, Fenstern und Rundungen in den Wänden und vor allem auch in der Eingangshalle. Meier hatte keine Pflanzen vorgesehen. Sie wirken denn auch seltsam deplaziert. Es stellte sich heraus, daß die Mitarbeiter ohne Grün in ihren Gängen und Fluren nicht arbeiten mochten. Die Kakteen sind ein Kompromiß. Ein unglücklicher Kompromiß.

4 Pflanzen sind auch in den anderen Bankgebäuden ein Thema. Die *Deutsche Bank* war die erste Großbank, die auf dem Kirchberg ihren „Geldtempel“ errichtete (1991 war er fertig). Auch der Architekt Gottfried Böhm hat ausdrücklich darum gebeten, man möge sein Gebäude doch bitte nicht zu einem Gewächshaus machen. Hier sind die Verantwortlichen den Wünschen der Mitarbeiter nicht entgegen gekommen: „Bei uns übernimmt die Kunst die Funktion der Pflanzen“, sagt Ute Bopp-Schumacher, Kunsthistorikerin und bestens vertraut mit dem Bau von Gottfried Böhm, „die Kunst bringt Leben, sie bringt Farbe ins Gebäude. Es würde die sakrale Symmetrie des Baus stören, wenn hier Pflanzen aufgestellt würden.“ Und so ist die Atmosphäre in diesem Gebäude ungeheuer speziell. Das Geräusch des Wassers, das aus 43 kniehohen, goldenen Wasserhähnen in ein Gitter fließt, erfüllt die ganze Halle mit leisem Plätschern und mischt sich mit dem diskreten Gemurmel der Menschen. Durch eine weiße Kuppel fällt gefiltert das Tageslicht auf den Besucher, der auf dem Platz unter der Kuppel sitzt und hier auf einen Finanzberater wartet. Mit ihm wartet der monumentale „Delphi Heliotroph“ – eine dreibeinige Bronzestatue, neun Meter hoch, eine Art Saurier mit Menschengesicht, im Auftrag der Bank für das Gebäude von A.R. Penck geschaffen. Der „Delphi Heliotroph“ und der Besucher können den Mitarbeitern ins Auge blicken: Wände und Türen sind kaum zu sehen, obwohl es sie irgendwo gibt. Ein Panoramafahrtzug fährt extra langsam, damit der Fahrgast (nur Gäste, Mitarbeiter kennen schnellere We-

ge) das Zusammenspiel von Architektur und Kunst in Ruhe an sich vorbei ziehen lassen kann.

Die Sammlung umfaßt unter anderem Werke von Georg Baselitz, Jörg Immendorf, Per Kirkeby, Imi Knoebel, Markus Lüpertz, Christiane Richter, Ulrich Rückriem ... „In Deutschland“, sagt Ernst Wilhelm Contzen, geschäftsführendes Verwaltungsratsmitglied der *Deutschen Bank* in Luxemburg, „ist die *Deutsche Bank* das größte Museum zeitgenössischer Kunst. Hier in Luxemburg besteht unse-



A.R. Pencks „Delphi-Heliotroph“ in der Deutschen Bank

re Kunstsammlung auch aus den Werken von arrivierten deutschen und österreichischen Künstlern. Wir wollten auch hier am Platz Luxemburg in eine *pol-position* gehen.“ Über die Beträge, die die Bank in die Kultur investiert, will er nichts sagen, nur so viel: Eine Ausstellung, die die Bank organisiere, sei schon einmal „mehrere Millionen“ wert.

5 So viel ist wohl auch der Landschaftsgarten der *Banque Générale du Luxembourg* wert, den der belgische Landschaftsarchitekt Jacques Wirtz angelegt hat. Wieviel es genau war, erfährt man nicht. Es heißt jedoch, der Garten habe immerhin fünf Prozent der Gesamtkosten für das Gebäude ausgemacht. Das befindet sich ebenfalls auf dem Plateau de Kirchberg, allerdings nicht in einer Reihe mit den übrigen Großbanken, sondern auf der anderen Straßenseite. Dieser Landschaftsgarten ist zweigeteilt. Durch den vorderen Teil muß jeder hindurch, der hintere ist den Gärtnern und den Angestellten der Bank vorbehalten.

Das Gebäude der *Banque Générale* von Pierre M. Bohler, einem luxemburger Architekten, erhebt sich wie ein massiver Fremdkörper aus dem Garten heraus. Es besteht aus hellgrauem Granit und bläulichem Glas, in dem sich mal der Himmel, mal die Bäume, mal gegenüberliegende Flächen des Gebäudes spiegeln. Jacques Wirtz kann für das Gebäude seines Auftraggebers nicht besonders viel übrig gehabt haben. Es gibt im ganzen vorderen Teil des Gartens nicht einen Standpunkt, von dem aus man das Haus vollständig sehen könnte. Was aber hat die Bank dazu bewogen, sich diesen Garten anlegen zu lassen? Marc Schoellen, Gartenhistoriker, der die Entstehung des Wirtzschen Gartens mitverfolgt hat, meint, es sei auch hier schlicht eine Prestigefrage: „Ähnlich wie die Schloßherren früher, will man den Garten so gestalten, daß er den Besucher beeindruckt. Außerdem soll vermittelt werden, daß der Arbeitsplatz nicht nur ein Kasten aus Glas, Granit und Stahl ist, sondern auch ein Ort, an dem man wohnen kann, an dem man sich in der Mittagspause ausruhen kann. Der Garten ist ein Teil eines Lebensgefühls, das eine Bank vermitteln möchte.“ Er fischt eine Magnetkarte aus seinem Jackett, um das Tor zum hinteren Gartenteil zu öffnen und steht dann vor dem „grünen Amphitheater“: „Das ist eine sehr klassische Art und Weise, wie man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ein abschüssiges Gelände gestaltet hat. Man hat eine Stelle, von der aus man das Gelände betrachten kann. Das sind die Stufen des Amphitheaters. In diesem Falle hat Wirtz das Gelände, das eingeschnitten worden ist in den groben Sandstein, verkleidet mit diesen konkaven Granitmauern und die wirken dadurch auch etwas leichter, weil er Baumgruppen gepflanzt hat und japanisches Gras, Miskantus-

Gras, die das Ganze taktil und weich erscheinen lassen.“ „Im Grunde“, so Schoellen, „hat Wirtz versucht, das Aggressive, das das Gebäude der *Banque Générale* ausstrahlt, abzumildern.“ Doch das konnte nicht gelingen. Der Garten steht in scharfem Kontrast zur massiv-klotzigen Architektur.

Für den zweiten Garten, den Wirtz für eine luxemburger Bank gestaltet hat, gilt das nicht: den Garten der *Banque de Luxembourg*. Zurück in die Innenstadt, Boulevard Royal, Nummer 14. Der „luxemburger Wall-Street“ auffallendstes Gebäude. Die amerikanische Architekten-Gruppe *Arquitectonica* hat es gebaut. Eine Gruppe, die Bernardo Fort Brescia und Laurinda Spear 1977 in Miami gegründet haben und die dort für besonders fotogene Appartementshäuser verantwortlich zeichnet.

Jacques Wirtz Garten kann man von allen Stockwerken aus sehen, wenn man aus dem Aufzug steigt und jedesmal durch das gleiche, große, quadratische Fenster guckt. Der Garten besteht hauptsächlich aus Hecken, ist klein, klassisch und offensichtlich sehr gut gepflegt. Und unter den Hecken? Befindet sich ein Konzertsaal. Rund 140 Konzertbesucher können (in jedoch sehr steriler Atmosphäre) zuhören, wenn die Bank Gidon Kremer oder Elisabeth Leonskaja engagiert. Für Kunden natürlich – in erster Linie.

Luxemburg? Ist ein hochkarätiger Finanzplatz und vielleicht ein Parkplatz für getarnte Geldtransporter. Doch es ist auch ein Land, in dem sich ein Kunstmarkt entwickelt. Vom Engagement der Banken in Sachen Kunst profitieren die Geldhäuser zwar zuallererst selbst. Ein Kunde, der Gidon Kremer in der *Banque de Luxembourg* gehört hat, wird hinterher sehr wahrscheinlich nicht schlecht über sie reden. Wenn die *Deutsche Bank* gefragt wird, ob man ihr großes Baselitz-Gemälde für eine Retrospektive in New York entführen darf, sagt sie nicht nein. Doch letztlich profitiert eine ganze Stadt davon. Die Ausstellungen in der *Galerie Am Tunnel* sind zu einem wichtigen Bestandteil im Kulturkalender geworden, das luxemburger Stadtbild hat mit dem Gebäude der Gruppe *Arquitectonica* enorm gewonnen. Und was das „Freilichtmuseum“ für zeitgenössische Architektur auf dem Plateau Kirchberg betrifft, sollte sich das *City Tourist Office* beeilen, für dort oben bald einen Rundweg zu erarbeiten. Der könnte zu einer echten Attraktion werden.

Für's Straßentheater noch am Krückstock unterwegs?

Charlie Bick und Marion Künstler
blicken auf 15 Jahre Straßentheater-
Festival zurück

Im Jahr 1985 bat der damalige Saarbrücker Kulturamtsleiter Petry den Gründer der Straßentheatergruppe *Asphaltkompanie*, Charlie Bick, ein Straßentheaterfestival zu organisieren, und stellte überschüssige 20.000 DM aus dem Kulturretat der Stadt zur Verfügung. Die *Straßentheatertage* wurden ein so großer Publikumserfolg, daß Bick sie auch weiterführte, als sich 1987 die Stadt und ihr neuer Kulturdezernent Rainer Silkenbeumer aus der finanziellen Beteiligung zurückzog. Zusammen mit Marion Künstler dehnte Bick das Festival auf weitere saarländische Städte aus. Nachdem 1992 die Unkosten des Festivals, das sich aus kommunalen Mitteln, Unterstützung durch Sponsoren und den Einnahmen aus der legendären Hutsammlung finanziert, auch aus ihrer Privatschatulle gedeckt werden mußten, gründeten Bick und Künstler den Verein *Kultur direkt*, der als Veranstalter des Festivals firmiert. Das Festival wurde umbenannt in *Sommer Szene*, im Untertitel blieb der Name *Straßentheatertage* erhalten. Seither ist es auch möglich, die bis dahin rein ehrenamtliche Festivalleitung zumindest durch eine Aufwandsentschädigung zu vergüten. In diesem Jahr findet die *Sommer Szene* wieder in den Städten Saarbrücken, Völklingen, Dillingen und Illingen vom 20. bis zum 30. Juli statt.

SAARBRÜCKER HEFTE: Entammt das Straßentheater, so wie Ihr es in den Anfängen Eures Festivals Straßentheatertage seit 1985 gezeigt habt, einer spezifischen Tradition oder spiegelt die Gründung des Festivals eine Aufbruchsstimmung wider?

CHARLIE BICK: Mitte der 70er Jahre, vor 25 Jahren hat das Genre, so wie wir es in unserem Festival zeigen, überhaupt noch nicht existiert. Erst mit dem Aufkommen der Fußgängerzonen wurde der Raum für dieses Genre geschaffen. In der Tat war Mitte der 80er Jahre eine Gründerzeit für Straßentheater.

Straßentheater hat also viel mit dem alternativen Kulturbegriff jener Zeit zu tun?

BICK: Ich denke, das Genre Straßentheater war in Deutschland Ende der 70er Jahre politisch motiviert. Es gab einen Vorläufer, der aber vom Stilistischen her überhaupt nicht ernstzunehmen ist und eigentlich gar nicht interessieren darf, das war die 68er-Straßentheaterszene, Agit-Prop, der zur Untermauerung der politischen Aussagen auf die Straße gebracht wurde. Ich glaube, daß Mitte der 70er Jahre – das haben wir schon selbst miterlebt – im Rahmen der Anti-AKW-Bewegung das erste Mal das Bedürfnis aufkam, eine neue Art von Kultur auf die Straße zu bringen.

MARION KÜNSTER: Die aber politisch motiviert war.

BICK: Ja, aber sie transportierte im Gegensatz zum Agit-Prop auch Lebenslust, es war nicht nur politische Agitation. Auch Lachen als Prinzip war angesagt. Nicht nur eine plakative Verteufelung meinerwegen des Kapitalismus. Man hat einfach dem Amerikaner einen Dollar-Hut aufgesetzt – ich habe das noch gesehen – und das war dann der böse Bube. Mitte der 70er Jahre fand das Straßentheater im Rahmen einer alternativen, aber politischen Kultur statt. Da gab es auch die Liedermacher, die nach draußen gegangen sind.

KÜNSTER: Es fing auf der Straße über die Straßenmusiker an, die in die Fußgängerzonen gegangen sind, Straßenmusik mit eigenen Texten gemacht haben ...

BICK: ... Ich wurde noch Ende der 70er Jahre zweimal verhaftet, weil ich in der Fußgängerzone Straßenmusik gemacht und eine Ordnungswidrigkeit begangen hatte. Heute ist das eigentlich völlig ins Gegenteil verkehrt. Die Städte geben einen Haufen Geld aus, um die Innenstädte zu animieren oder zu reanimieren. Hintergrund für das Straßentheater war: Es gibt eine andere Kultur. Sie findet außerhalb der Musentempel statt und geht auf die Straße. Wobei Straßentheater selbst nur ein Teil der ganzen freien Theaterszene ist.

Wie würdet Ihr den Vorteil der freien Szene gegenüber der etablierten Kultur beschreiben?

BICK: Das ist schwierig, man kann kaum Äpfel mit Birnen vergleichen. Ich denke, der Hauptvorteil liegt im Prinzip. Hilmar Hoffmann ist in den 80er Jahren mit dem Grundsatz „Kultur für alle“ angetreten: kommunikative Ereignisse schaffen, die den Zuschauer einbeziehen. Das habe ich damals wie eine

Bibel in mich aufgesogen und umzusetzen versucht. Komischerweise hat er das selbst nie richtig auf die Reihe gekriegt und ist als Kulturdezernent in Frankfurt peu à peu in den Elfenbeinturm abgehoben. Aber viele Leute haben seine Schriften als Anlaß genommen, um etwas auf die Beine zu stellen – Kulturämter und Leute, die im Kulturbereich tätig waren.

KÜNSTER: Darüber hinaus geht es auch darum, den öffentlichen Raum zu bespielen, indem man in Alltagsräume,

öffentliche Plätze wie Parkplätze oder Durchgangsstraßen eindringt, die durch das Theater verfremdet, verzaubert, anders erlebt werden. Das funktioniert auch. Vor allem dann, wenn man nicht nur wie zum Beispiel in Saarbrücken den St. Johanner Markt bespielt, sondern auch

„In den vergangenen fünfzehn Jahren konnte man ganz deutlich beobachten, wie wir immer mehr ‚Normal-Publikum‘ erreicht haben, das in sonstigen Kulturveranstaltungen nicht zu sehen ist.“

in die verschiedenen Viertel der Stadt geht, Plätze sucht, die für Produktionen umfunktioniert werden können.

BICK: Im Straßentheater gibt es keine trennenden Barrieren zwischen Zuschauer und Schauspieler. Es gibt viele Facetten: Open-air-Produktionen, Produktionen, die man auf einer Bühne draußen spielen kann, Interventionstheater, Animationstheater, Walk-acts, die ein Teil des Ganzen sind, keine Bühnen brauchen.

Die Tatsache, daß damals die Perspectives du théâtre sehr viel Straßentheater geboten haben ...

BICK: ... sehr innovatives Straßentheater zum Teil ...

... während sie heute in die gepflegte Ödnis abgesunken sind: War dies damals eine Ermutigung für Euch gewesen, das Wagnis Straßentheaterstage einzugehen?

BICK: Als ich 1981 nach Saarbrücken kam und hier hängen blieb, war ich total begeistert, im Rahmen von *Perspectives* das wiederzufinden, was ich in Frankreich kennengelernt hatte. Ich habe sofort bei den *Perspectives* mitgearbeitet; irgendwann war ich Hauptverantwortlicher für alle Open-air-Geschichten. Mein Ziel oder mein Traum war damals schon, die *Straßentheaterstage* und den Straßentheaterbereich der *Perspectives* miteinander zu verknüpfen und das als eine Einheit zu sehen. Aber es gab genau zu dieser Zeit eine Umbe-

setzung. Zoerner-Erb, der als künstlerischer Leiter die *Perspectives* groß gemacht hat, bekam Ende der 80er Jahre keine Vertragsverlängerung. Es wurde in der Folge herumexperimentiert mit Festivalleitern. Ich war damals im Gespräch mit OB Koebnick, den Straßentheaterbereich bei Zoerner-Erb zu machen. Plötzlich waren auch ich und meine Idee der Verknüpfung der *Straßentheaterstage* mit den *Perspectives* vom Tisch. Da habe ich gesagt, so jetzt mache ich *graadsaläds* selbst den Veranstalter. Es war aber keine Entscheidung gegen die Stadt, sondern eine – da war Marion noch nicht dabei – für mich. Ich habe es als politischen Auftrag empfunden.

Über die Jahre hat sich sicherlich das Publikum verändert?

BICK: Mitte der 80er Jahre haben wir mit dem Szene-Publikum angefangen. Heute ist es so gut wie nicht mehr präsent auf der *Sommer Szene*. In den vergangenen fünfzehn Jahren konnte man ganz deutlich beobachten, wie wir immer mehr „Normal-Publikum“ erreicht haben, das in sonstigen Kulturveranstaltungen nicht zu sehen ist – das ist das Publikum, das wir von Anfang an auch wollten.

KÜNSTER: Es war sehr wichtig, daß das Festival zunehmend diesen dezentralen Charakter bekommen hat, aus dem Innenstadtbereich raus- und in die ganze Stadt reinzugehen.

BICK: Und aus Saarbrücken rauszugehen und das Festival saarlandweit zu machen.

Wie ging es in den folgenden Jahren weiter mit den Straßentheaterstagen?

KÜNSTER: In unserer Entwicklung war 1993 ein Bruch. Wir hatten in den Jahren vorher auch mit Völklingen und Dillingen zu arbeiten begonnen, da erhielten wir im Mai '93 auf unseren Antrag auf Zuschüsse von der Stadt Saarbrücken den Bescheid, daß sie uns in diesem Jahr nur 8000 DM zur Verfügung stellen könne.

BICK: „... wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können.“ Man muß dazu sagen, daß wir 1991 zum Beispiel 43000 DM plus Personal- und Sachleistungen hatten, 1992 25000 DM, 1993 8000 DM. Also, man kann auch mit Zahlen sagen: Wir wollen euch nicht mehr.

KÜNSTER: Man muß dazu allerdings sagen, daß, nachdem die Stadt 1987 ausgestiegen war, es wieder eine Annäherung gab. Silkenbeumer hatte das Gespräch gesucht, was 1991 in diesen Förderbetrag gemündet ist. Der wurde dann wieder systematisch heruntergefah-

ren. Wir haben uns also 1993 hingesetzt und überlegt, was machen wir jetzt. Und da erleben wir unsere Stärke. Wir sind freie Veranstalter, wer zwingt uns eigentlich, in Saarbrücken Veranstaltungen zu machen? Wir haben der Stadt einen Brief geschrieben: Wir bedauern, aber mit 8000 DM können wir in Saarbrücken kein Festival ausstatten. Wir geben das Geld zurück. Sie sollen es den freien Theatergruppen zur Verfügung stellen, denen das sicher nützt. Wir verständigten uns mit Völklingen und Dillingen, mit dem Kultusministerium und mit dem Stadtverband Saarbrücken, daß wir zwar die *Sommer Szene* nicht aufgeben, aber nur in Völklingen und Dillingen arbeiten.

BICK: Die Reaktion war Klasse, sowohl von den Zuschauern als auch von den Medien. Wir hatten Saarbrücken nicht böswillig abgehakt, sondern man muß einsehen, wenn es nicht mehr geht. Die *Saarbrücker Zeitung* reagierte. Von den Zuschauern gab es eine großartige Leserbriefkampagne. Daraufhin haben sich einige Leute der Stadt Saarbrücken, in der Verwaltung und den Parteien engagiert ...

KÜNSTER: ... Nicht in der Verwaltung. Es war die SPD-Fraktion, die nachgefragt hat, was los ist. Ab dem Moment lief der Zuschuß der Stadt Saarbrücken mit der Mehrheitsfraktion der Stadt. Die hat uns unterstützt und immer wieder dafür gesorgt, daß wir eine eigene Haushaltstelle kriegen, das heißt, daß der Zuschuß der *Sommer Szene* - was wir bis dahin immer moniert haben - nicht aus dem Topf für Spielstätten und freie Theatergruppen finanziert wird. Das war genau das Problem von 1993, als sie in einem Vorgespräch gesagt haben: Der Topf für freie Theatergruppen ist kleiner geworden, wenn man euch das Geld gibt, müssen wir es den freien Theatergruppen wegnehmen - also moralischer Druck. Auf dieses Spiel lasse ich mich nicht ein. Es geht doch darum zu kämpfen, daß jede dieser Gruppen existieren kann. Ab 1994 hatten wir dann eine eigene Haushaltsstelle. Diese Entscheidung damals hat uns die Freiheit demonstriert, zu sagen: Wenn bestimmte Rahmenbedingungen nicht stimmen, dann geht es halt nicht.

BICK: Zumal wir persönlich nie finanziell von der *Sommer Szene* abhängig waren. Inzwischen ist es aber so, daß das Festival von allen Fraktionen getragen wird und uns auch in diesem Jahr, wo der Haushalt noch nicht verabschiedet ist, im Einverständnis aller drei

Fraktionen des Saarbrücker Stadtrates die Mittel im voraus bereitgestellt wurden.

Wie sind Eure Erfahrungen mit den städtischen Kulturverwaltungen: zäh, deprimierend, aufgeschlossen?

BICK: Wir haben die Möglichkeit, im Saarland zu vergleichen. Insgesamt sind die Erfahrungen positiv. Ihr würdet vielleicht gerne was anderes hören, aber wenn wir Dillingen und Illingen oder auch Völklingen als Beispiele nehmen, da setzt man sich ganz offen an den Tisch. Sie sagen, was sie wollen, wir sagen, was wir wollen. In Saarbrücken als kleine „Großstadt“ ist die Verwaltung wesentlich aufgesplitteter. Prinzipiell, wenn man es deutschlandweit sieht, verlagert sich die Kultur im öffentlichen Raum immer mehr in die Kleinstädte, weil strukturell und organisatorisch die

Wege kürzer sind und Projekte viel leichter umgesetzt werden können. Wir haben in Saarbrücken - wo es sehr viele Konflikte im öffentlichen Raum gibt, sprich St. Johanner Markt, diese Sperrzeitgeschichte - um Konflikte zu vermeiden, diesen öffentlichen Raum umgangen und Veranstaltungen auf Schulhöfen gemacht, um eine Sicherheit zu haben, daß uns niemand vom Ordnungsamt zum Beispiel reinreden kann.

Das widerspricht doch Eurer Festivalkonzeption. Auf der einen Seite wollt Ihr in den öffentlichen Raum. Und auf der anderen Seite sucht ihr wegen dieser Schwierigkeiten einen „geschützten“ Rahmen, um Konfrontationen zu vermeiden.

KÜNSTER: Da gibt es zwei Komponenten. Zum einen hat man in diesen „geschützten Räumen“ weniger Probleme mit Auflagen. Andererseits wollen wir auch, daß die Zuschauer zu uns kommen müssen, daß wir nicht nur ein Laufpublikum erreichen. Daß das Theater in einem leicht zugänglichen Gelände stattfindet, wo nicht das Tor geöffnet werden muß, kein Eintritt verlangt wird und jeder kommen kann, der kommen will. Dort, wo wir dezentral arbeiten, in den einzelnen Stadtteilen Saarbrückens, arbeiten wir in Anbindung an eine Gruppe, die im Stadtteil verankert ist. Etwa in Alt-Saarbrücken das *Stadtteilbüro*, bei dem die *Sommer Szene* im Rahmen des *Stadtteil-Sommerfestes* zu Gast ist,

„Seit 1994 tragen alle Stadtratsfraktionen Saarbrückens das Festival und stellen ihm auch in diesem Jahr, in dem der Haushalt noch nicht verabschiedet ist, die nötigen Mittel im voraus bereit.“

in Malstatt, wo wir mit der *Kulturinitiative Molschd* zusammenarbeiten.

BICK: Es kommt uns darauf an, wie Marion schon sagte, in den Stadtteilen etwas zu bewirken. 1985, als wir angefangen haben, war die Vorgabe, das Festival solle auch auf dem St. Johanner Markt stattfinden. Da habe ich gesagt: Nee, mache ich nicht, ich gehe auf den Platz vor der alten Kirche, an diesem Brunnen. Die Stadt hat übrigens dann unsere Idee mit der Bühnenkonstruktion über dem Brunnen für das Altstadtfest übernommen. 1989 mit der Öffnung des Bürgerschlosses haben wir das Festival 16 Tage auf den Schloßplatz verlegt. Damals war der Schloßplatz tot und die ganzen Kritiker inklusive Presse haben gesagt, auf den Schloßplatz kommt doch niemand. Der Schloßplatz war damals zum ersten Mal nach seiner Umgestaltung berstend voll. Das

„Straßentheater passiert nicht mehr einfach, Straßentheater ist ein Event geworden, mit den entsprechenden Erwartungshaltungen.“

waren für mich auch politische Schritte, zu sagen, wenn sie schon ein Bürgerschloß ankündigen, dann muß man auch ein Bürgerschloß machen. Und es hat funktioniert. Und von daher kam die Selbstsicherheit und

meinetwegen auch Arroganz, zu sagen, wir bestimmen, wo das Festival stattfindet.

KÜNSTER: Nachdem wir ein paar Mal in Alt-Saarbrücken, an der Deutschherrenkapelle in der Moltkestraße waren, erzählte mir Thomas Hippchen vom *Altstadtbüro*: „Das habe ich bisher noch nie erlebt, daß Leute aus der Moltkestraße erzählt haben, sie hätten am Schloß die Straßentheaterstage besucht.“ Das war für ihn eine völlig neue Erfahrung, weil die Leute aus der Moltkestraße normalerweise nicht zu Veranstaltungen ans Schloß gehen. Wenn das Festival zu den Menschen kommt, dann sehen sie: Och, do kann isch jo aach zugucke. Das hat kää Schranke. Do guckt misch kenner schräsch an. Do kann isch misch änfach hinhucke und wenn isch gehn will, geh isch einfach. Dann machen sich die Leute auf und gehen auch zu Veranstaltungen in anderen Stadtteilen.

BICK: Und umgekehrt gehen Leute in die Moltkestraße, die sonst nie dorthin gehen würden. Und die denken auch: hoppla, wo bin ich denn hierhin geraten. Wobei man sagen muß, daß wir 1991 endlich mit dieser Diskussion aufgehört haben, ob das noch Straßentheater ist, wenn das Publikum zum

Straßentheater kommen muß und nicht umgekehrt.

Beim Festival hat sich seitdem nicht nur der Name und das Team geändert, sondern auch der ganze organisatorische Aufwand. Anfangs waren es intime Veranstaltungen für Insider. Heute herrscht Massenandrang beim Festival. Wären Euch diese intimen Veranstaltungen von früher nicht viel lieber?

BICK: Wir lieben sie und versuchen, sie an ausgefallenen Spielorten weiterhin zu machen. Wir kamen an den Punkt, wo wir gesagt haben, es geht gar nicht anders, als daß wir auch von den Produktionen her wachsen müssen. Wir können keine Produktionen mehr für 100 Leute veranstalten, sondern müssen mit minimal 300 Zuschauern rechnen. Und für so viele Leute muß auch eine Produktion ausgelegt sein, was wieder bedingt, daß man mehr Geld braucht, um die Gruppen einzukaufen. Das ist eine Spirale, die sich nach oben dreht.

KÜNSTER: Früher konnte man in Alt-Saarbrücken locker vor der Deutschherrenkapelle Produktionen ohne eine Bühne machen. Inzwischen brauchen wir eine Bühne, weil der Hof berstend voll ist. Bei schlechtem Wetter konnten wir früher Ausweichveranstaltungen in der Kapelle durchführen. Das geht nicht mehr, selbst bei Regen sind soviel Leute da, daß man die nicht alle in der Kapelle unterbringt. Die Beliebtheit des Festivals hat auf vielen Ebenen Konsequenzen.

BICK: Dirk Bubel von *Arbeit und Kultur* hat es einmal treffend gesagt: Straßentheater passiert nicht mehr einfach, Straßentheater ist ein Event geworden, mit den entsprechenden Erwartungshaltungen.

Seid Ihr inzwischen zu Kulturmanagern, Eventmanagern geworden, die Gefahr laufen, den Bezug zu ihrem Festival zu verlieren?

BICK: Wir waren von Anfang an Kulturmanager. Es ist jetzt nur professioneller.

KÜNSTER: Und zwar auf vielen Ebenen, auch von der Entwicklung der Gruppen her, wenn man sich die Anfänge des Straßentheaters in Deutschland vor Augen führt. Anfangs waren das keine professionellen Künstler. Inzwischen arbeiten wir nur noch mit Profis zusammen. Früher hat man die Künstler in WG's untergebracht. Heute braucht man Hotels für die Übernachtungen. Genauso hat sich unsere Organisationsform verändert, wobei wir immer noch dabei sind, unsere Infrastruktur zu pro-

fessionalisieren. Den Bezug zur Sache zu verlieren? Das müssen andere beurteilen. Von meinem Gefühl her, nein.

BICK: Ich sage seit fünf Jahren, wenn ich gewußt hätte, was alles auf mich zukommt, daß du ohne Steuerberater das Festival nicht mehr abrechnen kannst, daß du Gema-Gebühren bezahlen mußt usw. ... Wenn ich das alles gewußt hätte, hätte ich diesen Job nie angefangen. Du wächst rein in diese Geschichte. Heute kann man Kulturmanagement studieren.

auf der Straße auftreten. Oder Solisten. Jetzt probieren wir es wieder. Es gibt kein „Ausverkauf“, wer nichts sieht, der sieht nichts mehr. Immer größer werden, das wollen wir nicht.

KÜNSTER: Der Höhe- und der Wendepunkt war 1998 bei der Abschlußveranstaltung in Illingen, wo 5000 Zuschauer kamen - mein Gott, so viele Leute. Es war eine Produktion, die diese „Masse“ bespielen konnte, die wir auch entsprechend beworben haben. Nur hinterher kam das Gefühl, so etwas will ich nicht



Helmnot Theater während der Abschlußveranstaltung 1999 in Dillingen

Das sind aber größtenteils „Konservenverkäufer“, die lernen, Kultur zu managen wie man Konservenbüchsen verkauft. Teil einer Familie, eines Genre, einer Kulturrichtung zu sein, das lernt man in diesem Studium nicht. Für uns ist die Rückmeldung von den Gruppen und von den Zuschauern wichtig. Das ist unser emotionales Brot. Solange das stimmt, machen wir auch weiter.

Wo haben die Einzelspieler oder jene, die nicht so ein Spektakel abziehen für 300, 400 Leute, eine Möglichkeit zu spielen. Sind die noch in das Festival integrierbar?

BICK: Wir versuchen gerade dieses Jahr, noch einmal mit Solisten zu arbeiten. Die *Sommer Szene* hat immer die diversen Sparten integriert. Gruppen, die normalerweise nicht

jeden Abend. So soll die *SOMMER SZENE* nicht aussehen. Danach haben wir die Entscheidung gefällt, wieder auf Plätze zu gehen, die abgegrenzter sind, wo mit einer Person Sprechtheater läuft, wie im Dillinger Schloßpark. Wenn dann 50 Leute gehen, weil's ihnen nicht genug knallt, weil's nicht spektakulär genug ist, weil sie hinten stehen und nicht alles mitbekommen, dann nehmen wir das in Kauf.

Zurück zur Überlegung, daß man Alltag oder Plätze anders erleben soll. Durch Großveranstaltungen ist das eigentlich nicht mehr gegeben.

KÜNSTER: Das stimmt. Wobei eine Großveranstaltung aber eine weitere Dimension bringt. Ein Platz, 60 x 60 Meter, auf dem die

Leute stehen und zwischen den Zuschauern und über ihre Köpfe hinweg gespielt wird, da wird man zu einem Teil des Theaters. Da sind alle Grenzen zwischen Bühne, Schauspiel und Zuschauer aufgehoben. Das Raumerlebnis, das du dabei schaffst, hast du nirgendwo sonst.

BICK: Wir vollziehen eine Gratwanderung zwischen kulturellem Anspruch und Event. Zuschauer haben eine Erwartungshaltung aufgebaut. Dahinter zurückzugehen ist kaum

mehr möglich. Diese Gratwanderung zwischen spektakulärem Event und anspruchsvollem Theater mit einer ganz eigenen Atmosphäre, das ist das, was wir bewerkstelligen müssen.

Im Sommer gibt es ein großes Veranstaltungsangebot. Da gibt es vom Stadtverband Saarbrücken die Mu-

sik am Schloß mit mittlerweile drei Konzerten bzw. Veranstaltungen jeden Sonntag, dazu die Sommermusik, die Thomas Altpeter für die Stadt organisiert ...

BICK: ... wenn sie denn hoffentlich noch stattfindet dieses Jahr ...

... dann Euer Festival und in den Städtchen und Dörfern noch vieles andere. Besteht nicht die Gefahr, daß kulturelle Produktion zur Animation im Robinson-Club der Daheimgebliebenen degeneriert, man zum Pausencdown wird? Eine weitere Frage: Wie finanziert man ein solches Festival überhaupt? Und damit eng verbunden: Wenn der finanzielle Aufwand immer größer wird, ist man dann nicht eigentlich zum Erfolg verdammt?

BICK: Wir waren mehr oder weniger die ersten, die gesagt haben, wir arbeiten mitten in den Ferien, im Sommerloch. Das wurde damals belächelt, weil es hieß, da sind alle im Urlaub. So'n Quatsch. Im Gegenteil, die meisten Leute sind zuhause. Pausencdownmäßig fühlen wir uns überhaupt nicht. Im Gegenteil, wir machen bewußt ein Ferienprogramm. Ich bin froh, wenn Ferien sind. Ich mag ein Publikum, das entspannt ist, das dadurch neugierig wird und sich einläßt. Die andere Frage ist: zum Erfolg verdammt? Diese Erwartungshaltung ist natürlich da, also können wir uns kaum mehr Flops leisten. Ich habe nach wie vor den Eindruck, daß die Sommer-Szene, wir als Organisatoren, die Zuschauer und die

Künstler zu einer Einheit verschmelzen. Die Leute gehen sehr bewußt damit um und respektieren das Ganze als Geschenk. Wenn ich aber das Gefühl hätte, jetzt muß ich als Clown einspringen, dann wird es Zeit, aufzuhören.

KÜNSTER: Das ist aber auch sehr unterschiedlich. In Völklingen oder Dillingen erlebst du, daß das Publikum sehr bewußt zu den Veranstaltungen kommt, das Programmheft liest, auch interessiert ist bei Veranstaltungen, die schwer verdaulich, also keine laue Sommernachtsunterhaltung sind. Zum Beispiel saßen bei einem Stück über das Warschauer Ghetto in Dillingen 600 Leute. Es sind vielleicht vier, fünf Leute gegangen, die mehr zufällig gekommen waren. Nach solchen Veranstaltungen bleiben die Leute noch und suchen mit den Gruppen das Gespräch. Das ist für mich eine Bestätigung. Und wenn es ein Abend ist, wo Unterhaltung angesagt ist, o.k., dann wollten wir den Leuten auch Unterhaltung bieten.

Das Ganze muß ja finanziert werden.

BICK: Was wir machen, ist eigentlich eine Verrücktheit, weil wir eine ganz komplizierte Mischfinanzierung haben. Wir finanzieren das Festival aus den Zuschüssen der beteiligten Städte. Mit Abrechnung des vergangenen Festivals stellen wir die Anträge für das neue und hoffen dann. Wir haben Drittmittel, bei denen wir auch jedes Jahr hoffen müssen, daß Kumi, Saartoto und Arbeit und Kultur uns helfen. Dann haben wir noch Sponsoren, die sich sehr bedeckt halten. Was wir machen, ist für die Wirtschaft nicht sehr interessant. Im Zeitalter des Lifestyle-Research, in dem für ein bestimmtes Publikum Werbung gemacht wird, sind wir zu heterogen für Werber. Bei einem Klassik-Openair kann ich zurückgreifen auf Champagnersorten oder Mercedes, weil ich weiß, ich habe das Publikum für diese Werbung. Bei unserem Publikum hat das Engagement der Wirtschaft mehr mit Mäzenaten- als mit Sponsorentum zu tun. Wir merken auch bei anderen Festivals, daß die Bereitschaft der Wirtschaft, sich auf ein solches Event einzulassen, sehr gering ist.

Wie stellt Ihr Euer Programm zusammen, wie kommt Ihr an Eure Gruppen heran?

BICK: Man wächst von Jahr zu Jahr in diese Szene rein. Es gibt inzwischen ein *International Festival Network*, bei dem ich Mitbegründer war. Wir treffen uns zum Beispiel im Vorfeld der *Freiburger Kulturbörse*, die im Bereich Freies Theater jedes Jahre das wichtig-

ste Event ist. Wir sprechen uns ab, mit welchen Gruppen wir zusammenarbeiten wollen, koordinieren und organisieren teilweise zusammen und sind im idealen Fall auch Coproduktionshilfen. Das ist für mich der größte Erfolg der letzten fünf oder sechs Jahre, daß man nicht mehr alleine die Szene in der Republik oder darüber hinaus beobachtet, sondern wir inzwischen ein Netz von Kulturspionen sind, die sogar weltweit agieren. Uns ist es gelungen, gemeinsam Gruppen über den großen Teich zu bringen, die dann in Saarbrücken auftreten, aber auch in Augsburg oder in Österreich. Alleine würde es uns nie gelingen, diese Gruppen hierherzubringen, weil wir uns das nicht leisten könnten.

Dieses Jahr haben wir uns abgesprochen, wieder zurückzugehen auf kleine, kompakte Geschichten. „Totales Theater“, bei dem eine Person eine ganze Bühne füllen kann. Wir gehen in Völklingen dieses Jahr auf ausdrücklichen Wunsch der Stadt – ich finde das politisch ganz wichtig – in das Stadtzentrum. In Völklingen ist die Innenstadt verwaist, die Geschäfte machen zu. Die politische Aufgabe lautet: Rettet unsere Innenstadt, hier muß Leben hin. Die Örtlichkeit bestimmt dann natürlich auch die Suche nach einer passenden Gruppe.

Man hat einen Pool, aus dem man auswählen kann, und man hat sicherlich Wunschvorstellungen, was man gerne machen würde. Ist ein großes Angebot vorhanden?

BICK: Der Markt ist im Moment leider etwas schwach. Nach einem Hoch Anfang der 90er Jahre machen viele Gruppen eine schöpferische Pause, orientieren sich neu. Man muß nach guten Produktionen suchen, die vor allen Dingen bezahlbar und organisatorisch umsetzbar sind. Es gibt natürlich jenseits der 25000 Mark-Gage Produktionen, die man machen könnte. Bei meinem größten Festival im badischen Rastatt habe ich in diesem Jahr kein Problem, die drei größten deutschen Straßentheatergruppen vorzustellen. Die Stadt Rastatt stellt die nötige Infrastruktur zur Verfügung, um so etwas leisten zu können. Da haben wir zum Beispiel Zuschauertribünen. Die könnten wir uns bei der *Sommer Szene* finanziell nicht leisten. Wir sind ja nicht elf Tage an einem Ort, sondern jeden Tag woanders.

Wieviel Selbstbegrenzung müßt Ihr Euch auferlegen?

KÜNSTER: Es gibt jedes Jahr Grenzfälle, Diskussionen um eine Produktion, an der unser

Herz hängt, wo wir auspendeln müssen, kriegen wir es hin oder nicht. Es gibt auch immer Situationen, wo etwas wegen des Tourplans nicht klappt. Wir haben ja keine langen Vorlaufzeiten, um Verträge zu schließen, weil unsere Finanzierung so spät steht, manchmal erst im Juni. Da mußst du sehr vorsichtig sein, daß du nicht Verträge eingehst, die nachher nicht durch Einnahmen gedeckt sind.

Wie sieht die Zukunft des Festivals aus?

BICK: Gewisse Geschichten lassen sich nicht mehr vereinbaren. Ich habe mir ein Limit gesetzt, daß ich das noch maximal vier Jahre mache, weil ich dann zwanzig Jahre dabei bin und außerdem Fünfzig werde. Ich hatte mal Tagträume gehabt, daß ich am Krückstock immer noch Strassentheatertage organisiere. Aber das will ich nicht. Ich denke, daß ich mit Fünfzig noch fit genug bin, irgendwas anderes zu probieren, weil ich auch noch andere Träume habe. Ich habe 1993 mit dem Schreiben aufgehört, weil ich voll in die Festivalorganisation reingerutscht bin und würde sehr gerne wieder schreiben. Das heißt nicht, daß ich insgesamt aufhören will, sondern nur mit diesen großen Festivals, für die man eine hervorragende physische und psychische Verfassung braucht. Mit Fünfzig ist man nicht mehr in der Lage, während des Festivals elf Tage hintereinander nur drei bis vier Stunden zu schlafen.

Marion, wie ist es bei Dir?

KÜNSTER: Ich habe jetzt die Vierziger-Grenze überschritten, wo die Gedanken an die fehlende Altersvorsorge kommen. Ich muß mich fragen, geht das, wenn ich jetzt so weitermache. Ich mache den Job, weil ich ihn gerne mache, er ist schon sowas wie ein Traumjob. Aber es ist eine Tatsache, daß ich bestimmte Existenzängste nicht mehr übersehen kann. Der Traum wäre für mich, eine Grundabsicherung zu haben und die Arbeit vom Inhalt her weiterzumachen. Ich muß erst mal sehen, wie ich mich beruflich orientiere, mit den derzeitigen Projekten, auch mit meinen anderen Interessen. Ich will da offen bleiben. Das Angebot einer Theatergruppe, die Produktionsleitung zu übernehmen, könnte mich schon reizen.

Das Festival läuft zwar unter der Regie des Vereins Kultur direkt, aber es ist doch perso-

„Ich habe mir das Limit gesetzt, daß ich noch maximal vier Jahre die Sommer Szene mache, weil ich dann zwanzig Jahre dabei bin und außerdem Fünfzig werde. Mit Fünfzig ist man noch fit genug, was anderes zu probieren.“

nengebunden. Wenn die beiden Personen wegfallen, ist das Festival dann tot?

BICK: Wir orientieren uns beide schon länger in andere Richtungen. Wenn einer von uns beiden wegfällt, muß der andere sehen, ob er das Festival unter anderen Prämissen weiterführen kann. Es hat auch keinen Sinn, sich vorzumachen, daß das Festival ein dreisigstes Jahr erleben wird. Bei mir gibts eine ganz banale Begierde, die immer stärker wird, daß ich irgendwann einmal einen Sommer

„Ich bin dafür, daß Leute Sachen umsonst sehen können. Aber ich bin gegen Kultur umsonst. Bei unserer Hutsammlung ist es den Leuten überlassen, wieviel sie geben wollen. Es ist der demokratischste Eintritt, den es gibt.“

frei haben möchte. Solange es das Festival gibt, ist das nicht machbar. Wenn das Festival vorbei ist, ist auch der Sommer vorbei und dann geht auch schon die Abrechnung los und die Antragstellung. Im Vorfeld von solchen Festivals frißt einen das auf. Ich habe mich die letzten fünf Jahre gefragt, warum geht es nicht, daß ich

mich emotional raushalte, warum kann ich das nicht wie einen ganz normalen Job machen? Ich komme immer zum Ergebnis, daß es meinem Naturell entspricht. Ich lebe so etwas und dann muß alles andere zurückstehen.

KÜNSTER: Das hat auch Konsequenzen, auch im privaten Kreis. Freunde, die kennen das, die akzeptieren das, daß ich, wenn ich in einem Projekt drinstecke, davon absorbiert bin, nicht mehr kommunikativ bin. Nur merke ich, daß die Phasen der Muße in den letzten Jahren minimal waren. Ich bin von dem einen Projekt in das andere gefallen.

Ihr macht ja nicht nur die Sommer Szene, sondern auch noch Festivals in anderen Städten. Die sichern Euer privates finanzielles Überleben?

BICK: Wir machen unterschiedliche Projekte. Wir leben von diesen Jobs. Ein Projekt, das wir zusammen machen, ist Rastatt, wo wir 1993 im Zweijahresrhythmus angefangen haben, in Zusammenarbeit mit der Stadt ein großes Festival aufzubauen. Ich bin dort als künstlerischer Leiter angestellt. In diesem Jahr mit einem Etat von einer halben Million, wobei ich Prozente kriege und davon inzwischen gut leben kann. Marion arbeitet als Koordinatorin mit, die die künstlerischen Anforderungen organisatorisch umarbeitet, weil sie viel näher an den Gruppen dran ist als jemand, der nichts mit dem Straßentheater zu tun hat.

Daneben gibt es Einzelprojekte. Ich habe 1997 ein kleines *Interregio-Festival* angefangen, Heilbronn, Mosbach, Öhringen, immer am ersten Septemberwochenende. Dann diese Comedyreihe für den Stadtverband im Frühling und im Herbst. Es sind mit der *Sommer Szene* fünf Events, die ich im Jahr gestalte, das reicht auch. Außer *Sommer Szene* und Rastatt gehen Marion und ich getrennte Wege.

KÜNSTER: Ich habe jetzt jahrelang den Winter über für das *Max-Ophüls-Festival* gearbeitet. Seit 1998 organisiere ich in Ludwigshafen noch ein zweitägiges Straßentheater-Festival. Daneben habe ich letztes Jahr für Rastatt noch ein anderes Projekt betreut, das aber nichts mit Straßentheater zu tun hatte, *Eurotreff Musik*, ein Jugendmusiktreffen, ein Projekt mit tausend Musikern, das vom Landesmusikrat Baden-Württemberg veranstaltet wurde.

Auch dieses Jahr wird zum Abschluß jeder Vorführung wieder der ominöse Hut herumwandern, in den die Zuschauer ihren freiwilligen Obulus entrichten können?

BICK: Ich war im März bei einem Veranstaltertreffen am Rande der Freiburger Börse. Da hab ich das nochmal mit dem herumwandernden Hut erzählt. Es war total verrückt, weil irgendwie ist das ein Relikt aus einer anderen Zeit. Aber plötzlich in Zeiten der Finanzknappheit wird das für andere wieder interessant. Ich bin dafür, daß Leute Sachen umsonst sehen können. Aber ich bin gegen Kultur umsonst. Ich denke, daß es bei einer Hutsammlung den Leuten überlassen wird, was sie entrichten wollen. Es ist der demokratischste Eintritt, den es gibt. Wir haben vielleicht angefangen mit 10 Pfennig pro Zuschauer, inzwischen sind wir weit über das fünf- oder sechsfache. Je dichter der Raum ist, desto mehr sind die Leute bereit zu geben. Dabei machen wir ja transparent, daß das Geld nicht für die Künstler ist, erwecken also nicht die Illusion, daß sie aus dem Hut leben müssen. Sondern es ist klar, daß das gesammelte Geld der Finanzierung und Weiterführung des Festivals dient.

Wir danken für dieses Gespräch.

Für die saarbrücker hefte Herbert Temmes und Uwe Loebens

Mein kleines Festival-Tagebuch

Perspectives ohne Fluchtpunkt

Von Sven Rech

Die hier abgedruckten Tagebuchnotizen wurden Ende Mai während des diesjährigen Festivals *Perspectives du théâtre* morgendlich in der Sendung „Guten Morgen“ der SR 3 Saarlandwelle ausgestrahlt.

Erstes Blatt

Wenn jemand seine Trompete in einen Eimer Wasser steckt und trotzdem schöne Musik darauf macht, dann weiß man: die *Perspectives du théâtre* haben mal wieder begonnen. Wo sonst wird mit solcher Leichtigkeit Tiefgang in der Kunst erreicht? Ach, herrlich, denkt man, lehnt sich behaglich in seinem Plastiksessel zurück und vergißt, daß – nur so zum Beispiel – die Aktienkurse des ortsansässigen Weichwarenunternehmens schon wieder gesunken sind. Müßte man eigentlich kaufen, denkt es ganz hinten in der linken Hirnhälfte: so günstig kriegt man die nie wieder.

Ganz ähnlich muß übrigens der Chef des Weichwarenunternehmens über die *Perspectives* gedacht haben. Kaufen! So günstig kriegt ich nie wieder ein Theaterfestival. Solche Menschen fackeln bekanntlich nicht lang. Und darum hat er gekauft, der Weichwarenunternehmer. Und hat es jetzt. Mitsamt seinem Leiter und dem Verwaltungschef und ein paar Amts- und Würdenträgern. Zu einem Spottpreis. Bloß: was macht man jetzt damit?

Man schlägt zum Beispiel Brücken, sagt der Weichwarenunternehmer. Brücken zu den Menschen. Denn ein Theaterfestival ist schließlich Kultur, und die Menschen überhaupt und als solche sind auch Kultur, und da kann man eine schöne Brücke schlagen, wenn Sie erlauben, auch zu unserem neuen Internetprojekt,

sagt der Weichwarenfabrikant und das ist ja dann der Sinn von all dem Festivalkaufen und Brücken schlagen: daß die Menschen nämlich heute abend schon das Festival ganz fest mit der Weichwarenfabrik verbinden. Alle werden sie den Namen der Fabrik in ihr Gedächtnis graben und nie mehr vergessen, darauf wette er eine Flasche Rotwein, sagt der Weichwarenunternehmer. Und dann läßt er ein bißchen die Puppen tanzen und die Verwaltungsdirektoren und die Würdenträger und den Festivalchef. Die müssen ihm alle Danke sagen, daß er so hübsch Werbung mit ihnen macht und sie dafür Sekt und Schnittchen kriegen.

Und draußen stehen die Menschen und graben sich den Namen des Weichwarenfabrikanten in ihr Gedächtnis, denn die Brücke zwischen ihnen und dem Festival ist eine Zugbrücke, und die wird nur heruntergelassen, wenn es den Fabrikanten nicht stört.

„Den Kerl“, sagen die Menschen, „sollten wir uns kaufen.“

Zweites Blatt

Der Mann hat rot lackierte Fingernägel und trägt den Bizeps heute offen. Der Lid-schatten ist ein wenig verrutscht, aber das ist ja kein Wunder nach dem, was der Mann eben noch alles zu tun hatte. Im BH und mit vorne ausgestopfter Hose Salto schlagen zum Beispiel, zwischendrin Schlagzeug spielen und dabei auf dem Kamm blasen und dann wieder im Handstand auf dem Seil tanzen. Seine Eltern waren Hippies, sagt der Mann entschuldigend, und ab jetzt werde alles besser. Der Mann ist vom Zirkus und hat jetzt Hunger.

Wie gut daß der Festivalclub gleich nebenan ist. Und wie gut, daß da keiner hingeht. So kommt man schnell an sein Bier und kann sich seinen Platz noch aussuchen. Und wenn man sich vorher unter der Zirkuskuppel ein wenig warm geturnt hat, dann ist es dort auch ganz behaglich. Bloß, was tut man, wenn man nicht beim Zirkus ist, noch nie einen BH getragen hat und keine Hippies als Eltern hat?

Dann allerdings wird es einem ziemlich schnell recht kühl im Festivalclub der *Perspectives*. An eine Heizung hat niemand gedacht, und wärmende Gedanken kommen mir gerade nicht in den Sinn.

Denn das, was der Mann mit den rot lackierten Fingernägeln und seine Kumpels gerade vorgeführt haben, ist zwar eine tolle Show – aber im Grunde eine tieftraurige Angelegenheit. Es geht um die Liebe, aber nicht um die aus dem wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen, sondern um die grausame, unerfüllte, abgewiesene Liebe, die einem einfach ins Gesicht lacht und sagt: der Nächste bitte. Zum Schluß knotet sich einer der Artisten ein paar Halstücher zusammen und seilt sich an ihnen von der Zirkuskuppel ab – kopfunter seinen Gott anbetend. „Ich will ja gerne Dich an glauben“, sagt er, „aber glaubst Du eigentlich an mich?“ Und so verschwindet er Kopf voran im Bühnenboden und ward vorm Schlußapplaus nicht mehr gesehen.

Was lernen wir daraus? Vermutlich nichts. Wir machen ja doch immer wieder dieselben Fehler. Aber ein bißchen gefröstelt hat es uns schon vor uns armen Zirkuselefanten. Und mit kalten Füßen sitzen wir im Festivalclub und beneiden den Mann um seine rot lackierten Fingernägel und seine Hippie-Eltern. Denn bei ihm wird, wie gesagt, alles besser.

Drittes Blatt

Im Theater sitzen ist ja immer auch eine Konzentrationsübung. Bei den *Perspectives* ist das dieses Jahr ganz deutlich. Im Zirkus *Chien-Cru* sitzt man zum Beispiel in konzentrischen Kreisen um die Manege herum, und über den Köpfen, in der Mitte der Zirkuskuppel baumelt ein Seil herab, daran hängt der Herr Artist und läßt sich im Kreis rumwirbeln, und wenn er nur eine Spur zu schnell wirbelt, dann trägt es ihn auf eine andere Umlaufbahn und er donnert mit dem Kopf an die Stützpfeiler. Alles eine Frage der Konzentration.

Oder die Pferde in der traumhaft schönen Produktion *Les Bonnes*. Auch sie laufen auf extra herangekarrtem Sand im Kreis, mal im Galopp und mal wie in der spanischen Hofreitschule. Und sie müssen sich höllisch konzentrieren, damit sie dabei ihren Text nicht vergessen.

Ein Zelt weiter schon wieder ein Kreis, ein ganz enger, eigentlich nur ein Scheinwerferkegel. In dem sitzen zwei Männer wie die Versuchskarnickel. Der Kreis ist eine Todeszelle,

und wenn einer den anderen abmurkst, dann darf er lebend wieder raus. Ein Messer haben sie auch – und ihren Kopf. Der ist rund, so hat ein weiser Mann einmal gesagt, damit die Gedanken die Richtung wechseln können. Und so schaffen sie es tatsächlich, den Teufelskreis als Menschen wieder zu verlassen.

Im Festivalclub dagegen zog der Festivalchef einsam seine Kreise. Nachdem dort am Anfang nämlich nur gewisse Kreise zugelassen waren, blieben die runden Tischchen ziemlich leer. Selbst Studenten, freischaffende Künstler oder der Finanzminister hätten hier eine Lokalrunde schmeißen können, ohne befürchten zu müssen, hinterher völlig aus der Bahn zu fliegen.

Überhaupt scheint man sich in diesem *Perspectives*-Jahr im Konzentrieren geübt zu haben. Da hat man zunächst einmal die Mittel konzentriert, damit man sich auf ein paar wenige Stücke konzentrieren konnte, die dann für eine konzentrierte Anzahl konzentrationsfähiger Zuschauer gezeigt werden sollten. Das Festival soll seine Mitte finden. Aber was ist in der Mitte, im Zentrum, das eine so hohe Anziehungskraft ausstrahlt? Astrophysiker warnen seit langem: derart konzentrische Wirkung kann eigentlich nur eines haben – ein Schwarzes Loch.

Viertes Blatt

Bei den *Perspectives* gab es mal eine Dame, die erschien jedes Jahr mit einem anderen Hut, und das ließ die Künstler erzittern. Denn unterm Hut trug die Dame eine Kettensäge und mit der zerteilte sie die dargebotenen Theaterstücke – die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen. In den letzten Jahren hat sie das Kettensägenmassaker mir überlassen, aber die neuen Hüte hat sie immer noch selber getragen. In diesem Jahr hat sie's nicht geschafft, zu kommen – das kann man rein menschlich verstehen. Aber gefehlt hat sie schon. Und sie war nicht die Einzige. Auch der Erfinder der *Perspectives*, der noch jedes Jahr da war, war heuer nirgends zu sehen. Auch nicht der kahlköpfige Zeremonienmeister Calixte de Nigremont und all die anderen schrägen Vögel. Oder die neuen Partner von *Le Carreau* aus Forbach. Oder der Festivalclub

mit seiner gutgelaunten Festivalgemeinde, Hat die jemand gesehen? Wo waren die bloß alle?

Das mit *Le Carreau* aus Forbach ist eine ganz eigene Geschichte. *Le Carreau* hat, wie in den letzten drei Jahren, zwei Produktionen beige-steuert, aber dann hat man die wohl irgendwie bei der Programmplanung vergessen. Das eine Stück stand erst gar nicht im Programm, dann aber doch und dann wurde es kurzfristig wieder abgesagt. Das zweite Stück lief von vornherein zwei Tage nach dem Abschlußkonzert, stand aber trotzdem im Programmheft. Was soll man davon halten?

Davon kann man eigentlich nur gar nichts halten und ob der Abwesenheit so liebgewonnener Institutionen in tiefe Melancholie verfallen. Ist das das Ende der *Perspectives*?

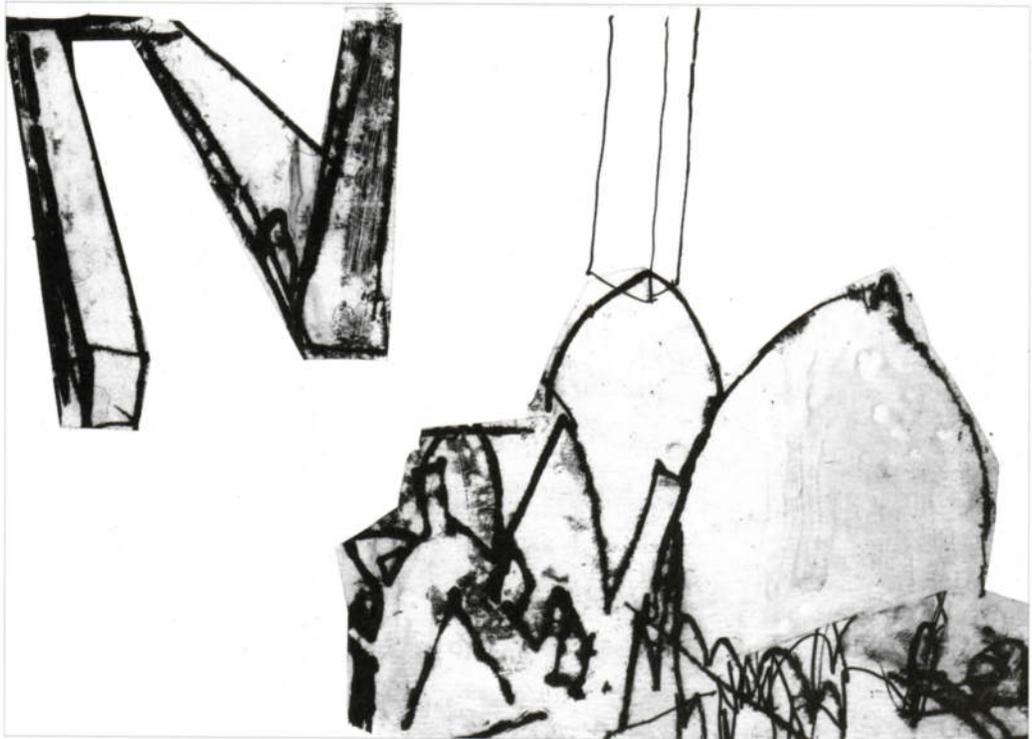
Nein, denn es gibt ja auch viel Neues zu vermelden. Einen neuen Hauptsponsor zum Beispiel. Der heißt – aber das weiß ja jeder. Und einen neuen Gast: der saarländische Kultusminister, seines Zeichens Französischlehrer und Verfechter der deutsch-französischen Freundschaft, hat die *Perspectives* in diesem ihrem 22. Jahr zum ersten Mal besucht. Es ist eben manchmal knapp, aber nie zu spät ...

Neu ist auch, daß die Deutsche Bahn AG die Beschallung einiger Theaterstücke übernommen hat. An den leisen Stellen schickte

die Bahn rasch einen 400 Meter langen Güterzug vorbei, und der Lautstärkepegel war wieder hergestellt. Ein guter Einfall der Festivalleitung. Und was die Bahn nicht schaffte, das besorgte der Wind, das himmlische Kind. Der rüttelte so lange am Theaterzelt, bis die letzte Vorstellung abgesagt wurde.

Und neu ist auch, daß die *Perspectives* im nächsten Jahr nur noch im Untertitel *Perspectives* heißen und einen neuen Partner haben. Diesmal keine Franzosen von jenseits der Grenze, wo kämen wir denn da auch hin? Nein, jetzt kommt deutsche Ordnung in den Laden und ein Programm, das auch was nutzt. Jetzt sagt nämlich die *Bundeszentrale für politische Bildung*, wo's lang geht, und daß das gleich mal klar ist: Theater hat dann ordnungsgemäß im Theatersaal stattzufinden, und nicht im Zelt neben der Bahntrasse. Das Nähere regelt ein Gesetz.

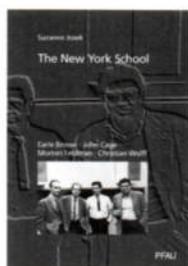
Adieu, ihr *Perspectives du théâtre*. Ihr werdet mir fehlen wie die Hüte jener Dame und wie der kahle Kopf des Zeremonienmeisters. Dem neuen Festival aber sei gesagt: die Ketensäge haben wir noch. Wir werden sie rechtzeitig warmlaufen lassen.





Marion Saxer
between categories
Studien zum Komponieren
Morton Feldmans
von 1951-1977
270 S., Notenbsp., kart.
ISBN 3-89727-026-9, DM 48,-

Sabine Sanio
Alternativen zur Werkästhetik
John Cage und Helmut
Heißenbüttel
275 S., kart.
ISBN 3-89727-029-3, DM 48,-



Suzanne Josek
The New York School
Earle Brown · John Cage ·
Morton Feldman · Christian Wolff
110 S., Notenbsp., Abb., kart.
ISBN 3-89727-036-6, DM 34,-

Luigi Nono
Aufbruch in Grenzbereiche
hrsg. von Thomas Schäfer
125 S., Notenbsp., Abb., kart.
3-89727-079-X, DM 32,-



Ulrike Rausch
Grenzgänge
Musik und Bildende Kunst
im New York der 50er Jahre
169 S., Notenbsp., Abb., kart.
ISBN 3-89727-066-8, DM 38,-

«... mit der
zeitgenössischen Musik
will die Gegenwart
sich darstellen, erhellen
und sich ordnen,
während sie zugleich
das Vergangene bestätigt,
verschönt oder beurteilt;
sie weist aber auch
in die Zukunft, leitet sie ein
und läßt sie
zur Wirklichkeit werden.
Dies ist die Begründung
dafür, warum man sich mit
der zeitgenössischen Musik
auseinandersetzen muß,
sie durchdringen ...,
sie verstehen,
kennenlernen, lieben,
kämpfen muß,
mit ihr, für sie
und durch sie.»
Hermann Scherchen

Fordern Sie
unseren Katalog an!

Musik ohne Grenzen

Orchester in Saar-Lor-Lux

Von Reinhard Wilhelm

Der Beitrag behandelt einleitend die allgemeine Situation der Kulturorchester und die Saar-Lor-Lux-Kooperation des *Rundfunk Sinfonie Orchesters*. Im Hauptteil werden vier führende Orchester der Region vorgestellt und jeweils eines ihrer Konzerte besprochen.

Dringend gesucht: das jugendliche Publikum

Diskussionen um Orchesterschließungen allerorten, Reduktion der Orchestergrößen und -etats, Streik um eine relativ läppische Medienpauschale in Berlin, Attacken eines (inzwischen ehemaligen) Bundesfinanzministers gegen den Bundeszuschuß zum Gral der bürgerlichen Musikkultur in Bayreuth, dazu die Vergreisung des Publikums, insgesamt wenig gute Nachrichten aus dem Orchestergraben! Die Orchester der Region scheinen zumindest von den Sparbemühungen weitgehend verschont zu bleiben. Der Intendant des *Saarländischen Rundfunks* hat trotz großer Sparzwänge dem *Rundfunk-Sinfonieorchester (RSO)* eine Bestandsgarantie gegeben. Das *Staatsorchester* muß symbolisch sparen, nämlich eine Stelle abgeben.

Die Vergreisung des Publikums ist langfristig kritisch für die Orchester. Es wird kein jugendliches Publikum mehr angezogen. Es darf einfach nicht sein, daß der Autor trotz reifen Alters durch den Besuch eines Konzerts das Durchschnittsalter der Zuhörer senkt. Hier gibt das *Staatstheater* ein Vorbild: Besuche von Schauspielern und Dramaturgen in den Schulen haben das Interesse der Jugendlichen am Theater geweckt und gepflegt. Das sollte bei der klassischen Musik genauso möglich sein. Immerhin gibt es vom *RSO* Ansätze, das Interesse von Kindern und Jugendlichen an klassischer Musik zu wecken: Schulklassen werden zu Proben eingeladen oder zu kommentierten, unter ein bestimmtes Thema gestellten Konzerten. Seit letztem Jahr arbeiten die Musikschulen mit dem Festival *Musik im 20./21. Jahrhundert* zusammen.

Keine Fracksausenzulage

Landauf, landab hält sich das Vorurteil, der öffentliche Dienst sei der am besten durchregulierte Arbeitssektor. Etwas kreatives und dynamisches wie Musik kann ja schließlich nicht vergleichbar geregelt sein. Weit gefehlt! Der Tarifvertrag für die Musiker in Kulturorchestern (TVK) zeigt eine ähnliche Regelungswut. Da wird bis ins Einzelne geregelt, wieviel ein Musiker für die Benutzung des eigenen Instruments pro Monat bekommt. Die Geige kommt dabei zu DM 43, der Bogen allein zu 15% davon, die Harfe zu DM 142 (TVK vom 21. Nov. 1990). Für die Streicher gibt es Geld für die Abnutzung ihrer Saiten (Saitengeld), für die Holzbläser Rohr- und Blattgeld. Herrscht bei einem Konzert Frack- bzw. Abendkleidzwang nach II §13, so kostet das DM 11,60, aber nur, wenn jährlich mehr als sechs solche Auftritte anfallen. Sonst gibt es DM 23,20. Nur das Fracksausen beim Abspielen vom Blatt kriegt der Arbeitgeber umsonst. Auch für gutes Spiel gibt es keine Zulage, obwohl dies wahrlich nicht selbstverständlich ist.

Es kommt etwas Bewegung in dieses verkrustete, in langer Entwicklung von den Musikervereinigungen erkämpfte System. Die massive Zuwanderung exzellenter Orchestermusiker aus Rußland mit weniger beamtenhafter Einstellung bedroht den Seelenfrieden ihrer hiesigen Kollegen. Ausgewanderte russische Musiker können nur staunen über deren Dienstauffassung. Auch junge Dirigenten, nicht verdorben von westlicher Beamten- und Gewerkschaftermentalität, strömen aus dem Osten Europas oder auch nur aus Ostdeutschland in den Westen und löcken gegen den bequemen Stachel.

Die Saar-Lor-Lux-Kooperation

Seit einigen Jahren ist der *SR* eine Saar-Lor-Lux-Kooperation eingegangen. In jeder Saison tauschen sich das *RSO Saarbrücken* mit der *Philharmonie de Lorraine* und dem *Orchestre Philharmonique du Luxembourg* aus. Jedes der drei Orchester gibt ein Konzert im Abonnement der beiden anderen. Das war für die *SR*-Abonnenten ein ungünstiger Tausch; denn das *SR*-Orchester ist eindeutig das stärkste dieser drei. In dieser Saison ließ sich ein Auftritt

der Lothringer in der Saarbrücker Kongreßhalle nicht einrichten. Deshalb mußte sich der Rezensent nach Metz ins *Arsenal* begeben. (Verleger, wo ist dein Spesenetat?)

Die Diva aus Saarbrücken: das Rundfunk-Sinfonieorchester

Im amerikanischen Sprachgebrauch ist ein Amtsinhaber, dessen Vertrag ausläuft und der deshalb keine Perspektive und abnehmenden Einfluß hat, eine lahme Ente, „a lame duck“. Das derzeit prominenteste Flügeltier dieser Art in den USA ist Bill Clinton. Aber auch Michael Stern ist eine lahme Ente, nämlich am Pult des *RSO Saarbrücken*. Sein Vertrag als Chefdirigent wurde nicht verlängert. Wieder mal empfindet das Orchester einen Dirigenten als seiner nicht würdig. Schon Sterns Vorgänger Marcello Viotti war nach vier Jahren wieder gegangen und wird jetzt in München gefeiert. Seine Schwerpunkte auf Romantik und Vokalem wurden auf die Dauer nicht mehr ästimmert. Als Kontrast zu Viotti hatte das



Michael Stern

Orchester Stern selbst mit gewählt und sich damit für die nüchterne, klare amerikanische Tradition des Dirigierens entschieden. Aber dann war es auch wieder nicht recht. Dr. Sabine Tomek, die Musikchefin des *SR*, sieht das Problem eher allgemeiner. Jeder Dirigent, und erst recht jeder junge Dirigent habe neben starken Bereichen eben auch schwache. Mi-

chael Stern habe den Ehrgeiz gehabt, alle Epochen zu dirigieren und habe in seinen schwächeren Bereichen naturgemäß auch schwächere Leistungen gezeigt.

Man fragt sich, wie es mit dem *RSO* und seinem Chefdirigenten weiter gehen soll. Zerrütete Familienverhältnisse auf der Bühne vorzuführen, ist wenig sinnvoll. Die nächste Saison wird laut Frau Tomek reduzierte gemeinsame Auftritte und statt dessen eine gesteigerte CD-Produktion bringen. Klavierkonzerte des 20. Jahrhunderts und Aufnahmen mit Werken von Charles Ives sind geplant. Was das *RSO* wirklich leisten kann, wird in den Konzerten mit überzeugenden Gastdirigenten deutlich. Die Bruckner-Sinfonien dirigiert von Stanislaw Skrowaczewski begeistern, das Konzert mit Jan Krenz in der letzten Saison war trotz spröder Musik ein unvergeßliches Ereignis. Das *RSO* ist sehr gut. Es hat zwei sehr gute und grundverschiedene Konzertmeister und ist auf vielen Solostellen exzellent besetzt. Selbst die Blumenüberreicherin wird von Saison zu Saison professioneller. Leider weiß das *RSO*, daß es sehr gut ist. Nun ist aber Saarbrücken nun mal nicht der Nabel der musikalischen Welt und die Stelle eines Chefdirigenten des *RSO* in Saarbrücken nicht so attraktiv, daß sich etablierte Dirigenten darum reißen würden. Es bleibt als einzige Strategie, auf junge Leute mit großem Entwicklungspotential zu setzen. Denen sollte das *RSO* allerdings auch eine Chance geben.

Romantische Musik, unromantische Beziehung

Der geringe Einfluß Michael Sterns auf das Orchester wurde im Konzert am 12. Dezember 1999 deutlich. Weder bei der einleitenden Ouvertüre zum *Barbier von Sevilla* noch bei Mendelssohns *Italienischer Sinfonie* sprang ein Funke vom Dirigenten auf das Orchester und auch keiner vom Orchester auf das Publikum über. Die Geigen spielten so schlecht, wie schon lange nicht mehr, das Blech saß isoliert und integrierte sich auch nicht in den Orchesterklang. Bei der Entgegennahme des höflichen Applauses sah man den Mienen und der Haltung der Musiker an, was sie von ihrer Leistung hielten. Nach der Pause gab Francois-René Duchable das *Klavierkonzert No. 1* von Frédéric Chopin. Er erfüllt über-



Rundfunk Sinfonie Orchester, Saarbrücken

haupt nicht das Klischee vom chopinesken Pianolöwen, der aus tiefliegenden Augen dämonische Blitze versprüht, seinen Tbc-Auswurf weit über den Flügel hinweg abhustet und das Publikum damit in seinen Bann zieht. Nein, er ist ein freundlicher Mann mittleren Alters, der hinter der Bühne den verpfuschten ersten Teil mitbekommen hatte und nun versuchte, das Beste aus dem zweiten Teil zu machen. Er konnte aber trotz technisch einwandfreien Spiels und zweier Zugaben nicht gegen die herrschende Stimmung ankommen.

PS: Der Kritiker der *Saarbrücker Zeitung* hatte allerdings ein mitgerissenes Publikum gesehen und Ovationen gehört. Da fragt sich der Autor, welcher von den beiden Experten irgendetwas im Morgenkaffee gehabt hat. Die Fairneß gebietet anzumerken, daß in der zweiten Hälfte der Matinee vom 26. März 2000 Michael Stern und das RSO zeigten, daß sie auch zusammen noch Großes leisten können; Schumanns *Vierte Sinfonie* war ein Erlebnis!

Das Orchestre Philharmonique du Luxembourg

Aus dem früheren Orchester von Radio Luxemburg, welches sich unter seinem langjährigen Leiter Leopold Hager großes Renommée erworben hat, ist das *Orchestre Philharmoni-*

que du Luxembourg geworden. Eine private Stiftung wurde vom luxemburgischen Staat eingerichtet und fungiert als Träger. Man kann über Deutsche Steuerflüchtlinge denken, was man will, aber hier haben die Luxemburger die Zinsen gut angelegt. Das Orchester hat sich quantitativ und qualitativ verstärkt. Die Streicher zeigen einen bis fast in die höchsten Höhen stubenreinen Klang, die Bläser lassen an delikaten Stellen noch einiges vermissen. Mit David Shallon wurde wieder ein renommierter Dirigent gefunden. Das Programm wird dominiert von Klassik und Romantik, doch gibt es inzwischen einige gemäßigt moderne Tupfer, ab und zu sogar eine wirkliche Neuheit.

Konzert für Bronchien und großes Orchester

Am 6. Februar spielte das Luxemburger Philharmonieorchester in der Kongreßhalle. Das Saarbrücker Publikum war indisponiert. Zwar übertönte das sehr stark besetzte Orchester ab dem Forte den Klang aus rund 236 Bronchien. Aber jede Satzpause wurde durch ein *Intermezzo à la Bronchia - attacca* - gefüllt. Dirigent und Solist dehnten die Pause bis zum *Diminuendo der Hustenarie* aus, um den nächsten Satz zu beginnen. Außerdem vermißte das Publikum seine Lokalhéroen. Es verhielt



Orchestre Philharmonique du Luxembourg, Photo: © Thierry Faber, Luxemburg

sich gegenüber den Gästen aus Luxemburg unhöflich; es war nicht gespannt auf sie, sondern schwatzte, bis der Dirigent das Orchester startete. Anscheinend gab der Zustand der Bronchien einiges an Gesprächsstoff her.

Der Abend begann mit dem *Klavierkonzert Nr. 1* von Ludwig van Beethoven. Das Programmheft berichtete über die brillanten Improvisationskünste Beethovens, mit denen er das Wiener Publikum umwarf. Auch bei der Uraufführung dieses Konzerts scheint er diese Künste eingesetzt zu haben. Derart vorprogrammiert stellt sich der Konzertbesucher natürlich die Frage, ob Lars Vogt, ein smarter Spund, derlei Fähigkeiten auffahren könne oder ob er nur schnell und sauber Beethoven zu spielen vermöge. Bei der Zugabe, einer Fuge des jugendlich im Alter von 69 Jahren verstorbenen Friedrich Gulda, zeigte Lars Vogt: ja, er kann. Die Reaktion des Publikums über diese fetzige, nicht durchschnittsaltersgemäße Zugabe überraschte. Steife Gelenke wippen mit, und der Applaus war alles andere als arthritisch.

Im zweiten Teil des Konzerts kam die selten gespielte Sinfonie *Asrael* des tschechischen Komponisten Josef Suk zur Aufführung. *Asrael* ist der Totenengel der Moslems. Die Sinfonie hat eine sehr traurige Thematik, Tod und Abschied von Suks Schwiegervater Dvořák und seiner jungen Frau Otilka. Der Arbei-

ter-Samariter-Bund hatte seine Vorkehrungen getroffen. Ein Notarzwagen stand vor der Tür, zwei Kräfte in leuchtend orangener Berufskleidung saßen demonstrativ plaziert neben der Bühne. Sie mußten nur einmal einschlägig eingreifen.

Das Staatsorchester

Der vormalige Kultusminister Breitenbach hatte in einer seiner populistischen Anwendungen dem *Staatsorchester* voreilig den Status eines A-Orchesters – vorher B+ – versprochen. Kurz danach wurde das *Staatstheater* von der großen Spardiskussion erfaßt. Die Anhebung wurde rückgängig gemacht und auf mehrere Jahre gestreckt. Wie eine Anzeige für ein Wechselhorn in *Das Orchester* zeigt, ist man derzeit bei TVK B plus Zulage, zusätzlich 92,5% nach TVK A. Opernorchester sind „Gebrauchsorchester“. Sie müssen in einer Saison ein ganzes Repertoire an Opern, Operetten und eventuell auch noch Balletten gleichzeitig drauf haben. Die Musiker der Opernorchester führen ein Maulwurfsleben. Ihr Platz ist in der Enge und Dunkelheit des Orchestergrabens. Die Länge von Pausen messen sie in der Zahl möglicher Skatrunden, die in den Katakomben des Theaters absolviert werden. Erstreckt sich eine Pause über mehr als einen Akt, so

sollen sogar Vernissagebesuche eingeschoben worden sein. Ab und zu werden die Musiker zu Konzerten aus dem Orchestergraben in das gleissende Licht einer großen Bühne, etwa der Saarbrücker Kongreßhalle gezerrt. Dann blinzeln sie verunsichert. Jetzt müssen sie, den Blicken des Publikums ausgesetzt, sogar die Pausen aussitzen und sich die Musik ihrer Kollegen anhören. Sie sind besonders anfällig für eine Beamtenmentalität. Aus „viel Dienste“ und „viel Vorschriften“ entwickelt sich dann häufig „Dienst nach Vorschrift“. Laurent Wagner, der letzte Dirigent des *Staatsorchesters*, ist am Egoclash mit dem Intendanten gescheitert. Der neue, Olaf Henzold, versucht gleichzeitig, sein Orchester zu motivieren und ein schärferes Regiment zu führen.

Ungleiches Spiel

Das 5. Sinfoniekonzert des *Saarländischen Staatsorchesters* am 8. Februar 2000 konnte begeistern. Mal keine deutsche Klassik oder Romantik, sondern vom Jazz beeinflusste Musik. Die Bühne der Kongreßhalle war bis an den Rand gefüllt, alle Mann plus weiterer Aushilfen an Bord. Horst Neumann, in DDR-Diensten auf wichtigen Dirigentenposten ergraut, war kurzfristig für den erkrankten Robert Hanelle eingesprungen und ließ sich durch das beschwingte Programm mitreißen. Mit Gershwins Renner *Ein Amerikaner in Paris* fing das Konzert schwungvoll an. Schon bei diesem

Stück allerdings fiel auf, daß das saarländische Staatsblech nach dem Motto meines Lieblingsfilms *Ganz oder gar nicht* spielt. Über allen Notenblättern scheint ein globales *ff* zu stehen. Vielleicht treibt die Bläser die Angst des tief im Orchestergraben Sitzenden, außerhalb nicht vernommen zu werden. Gershwin bietet auch den Stimmführern der Geigen und Celli dankbare Soli an. Avram Poppov am ersten Pult konnte offensichtlich nicht mit allen Passagen des Violinosolos etwas anfangen. Die *Jazz Symphony* des ehemaligen Provokateurs George Antheil kommt heute geradezu geschmacklerisch daher. Nichts ändert sich offensichtlich so stark, wie das Gefühl dafür, was als provokativ empfunden wird.

Korngolds *Violinkonzert*, welches unverkennbar auf Filmmusiken für Hollywood basiert, wurde von Wolfgang Mertes, dem neuen 1. Konzertmeister des *Staatsorchesters*, schwungvoll angegangen. Es hat seine Tücken, wie ich gerade beim Anhören einer Aufnahme mit Jascha Heifetz, dem es der Komponist gewidmet hat, feststellen muß. Die schwersten Passagen werden, Gott sei Dank, vom Orchester-Tutti gnädig zugedeckt. Im großen und ganzen zog sich Wolfgang Mertes aber gut aus der Affäre. Bei der Zugabe kam sein Hobby, das Crossover zwischen Jazz und E-Musik zum Tragen.

Rolf Liebermanns *Konzert für Jazzband und Orchester* stellt eine stark besetzte Jazzband einem vollen Sinfonieorchester gegenüber. Die Solisten von Christoph Mudrichs *En-*

Philharmonie de Lorraine, Metz, Photo: © Brigitte Pougeoise



ropool, Ernie Hammes, Peter Decker, Jörg Kaufmann und Peter Maas brillierten. Das Orchester hatte den undankbaren Part. Die Streicher durften nur den Klangteppich liefern. Fußballreporter würden sagen, die Jazzband hatte eindeutig die größeren Spielanteile. Riesenbeifall! Anfrage von Horst Neumann an Avram Poppov: „Mambo?“, also Wiederholung des letzten Satzes von Liebermanns Konzert. Kopfschütteln Avram Poppov; keine Mambo-Zugabe.

Zunder im Arsenal

Die *Philharmonie de Lorraine* ist ein sehr junges und sehr weibliches Orchester. Mehr als die Hälfte der Streicher sind Streicherinnen, nur die Stimmführer sind meist Männer. Das Orchester ist wahrscheinlich auf den meisten Positionen schwächer besetzt als das *SR*-Orchester, macht das aber durch seine Begeisterung wieder wett. Die Musiker scheinen das Vorurteil widerlegen zu wollen, daß die Musik nirgendwo so schlecht aufgehoben ist wie bei ihren professionellen Exekutoren. Die heimische Spielstätte der Lothringer ist das *Arsenal* in Metz. Der große Konzertsaal ist ästhetisch gelungen, hat eine für das Orchester günstige, mehr tiefe als breite Bühnengeometrie, ist aber akustisch problematisch. Große, durchgehende, harte Holzflächen an Wänden und Boden und eine ungenügend strukturierte Decke produzieren so viel Hall, daß der Orchesterklang zumindest passagenweise als Brei ankommt; bei Fortissimo-Stellen schmerzt es. Mit dem großen Saal der Saarbrücker Kongreßhalle verhält es sich umgekehrt. Er macht durch die große Breite und die mangelnde Tiefe der Bühne dem Orchester Probleme, verwöhnt aber den abonnierten Zuhörer, der sich nach einer Anzahl von Saisons auf Tribüne Mitte verbessert hat.

Es fällt auf, daß es in Metz familiärer zugeht als in Saarbrücken. Schon das Publikum ist nicht so durchgehend gutbürgerlich. Es wird auch mal nach einem geglückten Satz geklatscht, was in Saarbrücken eher Verachtung auf der einen und Schamesröte auf der anderen Seite produziert. Eltern ringen mit ihren Kleinen, die hier wie dort offensichtlich die gleiche Distanz zur Hochkultur haben, um Duldung mindestens eines weiteren Stücks. Kameralleute stehen im Orchesterraum herum.

Musik jüdischer Komponisten

Am 17. März 2000 präsentierte die *Philharmonie de Lorraine* einen Konzertabend, der der jüdischen Musik, genauer: jüdischen Komponisten gewidmet war. Die Leitung hatte der Gastdirigent Frédéric Chaslin von der *Wiener Staatsoper*. Seine Begeisterung, die sich auch auf das Orchester übertrug, zeigte sich auch in einer beeindruckenden Körperarbeit. Er hat eine ausgefeilte Rühr- und eine beängstigende Hüpftechnik. Einen großen Teil der Zeit scheint er in der Luft über dem Dirigentenpodest zu verbringen. Der Zuhörer bangt, daß es ihm zum Ende des jeweiligen Stücks gelingen möge, zur Entgegennahme des Applauses wieder auf dem Boden zu landen.

Viele der herausragend Beteiligten hatten eine Affinität zur Unterhaltungsmusik: Gershwin war mit seinem vom Jazz inspirierten *Klavierkonzert in F-Dur* vertreten, Darius Milhaud mit seiner unter dem Einfluß von Erfahrungen aus Harlem geschriebenen *Création du Monde*. Überraschungsgast war der 90jährige Komponist Norbert Glanzberg, dessen *Jiddische Suite* aufgeführt wurde. Seinen Namen kennt kaum einer, seine Musik jeder (zumindest gesetzten Alters). Er hat Filmmusiken für Billy Wilder, Erich Kästner und Max Ophüls geschrieben, Chansons für seine zeitweilige Geliebte Edith Piaf (*Padam-Padam*), für Lys Gauty (*Voulez-vous danser*), Yves Montand und Petula Clark. Die *Jiddische Suite* steckt voller Erinnerungen an osteuropäisch jüdische Tradition, aber man vermeint auch Berliner Assoziationen und Brahms'sche Motive zu hören.

Bruno Fontaine brillierte mit dem Solopart in Gershwins *Konzert*. Seine Affinität zur U-Musik hat er mit der Betreuung und Begleitung von Showgrößen wie Julia Migenes, Lambert Wilson, Ute Lemper und Hanna Schygulla dokumentiert. Als Zugabe und als Hommage an Norbert Glanzberg donnerte er eine Phantasie über *Padam-Padam* in den Saal. Auch das Orchester verbeugte sich vor dem gerührten alten Herrn mit der Zugabe eines seiner Chansons.

Wer küßt Dornröschen wach?

Ein Gespräch über den Stellenwert
regionaler Musikgeschichte
hierzulande

Teilnehmer der
Diskussionsrunde:

Dr. Rolf Wittenbrock,
Direktor des Deutsch-Französi-
schen Gymnasiums in
Saarbrücken, Herausgeber der
zum 1000jährigen Stadt-
jubiläum erschienenen,
zweibändigen Geschichte der
Stadt Saarbrücken
(Saarbrücken: sdv 1999).

Dr. Herbert Schneider,
Professor für
Musikwissenschaft an der
Universität des Saarlandes.

Joachim Fontaine,
Studienrat am Ludwigs-
gymnasium in Saarbrücken,
Musikwissenschaftler,
Leiter der Evangelischen
Kantorei Saarlouis.

Moderation:
Nike Keisinger,
Redakteurin bei
SR 2 Kulturradio.

Stefan Fricke,
Musikpublizist.

¹ Gustav Bereths,
Die Trierer Dommusik – ein
Beitrag, in: Der Trierer Dom,
hrsg. von Franz J. Ronig,
Neuss 1980.

² Gemeint sind
folgende Archive:
Pfälzische Landesbibliothek
Speyer; Archiv der Rheinischen
Landeskirche, Düsseldorf.

Der hier abgedruckte Text ist die von Stefan Fricke redaktionell betreute Fassung einer Gesprächsrunde vom 15.11.1999, die im Rahmen der Sendereihe des Saarländischen Rundfunks *1000 Jahre in Saarbrücken – Mosaiksteine einer noch ungeschriebenen Musikgeschichte* aufgezeichnet und am 27.11.1999 erstmals auf *SR 2 Kulturradio* ausgestrahlt wurde. An dem Gespräch nahmen Dr. Rolf Wittenbrock, Prof. Dr. Herbert Schneider und Joachim Fontaine teil; es wurde von Nike Keisinger und Stefan Fricke geleitet.

NIKE KEISINGER: Die erste Frage geht an Joachim Fontaine, der im Rahmen der 22teiligen Sendereihe *Mosaiksteine* einer noch ungeschriebenen Saarbrücker Musikgeschichte, die von der Redaktion „Chor- und Volksmusik“ des *Saarländischen Rundfunks* anlässlich des 1000jährigen Jubiläums initiiert worden ist, viele Beiträge geschrieben hat. Welche Erfahrungen haben Sie in den Archiven gesammelt?

JOACHIM FONTAINE: Meine schlimmsten Befürchtungen waren eigentlich, daß die Recherche bisher unzulänglich geleistet worden ist. Ich hatte noch schwach aus meinem Studium in Erinnerung, daß die Musikwissenschaft im Saarland keinen landeskundlichen Schwerpunkt hat und daß es auch von Seiten der Hochschule des Saarlandes für Musik und Theater kaum Schrifttum zur hiesigen Region gab. Deshalb hatte ich gehofft, in den Bibliotheken wenigstens Kataloge oder Finde-Listen zu entdecken, um mich an archivari-

ches Material heranzuarbeiten zu können. Aber es war leider so, daß ich fast bei jedem Thema, das ich für diese Sendereihe vorbereitet habe, bei Null oder fast bei Null anfangen mußte. Und insofern ist der Titel dieser Sendereihe, *Mosaiksteine*, sehr berechtigt, weil es nicht mehr als Anfänge sein konnten. Man konnte allenfalls Richtungen aufweisen, in die man weiter gehen könnte, aber da gibt's noch sehr viel zu tun.

STEFAN FRICKE: Welche Bibliotheken wurden denn konsultiert?

FONTAINE: Eines meiner ersten Themen war die Kirchenmusikgeschichte. Ich habe im *Trierer Bistumsarchiv* angefangen, dort ist ganz wenig erhalten. Ich habe dann per Zufall, bei einer meiner ersten Recherchen, in einem Aufsatz über die Trierer Dommusik unter den Kantoren den Namen von Robert aus Saarbrücken gefunden¹, vielleicht den ersten namentlich erwähnten Saarbrücker Musiker. Da würde sich sicherlich auch weiteres finden lassen. Ich habe mich über Archive in Metz kundig gemacht. Dort ist es leider so, daß sehr viele Archivalien der *Stadtbibliothek* im Zweiten Weltkrieg zerstört worden sind. Das *Bundesarchiv* in Koblenz hat einiges an Schrifttum, auch sehr gut verzettelt und erschlossen, aber wenig über die Saarbrücker Musik. Dann ging's weiter nach Speyer. Dort ist leider nur gesammelt worden, seitdem die *Speyerer Bibliothek* existiert, das ist, glaube ich, seit den 20er Jahren, und es ist auch nur mitgesammelt worden (das, was in Saarbrücken gesammelt worden ist). Das war im Saarland bekanntermaßen eine politisch „heiße“ Zeit, es wurde sehr viel deutschtümelnde Musikkultur gesammelt, also nicht weiter erwähnenswert. Dann ging's weiter ins *Haus der Kirche* in Saarbrücken, was die Evangelische Kirche angeht, und da gibt's in Düsseldorf Archive, auch die konnten mir leider kaum weiterhelfen, noch nicht mal Gehaltslisten hatten die.² Entweder ist alles im Krieg zerstört worden oder in der Saar irgendwann ersoffen.

FRICKE: Zu erwähnen wären natürlich noch das *Saarländische Landesarchiv* mit Sitz in Saarbrücken und das *Saarbrücker Stadtarchiv*.

KEISINGER: Es stellt sich überhaupt die Frage, wo man hier in Saarbrücken heute recherchieren kann. Der Forscher muß sich praktisch auf Pfade außerhalb der Region begeben. Aber wie sieht's denn in Saarbrücken aus?

FONTAINE: Ja, das hatte ich ganz vergessen zu sagen. Beispielsweise hat das *Saarländische Landesarchiv* bis jetzt eine Sammlung über – sage und schreibe – zwei Komponisten: Gerd Boder (1933-1992) und Heinrich Konietzny (1910-1983). Also sehr, sehr wenig, wenn man bedenkt, was es allein

im 20. Jahrhundert hierzulande an Interpreten, aber auch an Komponisten gab, angefangen bei Walter Giesecking (1895-1956) über Karl Ristenpart (1900-1967), Fritz Neumeyer (1900-1983) und so weiter. Ich selber habe ja auch Sendungen

„Das Buch über die Saarbrücker Stadtgeschichte hatte auch das Ziel, die Defizite innerhalb der Forschung zu verdeutlichen, und die Musikgeschichte stellt ein solches Defizit dar.“

über das 20. Jahrhundert gemacht, über Viktor Cormann (1871-1963) und die *Gesellschaft der Musikfreunde*, da hat glücklicherweise seine Tochter einiges gesammelt.³ Ich hoffe, daß dieses archivarische Gut dann auch ins *Landesarchiv* kommen wird.

KEISINGER: Teile davon sind im *Saarbrücker Stadtarchiv*. Vielleicht ist das eine Saarbrücker Spezialität, daß die ganzen Quellen, die noch erhalten sind, in verschiedenen Institutionen lagern, falls sie nicht sowieso schon ausser Landes sind. Und das macht die Rechercharbeit sehr schwierig. Geben wir weiter an Herrn Wittenbrock. Er ist Herausgeber einer wunderschönen, 1500 Seiten starken *Saarbrücker Stadtgeschichte*. Hier dominieren meinem Eindruck nach politische, wirtschaftsgeschichtliche, demographische und soziale Aspekte. Daneben wird auch Kultur- und Alltagsgeschichte geschrieben, aber die Musik kommt ziemlich knapp weg, zum Beispiel wird über

die Musik der Fürstenzeit kein einziges Wort verloren, allenfalls über das Theater. Wie kommt es, daß die Musik in dieser neuen Stadtgeschichte so stiefmütterlich behandelt wird?

ROLF WITTENBROCK: Sie sprechen hier zurecht die Auswahlproblematik an. Wenn man 1500 Seiten zur Verfügung hat, wenn man 20 Autoren hat und den Anspruch, alle Aspekte des städtischen Lebens darzustellen, wird man eine Einteilung des Stoffes vornehmen müssen. Es kann nicht sein, daß man auf politische Aspekte verzichtet, auf die Aspekte der Bevölkerungsentwicklung, der kommunalen Entwicklung, auf Bereiche von Wirtschaft und sozialer Entwicklung. Die Kultur war von Anfang an für uns ein wichtiges Thema, aber eben doch nur eines von neun Großkapiteln, und wenn man dann sieht, wieviele Seiten zur Verfügung standen, dann ist es wohl in der Tat so, daß wir vielleicht acht bis zehn Seiten, vermute ich, dem Thema Musik widmen konnten, immer ganz abhängig von dem Erkenntnisinteresse, auch von den persönlichen Interessen der einzelnen Autoren. Und dann gilt es natürlich zu bedenken, daß wir im Bereich dieses Großkapitels „Städtisches Leben und Kultur“ auch über die regionale Literatur sprechen müssen, über die regionale Kunst, über Architektur, das Schulwesen, die Entwicklung der Kirchen. Sie sehen, es ist eine ganz große Palette von verschiedenen Fragestellungen, und deshalb bitte ich einfach um Verständnis dafür, daß für die Spezialdisziplin regionale Musikgeschichte ein nur begrenzter Rahmen zur Verfügung stand. Wir hatten nicht den Anspruch, die Forschung, die gerade skizziert wurde, vorwegzunehmen, sondern wir freuen uns einfach, wenn aus Anlaß des Jubiläums weitere Forschung angestoßen wird. Denn die *Stadtgeschichte* hat auch den Wunsch gehabt, Defizite innerhalb der Forschung zu verdeutlichen, und ich glaube schon, daß die Musikgeschichte ein solches Defizitgebiet darstellt.

KEISINGER: Ich hatte aber trotzdem bei der Lektüre dieser Stadtgeschichte

³ Vgl. an weiterführender Literatur u.a.: Fritz Neumeyer, *Wege zur Alten Musik. Stationen und Dokumente*, hrsg. von Jürgen Böhme, St. Ingbert: Röhrig 1996 (Schriften der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek, Bd. 2) (s. hierzu auch die Rezension von Stefan Fricke, *Musikologie der Unterlassungen*. Zum Umgang mit Vergangenheit, das Beispiel: Fritz Neumeyer, in: *Saarbrücker Hefte*, Heft 76, 1996, S. 91-93); Robert Hahn, Victor Cormann, der Nestor der saarländischen Komponisten, in: *Saarheimat*, 6. Jg. (1962), H. 2, S. 22f.

den Eindruck, daß im Bereich zum Beispiel der Demographie, auch bei politischen Themenstellungen, ganz aktuelle Forschungsergebnisse veröffentlicht worden sind. Das ist im kultur- und im musikgeschichtlichen Bereich nicht so. Da wird eigentlich nur das wiedergegeben, was bereits bekannt ist, und da frage ich mich: Die Entscheidung muß doch irgendwann gefallen sein, die *Stadtgeschichte* so zu strukturieren, wie sie dann auch strukturiert worden ist, nämlich in große chronologische Kapitel, wo dann ein Autor einen großen Zeitraum behandelt. Gab es ganz am Anfang der Planung möglicherweise Gedanken zu einer anderen, eher systematischen Konzeption?

WITTENBROCK: Ja, Sie haben Recht, das ist eine Folge unserer Konzeption, nämlich die Geschichte der Stadt Saarbrücken in chronologischen Großeinheiten darzustellen, mit dem Ziel, die Verknüpfung der verschiedenen Aspekte städtischen Lebens besser in den Griff zu bekommen. Selbstverständlich haben wir am Anfang auch überlegt, ob wir eine eher thematische und dann längsschnittartige Gliederung wählen: zum Beispiel ein Thema könnte die Geschichte des regionalen Musiklebens sein oder ein anderes die Entwicklung der Konfessionen in Saarbrücken oder die Entwicklung der lokalen Architektur. Wir haben uns nach intensiven Überlegungen im Kreis des Beirats gegen ein solches Konzept entschieden, weil wir fürchteten, daß wir durch ein solches Konzept die einzelnen Wirklichkeits- und Erfahrungsbereiche städtischen Lebens eher isolieren, und wir haben dann einfach im Bereich der Kultur gesagt, es ist auch schon ein wirkungsvoller und hilfreicher Beitrag, wenn wir den bisher gesicherten Forschungsstand zusammentragen und dem Leser übersichtlich zur Verfügung stellen. Daß die Autoren keine Musikwissenschaftler waren, haben Sie zurecht festgestellt, sie sind eher Generalisten, die sich in die verschiedenen Bereiche städtischen Lebens eingearbeitet und versucht ha-

ben, zum Beispiel auch das Musikleben in bezug auf die Trägerschichten soziologisch richtig zu verorten.

FRICKE: Ich möchte das ein bißchen kritischer pointieren, als Sie es getan haben. Ich vermute, auch nach der Durchsicht der Quellenangaben, daß man sich gar nicht die Mühe gemacht



Fritz Neumeyer

hat, wirklich ernsthaft Musik einzubeziehen. Denn es gibt doch gerade in den letzten zehn Jahren weitaus mehr bedeutende Publikationen als diejenigen, die dann letztlich zur bibliographischen Hilfe herangezogen wurden.⁴ Das mag ein Dilemma sein, das wir jetzt für diese beiden Bände nicht lösen können. In dem Beirat sind ja kaum Kulturwissenschaftler. Man hätte ja auch – so würde ich es mir vorstellen, wenn ich ein solches editorisches Gremium zu gründen hätte – die hiesige Musikwissenschaft heranziehen können oder die Kunstgeschichte. Diese beiden Bereiche sind ausgespart geblieben, wobei gerade die Kunstgeschichte längst regionalgeschichtliche Arbeit macht.

Herr Schneider, die Fachrichtung Musikwissenschaft an der Universität des Saarlandes beherbergt seit über zwanzig Jahren das wertvollste regionalgeschichtliche Archiv, das sogenannte

⁴ Vgl. hierzu Stefan Fricke, Gedanken zur Musica Sarabrucca. Wieso man von dem, was man wissen könnte, nichts weiß und auch nichts wissen will, in: Saarbrücker Hefte, Heft 81 1999, S. 126f.

Dr.-Robert-Hahn-Archiv. Sie sind erst vor ein paar Jahren ins Saarland gekommen, sie sind kein Saarländer. Wie sind Ihre Erfahrungen mit diesem Archiv?

HERBERT SCHNEIDER: Buchstäblich gibt es keine Erfahrungen. Ich bin hierher berufen worden, um mich um die deutsch-französischen Musikbeziehungen zu kümmern, um einen Schwerpunkt gerade in diesem Bereich, also französische Musikgeschichte, und die Verbindung zu den französischen Universitäten herzustellen. Das ist bisher meine Hauptaufgabe und da liegt auch mein Forschungsschwerpunkt. Wir haben aber am Institut so wenig Personal, sowohl was Mitarbeiter als

„Regionalkultur beschränkt sich nicht nur auf die Schriftkultur, sondern umfaßt auch eine musikalische Kultur, eine Vereinskultur, eine bildnerische Kultur, Architektur usw.“

auch Professuren betrifft, und sind durch Verträge, zum Beispiel mit der Hochschule, so stark in Anspruch genommen, daß es wirklich schwierig ist, zunächst nur das einfache Problem zu lösen, dieses Archiv weiterzu-

führen. Es ist ja sehr sorgfältig geführt worden, aber in den letzten Jahren ist der Bestand nicht erweitert worden, das ist schon ein großes Problem.

FRICKE: Gibt es denn Bestrebungen des Instituts, des Fachbereichs oder der Fakultät, dort eine Stelle zu schaffen oder dieses Archiv überhaupt weiter auszubauen?

SCHNEIDER: Nein, im Gegenteil. Der Strukturplan der Universität sieht ja vor, daß die beiden Professorenstellen auf eine Stelle reduziert werden. Angesichts des neuen Studiengangs der „Historisch orientierten Kulturwissenschaft“ und der Verpflichtung gegenüber der Hochschule wird derjenige, der dann übrig bleibt, alleine in einem Semester drei Vorlesungen halten müssen, das heißt, es bleibt überhaupt keine Zeit mehr, ein Seminar zu veranstalten. Wie dies strukturell weitergehen soll, steht in den Sternen, ganz zu schweigen davon, daß zusätzlich Regionalforschung geleistet werden soll, das läßt sich einfach nicht machen.

FONTAINE: Ich finde die Situation, die Sie angesprochen haben, mittlerweile schon pervertiert. In Wadgassen wird beispielsweise mit immens vielen Mitteln ein *Museum für Buchkultur* eröffnet. Es ist ein Museum für Bücher aus aller Welt, aber eben nicht mit regionalkundlichem Schwerpunkt, als hätte man da schon genug getan. Ich weiß, daß beispielsweise an der Universität seit etwa einem Jahr mit großem finanziellem Aufwand saarländisches Schrifttum gesammelt wird – das hat mir Frau Ursula Preisberg von der Universitätsbibliothek in einem Interview gesagt. Regionalkultur beschränkt sich nicht, wie eben schon gesagt wurde, auf die Schriftkultur, sondern umfaßt auch eine musikalische Kultur, eine Vereinskultur, eine bildnerische Kultur, Architektur und so weiter. Und da scheint mir in der Öffentlichkeit überhaupt nicht klar zu sein, wie wenig bisher geleistet wurde, und natürlich fängt die gesamte Forschung, Aufarbeitung und letztlich auch die Identität einer Grenzlandschaft, die immer wieder Spielball zwischen Großmächten war, eigentlich dort an, wo diese Funde gelagert und erschlossen werden, und das ist bis heute nicht geleistet worden.

WITTENBROCK: Vielleicht darf ich dazu zwei Gedanken ergänzen. Zunächst einmal ist es tatsächlich Aufgabe der Musikwissenschaftler und auch der regionalen Musikgeschichtsforscher, hier auf die Bedeutung ihres Segments innerhalb der allgemeinen Regionalgeschichte hinzuweisen. Je mehr Sie verdeutlichen, in welchem Maß hier die regionale Musikgeschichte einen Beitrag zu leisten vermag für die richtige Verortung der Kultur in unserem Raum, desto besser werden Ihre Chancen sein, öffentliche Mittel zu bekommen, vergleichbar mit dem eben angesprochenen *Gustav-Regler-Archiv* an der Universität. Dann werden die Finanzen hier für Ihre Musikhochschule besser sein. Und vielleicht noch eine andere Überlegung: Sie haben gesagt, hier im Bereich unserer Stadtgeschichte sei die Musikgeschich-

te bestenfalls marginal. Ich glaube, Sie haben Recht; aber übersehen Sie nicht einen Aspekt, der begründet ist in der Biographie der meisten Geschichtsforscher? Sie verstehen in der Regel wenig von Musik, sie haben nicht als zweites Fach Musik studiert, wohl aber Politik oder ein anderes sozialwissenschaftliches Fach. Deshalb ist es von dem Vorverständnis der Historiker relativ schwer, sich vertraut zu machen mit den besonderen Fragestellungen und Innenaspekten des Themas Musikgeschichte. Dazu braucht man ein hohes Maß an Vorkenntnissen, das ist nicht in jedem Fall gegeben gewesen, und wir stellten fest, daß die letzten bedeutenderen Publikationen im Bereich der Musikgeschichte leider schon einige Zeit zurückliegen. Und deshalb erwarte ich mir von Ihrem Projekt viele neue Impulse, und dann werden wir gerne bei der zweiten Auflage der Stadtgeschichtsforschung alles das ergänzen, was Sie jetzt vermissen.

KEISINGER: Es ist ja kein Wunder, daß die Historiker Probleme haben, sich mit der Musikgeschichte unseres Landes zu befassen, wenn die Musikhistoriker selbst es schon nicht tun. Herr Schneider, woran liegt es, daß sich so wenige Studenten, Doktoranden und vielleicht auch Professoren um die Geschichte des Landes in musikalischer Hinsicht bemühen?

SCHNEIDER: Der Hauptgrund liegt darin, daß es erhebliche Engpässe sowohl auf dem Gebiet der Forschung wie auch der Lehre gibt. Wie wollen Sie das mit zwei Professoren leisten? Außerdem muß der Musikwissenschaftler auch in einer allgemeinen Richtung ausgebildet werden. Wir können ja nicht einen Lehrer in die Schule lassen, der nie ein Beethoven- oder Bach-Seminar besucht hat. Das heißt, für den Lehrer, für den Musikwissenschaftler sicher auch, muß zunächst mal die allgemeine Ausbildung im Vordergrund stehen, erst dann kann es zu einer Regionalforschung kommen. Ich glaube, daß sich das Problem ganz einfach lösen ließe mit relativ wenigen Mitteln, indem man zum Beispiel eine

halbe Stelle schafft, einen guten wissenschaftlichen Mitarbeiter, der sich daran macht, Archivarbeit zu leisten und Editionen vorzubereiten. Das ganze Problem, das hier ansteht, ist, Editionen verfügbar zu haben, damit man die Werke auch studieren kann.

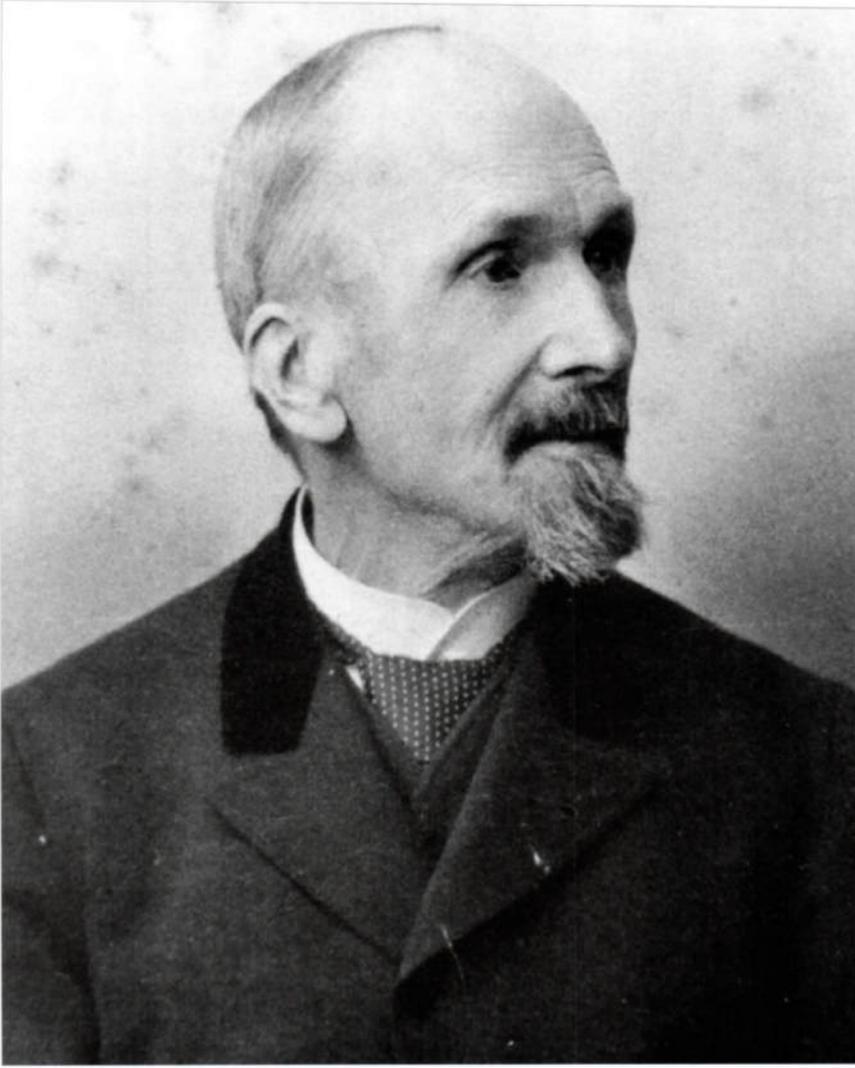
FRICKE: Naja, es gab schon viele Editionen. Im übrigen, als die *Stadtbibliothek* noch am Max-Ophüls-Platz ansässig war, gab es eine sehr große musikalische Sammlung. Diese ist während des Umzugs in das Rathaus komplett verlorengegangen. Das sind auch Phänomene der Saarbrücker Musikgeschichte. Oder beispielsweise in der Sammlung von Robert Hahn schlummert Material, von dem bisher so gut wie keine Kenntnis genommen wurde. Ähnlich verhält es sich bei der über Saarbrücken hinausgreifenden Forschung von Christoph-Hellmuth Mahling über die Chöre und Grubenorchester an der Saar.⁵ Das ist zwar dokumentiert worden in zwei Aufsätzen, aber Material gäbe es für etliche mehr, zumal sich natürlich auch die Fragestellungen längst verändert haben. Dieses Material müßte in der Tat aufgearbeitet werden. Die Frage ist: Wer macht hier den ersten Schritt? Das muß eine Institution machen,

„Während des Umzugs der Saarbrücker Stadtbibliothek ins neue Rathaus-Carrée ist ihre große musikalische Sammlung einfach verlorengegangen. Das ist auch ein Phänomen der Saarbrücker Musikgeschichte.“

die Musikwissenschaft würde sich meines Erachtens anbieten, weil sie schon einen sehr großen Fundus hat; einfach einen Keil in eine lokalpolitische Situation zu schlagen, um dort auch eine Forderung zu stellen. Das können wir Journalisten nicht leisten, das muß eine Institution machen, die über die Mittel und Wege verfügt. Wir können das hier nur anregen.

SCHNEIDER: Ich meine, wenn es Editionen gegeben hat, dann kann das ja nicht an dem Verlust eines Exemplares liegen. Wenn Drucke vorliegen, die in einem Verlag erschienen sind, dann müßte eigentlich noch einiges da sein und müßte auch im Institut vorhanden

5 S. Christoph-Hellmuth Mahling, Werkschöre und Werkskapellen im Saarländischen Industriegebiet, in: Musik und Industrie, hrsg. von Monica Steegmann, Regensburg: Bosse 1978, S. 107-111; ders., Werkschöre und Werkskapellen der Hütten und anderer Saarländischer Industriebetriebe, in: ebda., S. 159-254; Wolfgang Korb, Bergchöre und Bergkapellen an der Saar, in: ebda., S. 129-158. Grundlage der genannten Aufsätze bildete ein großangelegtes Forschungsprojekt, das Mahling während seiner Professur (1972-1981) an der Fachrichtung Musikwissenschaft der Universität des Saarlandes in den 70er Jahren durchführte.



Louis Théodore Gouvy

sein. Ich habe heute mittag recherchiert, ich habe fast nichts gefunden.

FRICKE: Es gab schon viele Saarbrücker Komponisten, Artur Schubert (1890-1960) zum Beispiel – er ist kein bedeutender, aber er war über dreißig Jahre 2. Flötist im Orchester des *Staatstheaters*, er hat gut zweihundert Lieder geschrieben, mehrere Sinfonien, viele Kammermusiken, war wie viele damalige Musiker hierzulande braun angehaucht, war auch noch deutschnational nach 1955 – seine Kompositionen hat es als vervielfältigte Manuskripte gegeben.⁶

SCHNEIDER: Ich denke, man müßte Initiative zugunsten von Louis Théodore Gouvy (1819-1898)⁷ ergreifen, denn

das ist ein Komponist, der auch gespielt wird, da gibt es kaum Ausgaben. Es gibt alte Ausgaben, man müßte eine Reihe von Kammermusik, Vokal- und kirchenmusikalischen Werken edieren, das wäre eine sehr dankbare Aufgabe. Damit könnte Saarbrücken auch nach außen strahlen, wenn man sich dieser Aufgabe annähme. Ich bin gerne bereit, eine diesbezügliche Initiative zu ergreifen und auch im Kultusministerium vorzusprechen, vielleicht ist die Situation nach den Wahlen etwas günstiger. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß sogar die Universität dafür plädiert hat, die Musikwissenschaft in der Universität ganz zu streichen. Unter solchen Bedingungen ist es natürlich

6 S. Stefan Fricke, Artur Schubert (1890-1960). Biographie und kommentiertes Werkverzeichnis, Saarbrücken, Pfau 1995 (regionale musikgeschichte saar, Heft 1).

7 S. Otto Klauwell, Theodor Gouvy. Sein Leben und seine Werke, Berlin, Harmonie 1902; Martin Kaltenecker, Théodore Gouvy, Paris, Diss. Sorbonne 1986.

schwer, Initiativen zugunsten der Regionalforschung zu ergreifen.

KEISINGER: Könnte man denn nicht umgekehrt mit regionaler Musikforschung sich hier in der Saarbrücker Musikwissenschaft quasi unentbehrlich machen?

FONTAINE: Ich denke ja. Diese Forderung von Herrn Schneider ist berechtigt. Daß die Musikwissenschaft quasi erpreßt wird, was die Gelder angeht, die zur Verfügung stehen, oder durch die Stellenpläne, ist ein Unding. Doch würde ich ganz andere Forderungen stellen, ich würde mindestens zwei ganze Stellen schaffen lassen. Wenn man das mit anderen historischen Instituten vergleicht – es ist im übrigen auch bekannt, daß in letzter Zeit von politischer Seite ganz andere Präferenzen gesetzt worden sind. Das läßt sich ja miteinander verbinden. Denn Geschichte ist, wie Sie gesagt haben, Herr Wittenbrock, nicht nur die politische Geschichte, und warum nicht auch der Schritt zur Musikgeschichte?

FRICKE: Zumal man auch sagen muß, daß Musik hier im Saarkampf, also zwischen 1933 und 1935 eigentlich eine dermaßen große Rolle gespielt hat, so wichtig, daß man sie kaum überschätzen kann. Und wo wurde man fündig? Zufällig in Speyer, weil Speyer nicht zerstört wurde. Das wurde einfach jahrelang verschwiegen, oder niemand wußte es, und plötzlich, durch das Finden von knapp 80 bis 100 Liedern, die im rechten Lager für den Saarkampf geschrieben wurden,⁸ taten sich dann auch Gottseidank die Kontakte zu den linken Gruppierungen auf, die diese Sachen in privaten Archiven gesammelt haben. Insofern ist es einfach ein absolutes Politikum, wie sich das Saarland darstellen will. Und das Saarland will natürlich aufgrund seiner Geschichte – zweimal unter Völkerbund- oder UNO-Mandat – seine Selbständigkeit erhalten. Das kann aber nur regionalgeschichtlich begründet werden, und dabei spielt Musik eine wirklich sehr große Rolle.

SCHNEIDER: Vielleicht kann man sogar den Rahmen weiter stecken und

den Saar-Lor-Lux-Raum einbeziehen, denn da sind ja auch enge Beziehungen zwischen den Gegenden gewesen.

FONTAINE: Was Stefan Fricke gesagt hat, kann ich nur unterstreichen. Das Saarland war quasi *pars pro toto* oder das, worin sich Weltpolitik gespiegelt hat, und nicht nur in den 20er und 30er Jahren. Ich denke, wir waren so oft Grenzland, auf der Grenze zu Hause. Es gibt so viele politische Schicksale, nicht nur in dieser Zeit, da wurde ja zum Glück in den letzten Jahren viel aufgearbeitet, beispielsweise Komponisten, die als „entartet“ geächtet wurden und die jetzt zum Glück ausgegraben werden. Aber es gab diese politischen Schicksale auch früher schon, der Name Gouvy ist gefallen, der Name Gernsheim wäre ein anderer. Die Musikzeitschrift *Gramophone* hat im August seine Sinfonien zur CD des Monats erkoren,⁹ Friedrich Gernsheim (1839-1916) war immerhin fünf Jahre in Saarbrücken Kapellmeister ...

KEISINGER: ... in jungen Jahren, von 1861 bis 1865.

FONTAINE: Gouvys *Requiem* op. 70 (1874) gehörte zu den bestverkauften Klassik-CDs in Frankreich, und in Saarbrücken laufen immer noch viele Musiker rum, die den Namen Gouvy zwar kennen, aber bis jetzt hat sich mit ihm kaum jemand beschäftigt.¹⁰ Jetzt rede ich schon wieder von ihm, obwohl ich wirklich kein Gouvy-Fanatiker bin, ich versuche mich nur für ihn einzusetzen. Es reden jetzt sehr viele von Gouvy, aber niemand kennt ihn wirklich, und es wäre natürlich zu wünschen, daß die Werke ediert werden, daß er gescheit analysiert wird, daß sein Stellenwert verglichen wird, inwiefern er in der Tradition französischer Sinfonien steht und so weiter.

FRICKE: Es gibt viele Namen, und bevor Herr Wittenbrock vielleicht noch etwas sagt, möchte ich noch einen Namen anfügen, weil er eigentlich die jüngste Entdeckung ist, Julius

„In Saarbrücken laufen immer noch viele Musiker rum, die den Namen Gouvy zwar kennen, aber bis jetzt hat sich mit ihm kaum jemand beschäftigt.“

8 S. hierzu u.a. die Compact Disc

Für und Wider. Lieder und Chöre zur Saarabstimmung 1935. Eine Dokumentation, *Mutterstadt: Palatina Viva PV* 1999; Stefan Fricke, Der musikalische Kampf an der Saar, in: Saarbrücker Hefte, Heft 82, 1999, S. 81-83; Tobias Widmaier, Bauhaus, Saarkampf, *Musique concrète – Stationen des Bartók-Schülers Imre Weisshaus (= Paul Arma)*, in: Zwischen Volks- und Kunstmusik. Aspekte der ungarischen Musik, hrsg. von Stefan Fricke u.a., Saarbrücken, Pfau 1999, S. 134-145.

9 Friedrich Gernsheim, Symphonies Nos. 1-4. *Staatsphilharmonie Rheinland-Pfalz*, Siegfried Köhler (Ltg.), Arte Nova Classics 74321 63635-2 (1999).

10 *Théodore Gouvy*, Requiem, Metz: K617 1994 (K617 046). 1998 wurde anlässlich des 100. Todesjahres von Gouvy dessen Requiem in Saarbrücken aufgeführt und vom Saarländischen Rundfunk mitgeschnitten: Chor und Orchester der Hochschule des Saarlandes für Musik und Theater, Claudia Braun (Sopran), Rosemarie Bühler (Alt), Charles Robin Broad, Yaron Windmüller (Bariton), Max Pommer (Ltg.).

Schloß (1902-1973).¹¹ Er ist nicht Saarbrücker, er kommt aus Saarlouis, er ist der einzige bislang nachweisbare Schüler aus dem Saarland, der zur Zweiten Wiener Schule gerechnet werden muß. Schönberg hat ihn als Schüler angenommen, er bekam aber dann seine Professur in Berlin und schickte Julius Schloß deshalb zu

Alban Berg. Es gibt auch Material über Schloß, und seine Kompositionen sind nicht unbedeutend, sie wurden bei den großen Festen der *Internationalen Gesellschaft für Neue Musik (IGNM)*, die in den 20er und Anfang der 30er Jahre die frühe Avant-

„Musik ist vielleicht von den Künsten diejenige, die am direktesten mit Politik verbunden ist, und da gibt es auch sehr viele Schicksale, die aufzuarbeiten wären.“

garde bekannt gemacht hat, gespielt, ehe Schloß durch die Nazis gezwungen wurde, ins Ausland zu gehen.

WITTENBROCK: Ja, Sie haben zurecht die politische Dimension des regionalen Liedgutes angesprochen, und ich glaube, daß hier in der Tat verschiedene Möglichkeiten der Promotion bestehen. Sie haben gesagt, wie wichtig es ist, am Thema weiterzuarbeiten; ich möchte sagen, es gibt auch in einem direkt öffentlichkeitswirksamen Feld einzelne Initiativen, die aus meiner Sicht eine größere Unterstützung verdienen. Wir haben zum Beispiel das Liedgut aus der Zeit der Revolution von 1848 in regionalhistorischer Perspektive bereits aufgearbeitet. Es gibt ja eine CD von einem Saarbrücker Lehrer mit dem Titel *Die Freiheit tön' in unseren Liedern*.¹² Der Liedermacher Wolfgang Winkler hat mit diesem Programm verschiedene Schulen besucht, öffentliche Aufführungen gemacht. Auch auf diese Weise kann man klarmachen, in welchem hohem Maße, gerade im 19. Jahrhundert, die Musik ein Element war, um politische Ideen zu transportieren. Und das sollte meines Erachtens in den Medien sehr viel häufiger deutlich gemacht werden, daß Regionalgeschichte in dieser Hinsicht durch das Medium der Musik transparent gemacht werden kann.

FRICKE: Musik ist ein Politikum, nur keiner von uns fünf Anwesenden spricht jetzt für die politische Seite. Die politischen Fraktionen haben niemanden gefunden, der in der Lage wäre – ja, ich muß es wohl so sagen – sich kompetent zu diesem Thema zu äußern. Das ist natürlich erschreckend.

FONTAINE: Ich würde das nicht nur an dem politischen Lied und an politischer Musik festmachen. Sicherlich ist das ein sehr interessantes Feld, aber es gab und gibt die Kunstmusik und ihre Schicksale. Musik ist vielleicht von den Künsten diejenige, die am direktesten mit Politik verbunden ist: kein Staatstheater, kein Stadttheater, kein fürstliches Theater läuft ohne Geld, ohne Gunst der Regierenden, und da gibt es auch sehr viele Schicksale, die aufzuarbeiten wären.

KEISINGER: Wenn ich zusammenfassen darf: Wir alle, die wir uns mit Saarbrücker Musikgeschichte befaßt haben, waren von diesen Themen zum Teil sehr berührt, und es hat uns wirklich Spaß gemacht, da zu forschen, auch Grundlagenforschung zu betreiben. Es ist merkwürdig, daß die Saarbrücker Musikgeschichte in der Öffentlichkeit nicht diesen Stellenwert hat, den sie verdiente. Keiner weiß, wie und in welcher Qualität hier die Musikgeschichte verlaufen ist, und es ist ganz wichtig, daß man das in die Öffentlichkeit bringt. Herr Schneider, Sie haben vorhin ein Stichwort gesagt, deutsch-französische Beziehungen, das betrifft ja nicht nur Gouvy und andere, sondern das geht ja noch weiter zurück in die Zeit, in der Sie sich besonders zu Hause fühlen, ins 18. Jahrhundert. Am Saarbrücker Hof hat man sich natürlich auch am französischen Hof orientiert. Es gibt ein Liederbuch der Gräfin Sophie von Nassau-Saarbrücken (1725-1795), das Vaudevilles und alles mögliche enthält, also einen Ihrer Forschungsschwerpunkte betrifft.¹³ Ist Ihnen dieses Liederbuch bekannt?

SCHNEIDER: Ja, ich habe mir das Liederbuch genauer angeschaut, es ist ein sehr interessantes Repertoire. Ich hätte gerne darüber schon etwas geschrie-

11 S. Stefan Fricke, Schönberg empfahl ihn Alban Berg als Schüler. Eine Entdeckung: Der Komponist Julius Schloß aus Saarlouis, in: Saarbrücker Zeitung, 21.9.1999, S. 20.

12 Wolfgang Winkler und Eva Kell, *Die Freiheit tön' in unseren Liedern*. Zeitgenössische Lieder und Texte zur Revolution von 1848/49 aus der Saarregion und der Rheinpfalz, CD *Your Music (ymr 8006 – LC 10203)*, Sulzbach o.J.

13 Zu Vaudeville vgl. Chanson und Vaudeville. Gesellschaftliches Singen und unterhaltendes Kommunikation im 18. und 19. Jahrhundert, hrsg. von Herbert Schneider, St. Ingbert: Röhrig (Schriften der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek, Bd. 6); Timbre und Vaudeville. Zur Geschichte und Problematik einer populären Gattung im 17. und 18. Jahrhundert, hrsg. von dems., Hildesheim: Olms 1999 (Musikwissenschaftliche Publikationen, Bd. 17). – *Die wechselseitigen Beziehungen zwischen der deutschen und der französischen Musikkultur waren das Thema der gemeinsam durchgeführten Jahrestagung der Gesellschaft der Musikforschung und der Société française de musicologie, die im Herbst 1999 an der Fachrichtung Musikwissenschaft der Universität des Saarlandes stattgefunden hat.*

ben, ich habe eine genaue Aufstellung gemacht und viele Dinge identifizieren können, aber ein ehemaliger Kollege hat sich dem angenommen und versprach seit vielen Jahren, darüber zu schreiben, aber bis heute ist nichts erschienen.

KEISINGER: Außer einem winzigen Aufsatz.¹⁴

SCHNEIDER: Ich habe das Liederbuch gesehen, es ist ein wunderbares Exemplar, und es enthält ein sehr interessantes Repertoire, das zeigt, wie intensiv die Beziehungen zu Frankreich gepflegt wurden und wie sehr der französische Stil und die französische Musik hier im Saarland verbreitet waren. Das gleiche wissen wir von Zweibrücken, das ein Brückenkopf der französischen Kultur war: Editionen, Musikperiodika und wo weiter. Es hat hier eine sehr intensive Auseinandersetzung stattgefunden, und da könnte man ganz gewiß noch einiges erarbeiten.

WITTENBROCK: Sie haben sicherlich zurecht bedauert, daß die regionale Musikgeschichtsforschung ein Schattendasein führt. Ich empfehle Ihnen, die Kontakte mit den Historischen Vereinen zu suchen. Hier haben wir immer wieder Vortragsreihen, die sich unterschiedlichen Themen widmen. Wenn es Ihnen gelingt, so etwas wie ein Stengel-Jahr (1994 zum 300. Geburtstag) für einen Saarbrücker Komponisten zu schaffen, dann hätten Sie den Durchbruch geschafft, dann würde die Saarbrücker Öffentlichkeit endlich merken, welchen Stellenwert eigentlich regionale Musikgeschichte haben müßte, und ich lade Sie ein, die schon vorhandenen Infrastrukturen im Bereich der regionalen Geschichte generell für Fragen musikgeschichtlicher Regionalforschung zu sensibilisieren.

SCHNEIDER: Ich möchte aber doch noch darauf hinweisen, daß es ein Ristenpart-Symposium gegeben hat und hierzu ein Kongreßbericht erschienen ist¹⁵ und daß eine Reihe von Aktivitäten sowohl in Metz als auch hier in Saarbrücken stattgefunden haben.

FONTAINE: Ich greife das, was Herr Wittenbrock gesagt hat noch einmal auf: Gouvy hatte sein Jubiläumsjahr, das Jubiläumsjahr wurde von *France Musique* eine Woche lang mit seiner Musik begangen. Er wurde in die nationalen Feierlichkeiten Frankreichs aufgenommen, und er ist in Saarbrücken mit Ausnahme von ein, zwei Konzerten und Konzertchen eigentlich überhaupt nicht aufgetaucht. Es ist eben zuviel verlangt, daß wenige Leute das alles leisten sollen. Und die Frage ist für mich prinzipieller Art, das heißt, es geht letztlich auch an die politischen Instanzen, denen ich dann wiederum keine Vorwürfe machen kann, weil sie bisher vielleicht zu wenig wußten von dieser Musikgeschichte, wie wir ja alle. Aber die Frage ist: wie provinziell sind wir, bzw. wenn wir Provinz waren, wie deuten wir diese Provinz? Entweder sagen wir, wir waren überhaupt nicht wichtig, oder wir geraten in eine andere Art von Provinzialität, nämlich so lokalgeschichtlich zu werden, daß man sagt, alles, was hier so klein in klein passiert, war eigentlich ganz toll, und hier spiegelt sich die große Weltgeschichte. Ich glaube, die Mitte ist da wohl der Weg, den man beschreiten sollte, und ich denke, daß diese Grenzlandschaft Saarland eigentlich wirklich den Versuch Wert wäre, all das zu thematisieren, was Grenzregionen erlebt haben in der Musikgeschichte wie auch in der politischen Geschichte.

„Die Frage der regionalen Musikgeschichte ist, wie provinziell sind wir und wie deuten wir diese Provinz? Die Gefahr ist, in einen lokalgeschichtlichen Provinzialismus zu geraten und sich selbst ganz toll zu finden. Die Grenzlandschaft Saarland wäre den Versuch wert, das Schicksal der Musik in Grenzregionen zu untersuchen.“

14 Gemeint ist Wendelin

Müller-Blattaus Aufsatz

Engagé par le tendre amour...

Eine Sammlung französischer

Lieder aus dem Besitz der

Fürstin Sophie-Erdmuth von

Nassau-Saarbrücken,

in: Pays d'alsace, Cahier No.

152, 1990, S. 30f. -

S. auch Ursula Spindler; Lieder-

buch der Fürstin Sophie, eine

bibliophile Rarität, in: Saar-

brücker Zeitung, 28.11.1978.

15 Karl Ristenpart und das

Saarländische Kammerorche-

ster (1953-1967), hrsg. von

Charles W. Scheel und Damien

Ehrhardt, Frankfurt am Main,

Peter Lang 1999.

„Ihr habt über alles immerzu und ohne Ende geredet“

Ulrike Kolb: Frühstück mit Max. Roman.
Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2000.

Es gibt saarländische Autoren – Harig, Gulden, Kühn –, die sind auch einem größeren Publikum hierzulande ein Begriff. Wer kennt jedoch ausserhalb des Kreises der literarisch Interessierten Ulrike Kolb? Sie wurde 1942 in Saarbrücken geboren und ist hier zur Schule gegangen. Nach dem Roman *Schönes Leben* von 1990 und der Erzählung *Eine Liebe zu ihrer Zeit*, beide Texte wurden übrigens in den *Saarbrücker Heften* vorgestellt, hat sie jetzt einen neuen Roman geschrieben: *Frühstück mit Max*.

Nelly und Max, die beiden Hauptpersonen des Romans, treffen sich zufällig in New York in einer Frühstücksbar. Sie haben in den 70er Jahren in einer Berliner WG gewohnt. Max, der jetzt Anfang Dreißig ist und in New York lebt, war damals noch ein kleiner Junge, Nelly war die Freundin seines Vaters. Nelly und Max hatten sich jedoch nach ihrer Berliner Zeit völlig aus den Augen verloren. Bei Cappuccino, Orangensaft und Zitronenkuchen erzählen sie sich nun ihr Leben, tauchen vor allem wieder in jene gemeinsamen Berliner Jahre ein: „Weißt du noch, wie das damals war in der Mommsenstraße? Kannst du dich noch an den Kinderladen in der Exerzierstraße erinnern? Erinnerst du dich noch an die Polizeirazzia in der WG, die ewigen Diskussionen über Erziehung, richtige Gesinnung und die Revolution, die Nutten aus der Pension Paula im Erdgeschoß, die Sommerurlaube mit Intourist an der bulgarischen Schwarzmeerküste und, und, und...?“

Beide, so stellt sich schnell heraus, stehen diesen Berliner Jahren, ihrem Leben in der WG in der Mommsenstraße, mittlerweile höchst distanziert gegenüber. Nelly sagt: „Ich war immer auf Hochtouren, immer kurz vor dem Absturz“ (22) und sie bekennt: „Ich weiß bis heute nicht, was damals gespielt und was echt war.“ (23) Noch kritischer ist Max: „Ich hab das alles als ein einziges Chaos in Erinnerung.“ (79) Kein Wunder also, daß Max die Auffassungen und Ideale, die damals in der WG gelebt und gepredigt wurden, diese linksalternative, antiautoritäre 68er Ideologie, längst über Bord geworfen hat. Er praktiziert mit Frau und Töchterchen das

nach WG-Weltanschauung reaktionäre Modell Kleinfamilie, ist Architekt geworden, bekennender Workoholic, und behauptet von sich: „Alles, was ich tue..., hat mit Ordnung zu tun.“ (31)

Ihr Gespräch im „Space Untitled“, so heißt die Frühstücksbar, dreht sich jedoch nicht nur um die alten Berliner Zeiten, den Lebensstil und die Ideologie von damals.

Ausführlicher und intensiver noch als darüber reden sie über ihre Beziehung. Schnell wird klar, daß die beiden von Anfang an eine besondere Zuneigung zueinander hatten. Max hat Nelly verehrt und an ihr gehangen. Als die Freundschaft zwischen seinem Vater und Nelly in die Brüche geht und Nelly von heute auf morgen aus seinem Leben verschwindet, trauert er noch jahrelang um sie. Auch Nelly mochte ihr „Mäxchen“ sehr. Sie betrachtet ihn fast als ihr eigenes Kind. Und auch, als sie schon längst aus der WG ausgezogen ist, geistert dieser Max noch regelmäßig durch ihre Träume. In immer neuen Anläufen umkreisen die beiden diese Beziehung, befragen sich, erinnern sich und holen Vergessenes zurück ins Bewußtsein. Diese Beziehung, die als quasi Mutter-Sohn Verhältnis begonnen hat und sich später, als Max erwachsen ist – es gibt da noch einmal eine kurze Begegnung –, zu einer mehr angedeuteten als realisierten Liebesbeziehung entwickelt hat, bleibt völlig in der Schwebel. Der Schlußsatz des Romans lautet: „Und ich weiß nicht, ob das, was er dann antwortete, ernst gemeint war und ob er wirklich mit seinem Atem meinen Nacken streichelte, oder ob ich mir das nur eingebildet habe, so wie ich auch jahrelang die Vorstellung hatte, wir hätten uns einmal geliebt.“ (197)

Es gelingt der Autorin, dieses Verhältnis zwischen Traum, Einbildung und Wirklichkeit, diese sehr spezielle Freundschaft zwischen dem viel jüngeren Mann und der Freundin, beziehungsweise der Ex-Freundin seines Vaters sehr einfühlsam, sehr behutsam, sehr nachvollziehbar zu beschreiben. Daß dies so gut gelingt, liegt nicht zuletzt auch an den sprachlichen Qualitäten der Autorin. Kolb ist nicht nur eine sehr genaue Beobachterin, sie ist auch in der Lage, ihre Personen und Situationen treffsicher zu beschreiben. Trotz aller Behutsamkeit, trotz aller Genauigkeit kann sie dabei ausgesprochen witzig und sarkastisch sein. Zwar startet sie in ihren Roman mit überdehnten, angestregten und anstrengend langen Sätzen. Doch zum Glück entwirrt und entspannt sich ihre Sprache zusehends und fließt dann lebendig, leichtfüßig und

unkompliziert dahin. Das liest sich dann so: „Ich sah die Blumen vor Irenes Sarg und hörte die Worte des Pfarrers, der vermutlich Rede Nummer fünf für ältere, mehrfach geschiedene Frau mit Kind hielt ... Sie hätten lieber Billie Holiday und nicht diese Stelle aus Irenes Lieblingsstück spielen sollen, diese eine Stelle aus dem Requiem, dann hätte ich nicht die Fassung verloren, dann wäre die feste Haut, die mich zusammenhält, nicht geplatzt, und ich hätte nicht losgeflennt ... während meine Halbschwester vor uns herging und sich an ihrem Vater, meinem Stief, festhielt. Ihre Beine sahen so jämmerlich aus, daß ich mich wunderte, wie sie darauf laufen konnte, sie zitterte, und unter ihrem zu Zöpfchen geflochtenen hellen Haar schimmerte die Kopfhaut durch, sah aus, als hätte sie es darauf abgesehn, gerupft zu werden, und ich dachte, lieber Himmel, was für eine Veranstaltung, alles geht den Bach runter, kaputte Eltern mit kaputten Kindern und kaputten Liebhabern.“ (S. 96-97) Der Beobachter und Kommentator dieser Beerdigungsszene ist übrigens Max. Bekifft und zugehörnt, aber dennoch klarsichtig, folgt der Teenager dem Sarg seiner leiblichen Mutter.

Ulrike Kolb erzählt ihre Geschichte von Nelly und Max zunächst aus der Perspektive von Nelly. Doch dabei bleibt es nicht. In ihrem Roman gibt es einen zweiten Teil und in ihm erzählt sie dieselbe Geschichte noch einmal, jetzt aber aus der Perspektive von Max. Dieser „Kunstgriff“ hat sicher seinen Charme. Er ermöglicht es, beide Versionen, die ja beinahe wie die Aussagen zweier Zeugen nebeneinander stehen, zu ver-

gleichen und zu überprüfen, wo sie übereinstimmen, wo sie sich unterscheiden. Vieles, was Nelly längst vergessen oder überhaupt nicht wahrgenommen hat, ist Max noch sehr gut in Erinnerung. Und umgekehrt. Außerdem stellt sich heraus, daß sich ihre Erinnerungen durchaus unterscheiden. Der Leser wird Zeuge, wie Zwei, die jahrelang zusammen gelebt haben, ganz erstaunt feststellen, wie unterschiedlich ihre Wahrnehmungen an diese Zeit, ihre Erinnerungen im einzelnen sind. Dieser „Kunstgriff“, die Geschichte gewissermaßen zweimal zu erzählen, bringt aber auch Nachteile. Mein größter Einwand: Kolbs Geschichte wird dadurch im zweiten Teil etwas langatmig und spannungsarm. Dieses Hintereinander-Erzählen von Nelly-Version und Max-Version würde mich ja noch überzeugen, wenn es bei den beiden um wirklich konträre Positionen ginge, es also auf ein Pro und Kontra hinausliefe. Dem ist aber nicht so. Die beiden Versionen unterscheiden sich wenig. Das betrifft nicht nur die Einschätzung der Berliner Zeit und der WG-Ideologie, das betrifft auch die Wahrnehmung und Beurteilung ihrer Beziehung.

Trotz dieser kleinen Einschränkung zeichnet Ulrike Kolb ein sehr interessantes Bild einer ungewöhnlichen Beziehung und sie illustriert auf eine oft ausgesprochen amüsante Art und Weise das Leben und Denken in einer Berliner WG in jenen legendären 68er und 70er Jahren. Gute Gründe also, die saarländische Autorin und ihren neuen Roman näher kennenzulernen.

Dietmar Schmitz

Vielfalt mit Höhen und Tiefen

Klaus Behringer, Marcella Berger,
Fred Oberhauser (Hg.): Kähne, Kohle,
Kußverwandschaft – Ein Saarbrücker
Lesebuch, SDV, Saarbrücken, 1998

„Das hiesige Schloß gehört mit zu den schönsten Fürsten-Wohnungen in Teutschland. Es besteht aus einem Corps de logis mit zwey Flügeln und einigen Nebengebäuden, liegt, nach der Stadt zu, an einem freyen Platze, wo es sehr gut in die Augen fällt ...“ – Dies schreibt Adolf von Knigge über einen Saarbrücken-Besuch irgendwann zwischen den Jahren 1783 und 1787.

Und an nämlicher Stelle diagnostiziert der Freiherr den Saarbrückern Gallomanie und Nachahmungssucht. Der Leser ist so frei und darf sich seinen Reim drauf machen, kann versuchen, mögliche Parallelen zur Jetztzeit zu ziehen.

Ein Beispiel von vielen, die es in diesem Buch zu entdecken gibt und gilt. Ein weiterer Pluspunkt: Sie haben nicht gleich mit Herrn Goethe angefangen, die Macher von „Kähne, Kohle, Kußverwandschaft“, obwohl auch dieser einst „die Region des Brennenden Berges“ erkundete und auf einer seiner Straßburg-Touren auch andere Teile der heutigen Saar-Metropole in Augenschein nahm. Aber der alte Herr Geheimrat (erinnert sich noch irgendwer der 1999er Jubelarien?) kommt natürlich auch drin vor. Es ist

ein Lesebuch über die Landeshauptstadt, an dem drei Autoren/Herausgeber zusammengearbeitet haben. Der Anlaß, aus welchem das 330-Seiten-Werk entstanden ist, dürfte ebenfalls rund um die Ludwigskirche recht bekannt sein: Es waren die 1000-Jahr-Feierlichkeiten der Saarmetropole.

Lesebücher, das wissen wir noch aus der eigenen Schulzeit, glänzen zwar durch ein breites Angebot, doch bisweilen gebricht's an der Qualität. Da macht der vorliegende Schmöcker keine Ausnahme. Wobei das schon ein bißchen unfair ist, denn der Band will nicht so sehr belehren, sondern vor allem Quellen zum Thema – aus unterschiedlichen Epochen und aus verschiedensten Federn – in einem Band versammeln.

Die Herausgeber sind durchaus keine Unbekannten. An vorderster Stelle zu nennen ist Fred Oberhauser, dem die Materie als vormaliger Mitherausgeber des Werkes *Ein Saarländisches Lesebuch* vertraut sein dürfte. Bekannt ist er durch seinen Maßstäbe setzenden Kunst-Reiseführer *Saarland* in der bekannten Reihe von DuMont. Marcella Berger, die zweite im Bunde, arbeitete für den Funk und am Germanistischen Institut der Universität des Saarlandes, Klaus Behringer, der das Kleeblatt komplettiert, ist Schriftsteller, Journalist, Lektor und ediert die Literaturzeitschrift *Streckenläufer* mit.

Vielleicht das größte Manko des Werkes ist der Verzicht auf eine editorische Vorbemerkung. Auch eine entsprechende Nachbetrachtung haben sich die Editoren geschenkt und sich damit um eine Chance gebracht. Das Ganze wirkt auf den flüchtigen ersten Blick so, als wäre hier just das versammelt, was die Schatzgräber so alles an Texten über die Stadt Saarbrücken aus „Quellen und Sümpfen“ ziehen konnten. Das wäre natürlich ein Trugschluß, obzwar die Saargegend nicht unbedingt als Hochburg des Geistes verschrien ist, doch ein gutes Quäntchen mehr an Zeugnissen dürfte auch sie den Dichtern, Denkern, Interpreten, Historikern und normalen Einheimischen schon Wert gewesen sein. Da hätten ein paar kursorische Notizen praecox einige Mißverständnissen ausschalten können. Erster Schluß, den der Leser selbst zu ziehen hat: Vollständigkeit kann nicht das Ziel der Edition gewesen sein.

Statt eines Geleitwortes präsentiert das Buch „Zitate zur Einfahrt in die Stadt“. Das ist bei aller Disparatheit eine wirklich gute Idee, wenn unter anderem Alfred Döblin, und die bereits er-

wähnten Goethe (an vierter Stelle) und Freiherr von Knigge (an fünfter Stelle) ihren Platz finden. Den zweiten Schluß gleich vorab: Die Herausgeber haben diese relativ entlegenen Quellen und zudem eine Menge Beiträge unserer Tage, die in Anthologien, Tageszeitungen oder Lesebüchern abgedruckt waren, wieder zugänglich gemacht.

Die Erstdrucke sind aber erstaunlich und enttäuschend rar gesät, so daß man fast vermuten möchte, dem zeitgenössischen Saarbrücker sei seine Stadt Wurscht. Die eigens fürs Buch verfaßten Beiträge spannen also einen Bogen von den durchaus hoch zu lobenden lyrischen Ergetzungen eines Johannes Kühn bis zu den Flanier-Betrachtungen eines Hajo Hoffmann. (Damit die Nachwelt nicht lange Lexika und Atlanten bemühen muß: Hajo H. war um die Jahrtausendwende Oberbürgermeister von Saarbrücken).

Als Ordnungsprinzip haben die Buch-Macher verschiedene Unterthemen gewählt. „Zeitläufte“ ist das aufschlußreichste betitelt, geht in der Tat chronologisch vor und beginnt mit Kaiser Otto III. Das Wahren der Chronologie betrifft nicht immer das Entstehungsdatum der Texte, aber doch ihr Thema. Das Beispiel, das etwas aus dem Rahmen fällt, ist die Wiedergabe eines Zeitungsartikels von Gerhard Franz über das Revolutionsjahr 1848 an der Saar zum 150. Jubiläum. Unvollständiger mutet gleich das erste Kapitel „Stadtlandschaften“ an, das sich mit den verschiedenen Vierteln Saarbrückens auseinandersetzt und leider wenig Überraschendes zu Tage fördert. Wer etwas über die „Folster Höhe“ und in Sonderheit die Wohnsilos erfahren möchte, der muß schon im Kapitel „Nachbarschaften“ bei Jürgen Albers nachschauen. Sein Beitrag „Ein- und Aussichten von der Bellevue“ besticht durch klaren und dennoch liebevollen Blick auf das Viertel und die Nachbarschaft zu Frankreich.

Wiewohl der Saarländer – dieser Allgemeinplatz sei gestattet – der Saarländer an sich wohl eher fürs „Laissez faire“ denn für seinen Hang zu harter Arbeit notorisch ist, heißt ein Kapitel „Werktag und Feierabend“, das selbstverständlich die unvermeidlichen Beiträge über Grube und Hütte bringt. Wenig Überraschendes also auch hier.

Und nochmals: Aus vielen der genannten Gründe hat das Buch seine Berechtigung. Eine Offenbarung ist es nicht. Als Publikation ohne Vor- oder Nachwort ist es streng genommen sogar lausig gemacht.

Toni Prinz

Das Ende ist noch immer nicht das Ende

Wolfgang Stauch: *Brubecks Echo, Kriminalroman*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2000, 266 S.

Ein alter Kommissar, ein junger Kommissar, ein Vorgesetzter – das bekannte Trio, und zugleich nicht. Denn dafür sind alle zu sehr Einzelgänger. Der „Alte“, Gunther Brubeck, so alt nun auch nicht – gerade Mitte fünfzig, lebt zwischen leeren Flaschen, verdrecktem Geschirr und schmutzigen Kleidern, er ernährt sich von Gin und Roth-Händle, hängt nachts in Striptease-Lokalen rum und schläft während der Arbeit. Falls er mal wach ist, sitzt er beim Bier in „Gertrud’s Schnitzleleck“. Fragt man nach, erfährt man, daß der Tod seiner Frau und seines Kindes ihm so zu Herzen geht. Fragt man genauer, stimmt das so aber auch wieder nicht. In Kürze soll er frühpensioniert werden. Brubeck, der scheinbar alle Zeit der Welt hat, hat plötzlich keine mehr.

Der „Junge“, Jan Piel, ist eigentlich der Nachfolger von Brubeck, aber für einen Monat sind sie zwangsweise Kollegen. Für Brubeck ist er einer dieser blond gefärbten, „modernen, weltoffenen Schwiegersöhne, die es im Fernsehen schon von der Parfumwerbung in die Werbung für Einbauküchen geschafft hatten“. Dummerweise sind Piel’s Haare von Natur aus blond, dummerweise ist er für einen anständigen Schwiegersohn zu neugierig und eigensinnig, dummerweise sucht er zwar und findet auch, kann aber niemandem helfen.

Henning Krull ist für Brubeck mehr als ein Vorgesetzter. Drei Jahre lang hat er ihn gehalten – ein Freundschaftsdienst! Ein Freundschaftsdienst? – kann Krull überhaupt jemand anderen lieben als seine Fische?

Natürlich gehört zu jedem guten Krimi eine Leiche oder zumindest ein Verbrechen. Hier gibt es gleich mehrere Leichen und mehrere Verbrechen. Brubeck ist einem Fall auf der Spur, Piel, der es nicht verträgt, abgelehnt zu werden, und es Brubeck beweisen möchte, ist dem gleichen Fall auf der Spur, jedoch auf einer anderen Spur. Und so rennt er, der Brubeck voraus sein will, immer hinterher. Krull wiederum hat viele Fälle. Er hat schließlich viele Fische, und wenn es einem seiner Fische schlecht geht, bleibt er sogar über Nacht im Büro. Einem der Fische geht es fast immer schlecht. Vielleicht hat Krull auch

noch einen weiteren Fall, aber das weiß niemand, so wie niemand weiß, daß seine Fische die Namen seiner Mitarbeiter tragen.

Drogen und Prostitution – die zwei beliebten Standards fehlen auch hier nicht. Aber wer harte Szenen und pornographische Details erwartet, wird enttäuscht. Denn letztlich bleibt es Kolorit: die Russenmafia, die resolute, aber gutmütige Bordellmutter – alles etwas zu bekannt, alles etwas zu sehr Klischee. Doch unter dieser Ebene haben auch diese Details erzählerische Funktion. Sie helfen, den Blick auf unseren „Helden“ zu schärfen. Denn hier hat sich Wolfgang Stauch auf ein gefährliches Terrain begeben. Wer kennt ihn nicht, den einsamen Wolf, der der Gesellschaft verachtungsvoll den Rücken gekehrt hat und jetzt allein, aber aufrecht im Kampf Mann gegen Mann für die Gerechtigkeit streitet. Also Brubeck Stauchs Marlowe? Auf den ersten Blick will es so scheinen. Nach und nach aber blättert der Helden-Mythos ab und darunter erscheint ein Mann, der mit allen Mitteln um den Erhalt seiner Lebenslüge kämpft.

Die vielen Fälle und Handlungsstränge erzeugen trotz vieler Aktivitäten Langsamkeit. Eine Langsamkeit, die einen manchmal kribbeln läßt. Stauchs Sprache, sein Beharren auf dem Detail, verstärkt dieses Gefühl noch – „Piel wischte sich mit dem Handschuh das Wasser vom Visier, kuppelte mit der linken Hand aus, nahm die rechte Hand vom Lenker und schaltete an der Handschaltung in den dritten Gang, kuppelte ein und dachte nach.“ Dann wieder hilft der genaue Blick und sorgt für Klarheit – „Gunther Brubeck ging in die Küche, nahm eine Dose Bier aus dem Kühlschrank und trank sie in einem Zug leer. Er betrachtete seine zitternden Hände. Auf einem hellgrauen Blechregal stand eine Flasche Gin. Brubeck nahm einen Schluck davon, wartete, seine Hände zitterten immer noch. Er trank einen zweiten Schluck, wartete eine Minute, seine Hände waren ruhig.“

Ach ja, der Krimi spielt in Saarbrücken. Also endlich der Saarbrücker Krimi? Doch Saarbrücken – der Name wird nie genannt – bleibt im Hintergrund, als Ort ist es ein Irgendwo. Aber ein Krimi? Nun ja, wir haben Täter, Opfer, Aufklärer. Der Fall löst sich auch auf. Doch irgendwie will sich keine rechte Befriedigung einstellen. Vielleicht ist der Krimi auch gar kein Krimi, zieht sich nur dessen Maske an, um uns von drei Männern zu erzählen, die jeder auf seine Weise ihr Leben verpfuscht haben.

Angela Fitz

„Die Welt beginnt, wo der Sinn aufhört.“ Groteske Geschichten aus der Einbahnstraßenwelt

Andreas Dury: ... als ich in die Stadt kam.
Geschichten, Plöger Verlag, Annweiler 1999,
141 S.

...als ich in die Stadt kam – der schmale Erzählband des 1961 geborenen Autors Andreas Dury enthält 16 Geschichten, die innerhalb von zehn Jahren entstanden sind. Ein langer Zeitraum – vielleicht eine Erklärung für ihre Disparität. Dury probiert aus, Erzählformen und Stile, mischt Elemente verschiedener Genres. Der Band vereint Erzählungen von sehr unterschiedlichem Anspruch – von der konventionell erzählten Anekdote über das Verschenken einer Firmuhr über die Gruselgeschichte „Judith“, die in einer nächtlich-heimlichen Leichenenthaupfungszereemonie in einem Kloster gipfelt, bis zu dem – auch sprachlich – experimentellen Text „Grünmann, das metropolitanische Subjekt“.

In dem paradoxen Nebeneinander von Grausigem und Lächerlichem sind es überwiegend groteske Erzählungen – düster wahnhaft Visionen verschobener Bewußtseinszustände. Schauzig zuweilen, unheimlich und kafkaesk verrätelt, voll düsterer Symbolik. Dury verbindet alptraumhafte Sequenzen mit surrealen Szenarien, Märchenhaftes mit kriminalistischen Elementen – wie der unaufklärbare Mord an einem Orchesterdirigenten oder die Begegnung eines der ‚Helden‘ mit einem selbstmordgefährdeten Frauenmörder. Gomme gerät auf der Suche nach Hilfe in ein dunkles, von zwölf Buchen umstandenes Gasthaus im tiefen Wald, aus dem kein Entkommen möglich scheint.

Die meisten dieser Geschichten setzen unvermittelt ein, das Geschehen mäandert form- und zusammenhanglos mit unmotivierten Handlungssprüngen und -schüben dahin, nimmt abstruse Wendungen, zeigt merkwürdige Brüche, Traumstrukturen vergleichbar.

Immer ist der Tod ein Thema – als einsames Sterben, als Sterbenwollen, Sterbenmüssen, Nichtsterbenkönnen, als „die Angst, seinen Tod nicht zu finden“, als blutig-gewaltsames Ende. Der plötzliche Einbruch von Gewalt ist in allen Erzählungen zentral, Gewalt, die sich gegen an-

dere richtet, häufiger noch gegen sich selbst. Die Zerstörung des eigenen Körpers als letzter Ausdruck der Entfremdung von Ich und Welt reicht vom abgerissenen Daumenglied in der Titelerzählung bis zu dem zum Torso verstümmelten Protagonisten Boris in der Erzählung „Torso“. (Nicht die einzige Reminiszenz an Thomas Bernhard.)

In Durys Geschichten ist den verstörten Protagonisten die Grenze verlorengegangen zwischen Außen und Innen, Bewußtes verschmilzt mit Unbewußtem. „Nicht die Bilder machen Angst, nichts, was geschieht, oder was du siehst, macht dir Angst, sondern die plötzliche Gewißheit, daß das, was du siehst, keine Bilder sind, sondern die Wirklichkeit selbst und eine Beobachtung nicht möglich ist. Alles hatte alle Häute verloren und floß gallertig ineinander.“ Die Vernunft ist kein brauchbares Instrument für die Welt – unfaßbar, von unversöhnlichen Widersprüchen beherrscht, phantastisch entstellt. Die Realität selbst ist die Groteske.

Überwiegend Männergeschichten sind es, die da erzählt werden, von Brüdern, Freunden, Kollegen, Nachbarn, Schwiegervätern und -söhnen, deren Beziehungen Abhängigkeit und Angst, psychische Unterdrückung und körperliche, auch sexuelle, Gewalt prägt. Die Kommunikation läuft ins Leere – Haß, vorwiegend Unverständnis, bestenfalls Gleichgültigkeit herrscht auch gegenüber den Frauen, Ehefrauen, Müttern. In der Masse sind die Menschen noch bedrohlicher denn als Einzelne.

Baierwaltes, Bloomsberg, Calmburn, Gelwein, Gomme, Grünmann, Mäder, Mundajohl, Schädelwald, Viehauer und derlei sprechende Namen mehr tragen die Protagonisten, die keine Geborgenheit, keine Behaustheit in der Welt finden. Verlorene sind sie, Fremde in Dunkelheit und Kälte.

Oft sind Häuser die unheimlichen Schauplätze, Häuser, aus denen „alle Ruhe schon herausgeschlafen“ ist – feindlich abweisende Mächte von „äußerster Fremdheit“, die Angst einflößen. „Warum aber sehe ich in das Haus wie in ein Gesicht, wo ich doch weiß, wie es mir graut vor dem Eintritt in den Schädel durch eines seiner Organe?“ In „Torso“ geht das zum Abriß freigegebene Haus, in dem sich die zum ‚Fest für Boris‘ geladene Gesellschaft versammelt hat, in Flammen auf.

In deutschen Dörfern oder Einbahnstraßen-Provinzstädten spielt sich häufig die Handlung ab – in den Außenbezirken der Städte, dem

Niemandsland zwischen Stadt und Land, ‚wo die Gegend aufhört‘, Bauerwartungsland, leerstehende Häuser, Rohbauten, Gehöfte, Ruinen, „verlassen wie die Menschen, die darin wohnen“, „seinen Krankheiten ausgesetzt [...] Unrat, der schleimige Auswurf des hustenden Hauses im Hof“.

Und auch die ländliche Natur ist in der Gegenüberstellung von Stadt und Land weit entfernt davon, idyllisch intakt zu sein. Mit ihren feuchten Wiesen, tiefen Schluchten, dunklen Wäldern – ein unerschöpflicher Fundus für psychoanalytische Deutungen – erscheint sie phantastisch verzerrt und entstellt, ein Ort der Furcht. Die Außenwelt, belebte und unbelebte Natur, ist eine feindliche. Fette Spinnen fingern nach menschlicher Beute, angriffslustige Katzen fallen über Schädelwald her, bevor er sie brutal erschlägt, um ihre Kadaver in der Badewanne mit dampfender Lauge aufzulösen.

Wie mit Erzählhaltung und Stil, experimentiert Dury mit dem Instrument Sprache. Neben sprachlich sehr einfachen Geschichten gelingt ihm einige Erzählungen, in denen Sprachklang und Rhythmus eine Suggestivkraft entwickeln, eine eigene Kommunikationsebene bilden – wie in „Dirigent“ oder der witzig skurrilen Dorfgroteske „Rossmanith“. Hier stimmt der Erzähl- duktus – die schnelle Aufeinanderfolge der Ereignisse wird adäquat in den Rhythmus der Syntax übersetzt. Mit knappen Sätzen karikiert Dury da eine Ansammlung von Orchestermusikern, dort eine Dorfgemeinschaft – vom Oberförster (der Damwilsodomie verdächtig) bis zum Gemeindepfarrer –, in die ein Fremder einbricht auf der Suche nach einem ‚Platz zum

Sterben‘. Der Dorffrieden ist bedroht, als der Nihilist Rossmanith, virtuoser Orgelspieler, der begeistert über *Selig sind die Toten* improvisieren kann, zur Konkurrenz für den Dorforganisten wird.

In diesen Erzählungen zeigt sich, daß die Stärke Durys im sarkastischen Überzeichnen liegt, wo humoristisch-ironisierende Züge das Seltam-Groteske konterkarieren, Lachen und Entsetzen nah beieinanderliegen.

Für die vermutlich jüngste Erzählung des Bandes „Grünmann. Das metropolitanische Subjekt“ bekam Andreas Dury im vergangenen Jahr den *Georg-K.-Glaser-Preis*, vergeben vom SWR-Mainz und dem rheinland-pfälzischen Kultusministerium. Darin verdichtet Dury die Symbolik des Fremdseins in der Welt, der Einsamkeit und Kälte in Feuer und Eis. Und wieder ist die Musik zentrales Motiv. Der Cellist Grünmann baut aus seinem zerstörten Instrument eine Mensch-Maschine, die ihm „den Weg zu der Brutstätte der Klänge markieren [soll], ins kosmische Rauschen, von wo all das kommt, wozu sich ein Ohr findet, es zu erhören.“ Grünmann gelingt am Ende, was nur wenigen von Durys Protagonisten gelingt: Er findet eine Existenzform in der Welt. Wie Gomme, der zu Stein wird, nachdem er seine Geschichte erzählt hat, gelingt Grünmann das Entkommen in einen immerwährenden Schlaf. „Eine Ordnung hatte sich gebildet, eine feste Haut war um Grünmanns Schlaf gewachsen, worin er lag, so tief, daß keine noch so energisch auf ihn abgezielte Tatkraft je zu ihm hinabzutauchen vermochte.“

Margot Behr

Von Scheiße befreit. – Brauchen wir den „Faust“ als Comic?

Flix: *Who the fuck is Faust?*,
Eichborn Verlag, Frankfurt a.M. 1998

Der Comic-Titel ist schon einmal völlig mißlungen. Gehen Sie zu einem Bekannten, dessen Wertschätzung Sie sich weiterhin erfreuen wollen, und sagen Sie zu ihm – im Brustton ehrlicher Begeisterung: „Übrigens lese ich gerade

‚Who the fuck is Faust?‘. Schlecht, nicht wahr? Dieser Versuch, jugendlichen Slang zu imitieren, trifft in seiner völlig subtilitätsbefreiten Ansprache an den Mittelstandsgangsterrapper deutscher Städte mitten ins Himmelblaue. Befürchtungen, daß es sich hier um eine seit Jahren nicht mehr zeitgemäße Demontage deutscher Klassiker im Geiste chronischer Spätpubertät handelt, werden durch einen Blick aufs Verlags-signet – Eichborn – eher bestärkt als zerstreut. Nicht, daß pubertärer Humor keinen Reiz hätte – wie die im selben Verlag vorgelegten Bände Walter Moers' (*Das kleine Arschloch* zum Beispiel) belegen –, aber auf diesem Gebiet gilt

mehr als anderswo: Wer's nicht kann, sollte es lassen.

Wenn man trotz dieser ersten Stolpersteine den Comic aufschlägt, dann begegnet einem folgendes: Erst mal sind da Gott und Mephisto. Gott erinnert mit dickem Schnauz und cholertischem Chefgehabo verdächtig an Mr. L, den Chef der Geheimagenten *Clever und Smart*, und Mephisto erinnert mit Lederjacke, dicker Nase und Vorliebe für Bier mit der Aufschrift ‚Bölk‘ an *Werner*. An dieser Stelle ist zu vermerken, daß es sich um ein Erstlingswerk handelt – Zeichner Flix ist Jahrgang '76; und da darf Vorbildern gehuldigt werden. Besser gut geklaut als schlecht erfunden.

Mit *Faust* ist, um die Frage des Titels zu beantworten, die Tragödie in zwei Teilen von J.W.v.G., dem letztjährigen Jubilar, gemeint, und im ersten Teil, der dem Comic zu Grunde liegt, ist einiges los. Der Zeichner nimmt von diesem Plot, was immer er braucht: Wette mit Gott, Teufelspakt, Besäufnis, Gretchenliebe inklusive Bruder- und Muttermord sowie die Walpurgisnacht als LSD-Trip. Es ist also alles da, was auch der durchschnittliche Bruce-Willis-Fan bei actiongerechter Umsetzung goutieren könnte. Geht klar, ist gut, merkt endlich jemand, daß was dran ist an dem alten Plunder. Seit Luhrmanns *Romeo und Julia*-Verfilmung (1996) wissen auch Nicht-Theaterabonnenten und Nicht-*Hefte*-Leser endlich wieder, was man an den „Klassikern“ haben kann. Und von Zeit zu Zeit liest man eben auch den Alten ganz gerne.

Der Comic stellt sich nun aber weniger in die Tradition eines typischen Bruce-Willis-Actionfilms als vielmehr in die des sogenannten neuen deutschen Films, der mit Verfilmungen von Superweibbiografien und halbstarken Remakes filmischer „Meisterwerke“ der 50er Jahre (*Das Mädchen Rosemarie*) oft pure Verzweiflung über die eigene verkalkte Kreativität darstellen zu wollen scheint.

Bei der vorliegenden Comicadaption scheint das neudeutsche Humorverständnis („... wenn man trotzdem lacht“) jedoch ein einziges Mal zu passen. Denn wie könnte man Goethes Persiflage biederer deutscher Bürgerlichkeit besser in die heutige Zeit übersetzen, als durch die Verwendung bundesrepublikanischer Humorklischees irgendwo zwischen Brösel (*Werner*) und Ralf König (Der Name sagt alles: *Das Kondom des Grauens*)? Sind die Charaktere doch mittelmäßig bis anöndend – gerade die Neuerschaffung des *Famulus Wagner* als ein buddhistisch

angehauchter, spießiger Birkenstockvegetarier erscheint hier gelungen. Besonders gutaussehend sind die Figuren auch nicht – und die Vermieterin Fausts spricht, für Comicverhältnisse, einwandfreies Hessisch.

Sönke Wortmann würde in der Verfilmung höchstwahrscheinlich Til Schweiger als Faust, Veronika Ferres als Gretchen und Götz George als Gott besetzen. Ein deutscher Schauspieler mit auch nur annähernd diabolischer Ausstrahlung will einem allerdings nicht einfallen, höchstens Sascha Hehn. Joachim Król würde vermutlich auch nicht so gut passen, obwohl gerade er eigentlich deutsches Kino erträglich macht. Als Pudel vielleicht?

Wenn man diese Parodie als Absicht und Pluspunkt verbucht, stehen damit auch dem intellektuellsten Kritiker deutscher Kultur Tür und Tor offen, sich gut mit dem Comic zu amüsieren. Denn natürlich ist das Ganze lustig. Selbstverständlich sind, zum Beispiel, das schon erwähnte hessische Idiom, der oftmals derbe Humor („Sperma, Kot und Ziegenblut...“, die offizielle Walpurgisnachthymne) und Lorient-artige Kaffee-und-Kuchen-bei-Schwiegermutter-in-spe-Szenen relativ bis sehr witzig.

Und was witzig ist, hat schon gewonnen: eine Devise, die dem ganzen Comic unterliegt. Faust ruft keine Erdgeister herbei, sondern trinkt eine Flasche Wodka leer, sein Studium – 22. Semester Theologie – beschränkt sich auf Hebräisch-Vokabeln-Lernen auf dem Klo. Die Morde an Gretchens Mutter und Bruder sind unter derbem Humor zu verzeichnen, Kindsmord ist anscheinend zu derb und fällt mangels ebenfalls fehlendem Sex einfach weg.

Das andere Extrem einer über Gebühr ernsthaften Faust-Comic-Adaption gibt es allerdings auch: eine Wüste fürs Auge aus Texttreue und skizzenhaften Zeichnungen. Irgendwo dazwischen hätte mein Wunschziel gelegen, bis dahin ist aber der komische doch der kurzweiligere Versuch.

Noch einmal: es handelt sich um einen Erstling und dafür ist der Comic natürlich sehr gelungen. Und ein offensichtlicher Pate des Werkes, André Franquin, der Erschaffer von *Perlen wie Gaston*, *Spirou* und *Fantasio* und des *Marsupilami*, ist gewiß nicht das schlechteste Vorbild, dem ein Zeichner heute folgen kann.

Insgesamt kann man also keineswegs von einem mißlungenen Comic sprechen, man muß nur feststellen: das geht noch viel besser.

Christian Frobenius

Grabesstille herrschte nicht

Klaus Ries (Hg.): *Revolution an der Grenze. 1848/49 als nationales und regionales Ereignis.* (Schriftenreihe Geschichte, Politik & Gesellschaft der Stiftung Demokratie Saarland, Bd. 4), Röhrig Verlag, St. Ingbert 1999, 318 S.

Entgegen der Etymologie des Wortes ist Tradition nicht einfach ‚gegeben‘. Verstanden als eine in ihrer Bedeutsamkeit für die Gegenwart bewußt gemachte Vergangenheit, wird sie vielmehr aus dieser Gegenwart heraus konstruiert. Daß das Aufspüren von Traditionslinien stets auch von Interessen geleitet ist, wird gerade im politischen Bereich deutlich: Man sucht nicht nach irgendwelchen Traditionen, sondern nach passenden. Somit ist jede Traditionsbildung bis zu einem gewissen Grade ein voluntaristischer Akt.

Auch die Bedeutung des Erbes der Revolution von 1848/49 für die politische Kultur der Bundesrepublik muß vor diesem Hintergrund bewertet werden. Daß gerade die *Stiftung Demokratie Saarland* das 150-jährige Jubiläum der Revolution im Sommer 1998 zur Veranstaltung einer wissenschaftlichen Tagung nutzte, die sich der „Revolution an der Grenze“ widmete, kann nicht verwundern. „Wie kaum ein anderes Ereignis steht sie [die 48er-Revolution] zu unserem heutigen demokratischen Rechtsstaat“, erklärt Herausgeber Klaus Ries in der Einleitung des Sammelbandes, mit dem die Referate des Kolloquiums in leicht überarbeiteter Fassung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind.

Der Band gliedert sich in einen national- und einen regionalgeschichtlichen Teil: Die ersten vier Beiträge behandeln „Nationale Schlaglichter der Revolution“, während in den folgenden fünf Referaten „Der saar-pfälzische Grenzraum“ unter verschiedenen Gesichtspunkten untersucht wird. Längsschnittartige Überblicksdarstellungen sind ebenso vertreten wie quellengestützte Detailanalysen – teils mit umfangreichem Quellen-Anhang – zu einzelnen Aspekten der Situation in der Region. Auf insgesamt 318 Seiten, illustriert mit 34 Abbildungen, entsteht so ein differenziertes Bild der revolutionären Ereignisse. Programmatisch betont Klaus Ries in einer knappen Einleitung die sinnvolle Verknüpfung von nationaler und regionaler Perspektive, wobei er dem saar-pfälzischen Grenzraum eine be-

sondere Bedeutung für die Untersuchung des „Revolutionstransfers“ zumißt.

Im Eröffnungsbeitrag befaßt sich Hans-Werner Hahn unter dem Titel „Verdrängung und Vermächtnis“ mit der Rolle der 48er-Revolution in der „Geschichtskultur der Deutschen“. Er untersucht die Praxis des Erinnerns und Gedenkens anläßlich der Revolutionsjubiläen in Kaiserreich, Weimarer Republik und den beiden deutschen Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Erinnerung an 1848 war stets eine fragmentierte und häufig eine politisch instrumentalisierte Erinnerung, so Hahns zentrale Aussage. Von Konservativen unterdrückt und von Nationalliberalen nach 1870/71 zugunsten des „borussischen Geschichtsbildes“ verdrängt, wurde das Revolutionsgedenken auf der Linken zunehmend zur sozialdemokratischen Domäne. Nach dem Zweiten Weltkrieg wirkten vor allem die unterschiedlichen Erinnerungspolitiken in DDR und BRD spaltend, die an das revolutionäre respektive rechtsstaatlich-konstitutionelle Erbe von 1848 anknüpften, doch blieb die Bewertung der Revolution auch in Westdeutschland kontrovers. Mit dem Jubiläum von 1998 scheint Hahn erstmals ein „gewisser Konsens“ im Umgang mit der 48er-Revolution erreicht. Abgerundet wird der gelungene Parcours durch die 150-jährige Rezeptionsgeschichte von drei Quellentexten mit regionalem Bezug: der Reichstagsrede des Freiherrn von Stumm-Halberg und dem Leitartikel der *Saarbrücker Zeitung* anläßlich des Jubiläums 1898 sowie dem Leitartikel der saarländischen *Volksstimme* vom 18. März 1948.

Mit dem Thema „Revolution und Öffentlichkeit“ befaßt sich Werner Greiling. Im Rahmen einer langfristigen Entwicklung von der absolutistischen Arkanpolitik des 18. Jahrhunderts hin zu einer neuen politischen Kultur, die sich durch „bürgerliche Öffentlichkeit“ auszeichnete, mißt Greiling den revolutionären Ereignissen von 1848/49 eine Katalysatorfunktion zu. Sie bewirkten nicht nur eine „Fundamentalpolitisierung“ der Bevölkerung, sondern beschleunigten auch die „Vernetzung der Kommunikationsprozesse“. ‚Öffentlichkeit‘ stellt für Greiling „ein Grundprinzip der deutschen Revolution“ dar, was er im einzelnen an „Presseexplosion“, Vereinswesen, Straßenöffentlichkeit und Volksversammlungen sowie an der neuen Öffentlichkeit in Gemeinderäten und Parlamenten nachweist.

In seiner Untersuchung der „ländlichen Unruhen in der deutschen Revolution“ unterscheidet Klaus Ries einen süd- bzw. südwestdeut-

schen von einem nord- bzw. nordostdeutschen Idealtypus. Im Süden und Südwesten kam es zu ‚traditionellen‘, antifeudal ausgerichteten Bauernunruhen in relativ geschlossen agierenden Dorfgemeinschaften. Im Norden und Nordosten hingegen, wo Bauernbefreiung, Agrarkapitalismus und Klassenbildung bereits weit vorangeschritten waren, wurden die – vornehmlich antikapitalistisch motivierten – Proteste von den unterbäuerlichen Schichten getragen, während die bäuerlichen Eigentümer meist auf der Seite der Gegenrevolution standen.

Mit der „Adelsproblematik in der Revolution 1848/49“ greift Ulrike Geith ein in der Forschung der letzten Jahrzehnte vernachlässigtes Thema auf. Sie konzentriert sich auf die Ständesherrschaften Südwestdeutschlands, die trotz Mediatisierung noch über umfangreiche Privilegien verfügten. Nach den Unruhen im Frühjahr 1848 wandten sie sich durchaus hoffnungsvoll mit ihren Forderungen ans Paulskirchenparlament. Die dortigen Adelsdebatten, deren Gang Ulrike Geith ebenso detailliert darlegt wie die Positionen der verschiedenen parlamentarischen Gruppen, führten jedoch zu Beschlüssen, die auf eine Entprivilegierung des Adels und damit auf seine Verbürgerlichung abzielten. Als „Mythos“ entlarvt Geith die Behauptung, erst die Brückierung durch eine kompromißlose Paulskirchenversammlung habe den Adel zur Abkehr vom liberalen Verfassungswerk bewogen.

Als Einführung in den regionalgeschichtlichen Teil gibt Peter Burg einen längsschnittartigen Überblick über die „Revolution von 1848/49 im Kontext der saarländischen Geschichte“. Dabei beleuchtet er die politisch-soziale Entwicklung vor allem in den preußischen Saarkreisen von der Französischen Revolution bis zur Entstehung des kleindeutschen Nationalstaats unter fünf Gesichtspunkten: der führenden Rolle von Neubürgern, der Bedeutung sozialer Ungleichheit, der regionalspezifischen Konfliktradition, den Ansätzen einer parteipolitischen Entwicklung und dem Problem der saarländischen Identität. Die Revolution von 1848/49 war „kein Schlüsselerlebnis für die Saarländer“, so Burgs Resümee, bewirkte aber einen Nationalisierungsschub, der sich in einem „Bekenntnis zum Deutschtum“ ausdrückte und für die Geschichte der Grenzregion Folgen hatte.

Gerhard Heckmann stützt sich bei seiner Untersuchung der „Revolution von 1848/49 in den preußischen Saarkreisen“ maßgeblich auf von der älteren Forschung nicht berücksichtigtes

Quellenmaterial. Gegen die auf Richard Noacks Arbeit von 1927 zurückgehende These, die Saarregion sei eine „ruhige Insel“ inmitten revolutionärer Bewegung gewesen, führt Heckmann Mobilisierung und Politisierung ins Feld, die alle Bevölkerungsschichten an der Saar erfaßte und sich insbesondere in Petitionsbewegung und Vereinsbildung niederschlug. Dabei unterscheidet Heckmann zwischen der stadtbürgerlichen Bewegung in Saarbrücken, der Protestwelle unter den Bergarbeitern im entstehenden Industriegebiet und den vornehmlich von den dörflichen Unterschichten getragenen Tumulten auf dem Land. Auch geht er der Frage des Revolutionstransfers nach und hebt als Folge der Grenzlage das ambivalente Verhältnis zum französischen Nachbarn hervor, geprägt durch „Hochachtung“ einerseits und Kriegsfurcht sowie nationalen Identifikationsschub andererseits. Vorwerfen könnte man Heckmann, daß er in seinem Bemühen, die These von der „passiven Geschichtslandschaft“ zu widerlegen, etwas über das Ziel hinausschießt. So geht er etwa über die regionalspezifische Verspätung bei der Vereins- und Parteibildung (vgl. hierzu den Beitrag von Johannes Schmitt) stillschweigend hinweg. Dessen ungeachtet liefert die Untersuchung eine Fülle von Erkenntnissen zum Geschehen auf kommunaler Ebene – vielleicht bisweilen zu detailverliebt. Sinnvoll ergänzt wird die Darstellung durch einen umfangreichen Quellen-Anhang, in dem ausweislich 22 bisher meist unveröffentlichte Dokumente abgedruckt sind (u.a. aus dem *Landeshauptarchiv Koblenz*, dem *Trierer Bistumsarchiv* sowie dem *Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem*).

Als gering beurteilt Martin Baus in seinem Aufsatz über „Die Revolution von 1848/49 und die Saarpfalz“ den Widerhall der Märzrevolution in dieser Gegend. Die Gründe hierfür sieht Baus in der Nachwirkung der obrigkeitlichen Repression nach dem Hambacher Fest, aber auch darin, daß der Reformdruck in der zu Bayern gehörenden Rheinpfalz geringer als in den preussischen Gebieten war. Dennoch habe „keine Grabesstille“ geherrscht, im Gegenteil sei der Raum Homburg-Zweibrücken-Blieskastel eine „Verdichtungszone“ des demokratischen Vereinswesens gewesen. Zur offenen Auflehnung gegen die Krone kam es im Frühjahr 1849, als der bayerische König die von der Paulskirche ausgearbeitete Reichsverfassung ablehnte. Die Bildung des pfälzischen „Landesausschusses“

wird von Baus ebenso thematisiert wie die Niederschlagung der Revolte und die Bestrafung der Aufständischen. Illustriert wird der Aufsatz durch zahlreiche Abbildungen, vornehmlich Portraits der demokratischen Wortführer.

Den „Politisierungsprozeß“, speziell die Entwicklung „Vom Vereinswesen zur Bildung politischer Parteien“ an der Saar 1848/49, nimmt Johannes Schmitt unter die Lupe. Er betont zunächst die regionalspezifischen „Verspätungen“: Der „Politisierungs- und Partei- und Vereinsbildungsprozeß“ habe bis zum Spätherbst 1848 auf sich warten lassen. Detailliert stellt Schmitt dann die Polarisierung des politisch engagierten Bürgertums in zwei konkurrierende Vereine dar – der demokratische „Bürgerverein“ in St. Johann und der „Constitutionelle Bürgerverein“ in Saarbrücken. Ferner untersucht er die von den Vereinen genutzten Medien sowie den Aufbau ländlicher Zweigorganisationen. Seiner Analyse läßt der Autor eine umfangreiche Quel lendokumentation zum Wirken beider Vereine folgen.

Einen gelungenen Schlußpunkt setzen Eva Kell und der saarländische Liedermacher Wolfgang Winkler mit ihrem Beitrag „Politische Lieder und Texte zum Vormärz und zur Revolution von 1848/49 in der Saarregion“. In Wort und – soweit überliefert – Notentext dokumentiert findet der Leser hier Lieder, die in der Region verbreitet waren, aber später meist keinen Eingang in Liederbücher fanden, samt Kommentaren zu ihrer Entstehungs- und Wirkungsgeschichte und

deren historisch-politischem Kontext. Die Lektüre ist ebenso informativ wie kurzweilig.

Der Band erweist sich als thematisch facettenreich und inhaltlich vielschichtig, ohne dabei in seine Bestandteile zu zerfallen. Die Gesamtkomposition ist ausgewogen, die Aufeinanderfolge der Beiträge logisch und ungezwungen. Störende Redundanzen wurden weitgehend vermieden, so daß eine erquickliche Lektüre von Anfang bis Ende möglich ist. Auf die vom Herausgeber einleitend formulierte Frage nach dem ‚Revolutionstransfer‘ geht freilich nur Gerhard Heckmann ein. Das von Klaus Ries vorweggenommene Fazit: „(...) der saarpfälzische Grenzraum weist manche Besonderheiten auf, aber er fügt sich doch ins allgemeine Geschehen“, vermag nicht eben zu überraschen. Doch liegt der Wert des Bandes weniger in solch allgemeinen Aussagen als in den detaillierten Untersuchungen des Geschehens auf lokaler Ebene. Diese können dazu dienen, das tradierte Bild von der Saargegend als „ruhiger Insel“ zu modifizieren – gleichwohl sollte man der Versuchung widerstehen, die Region zu einem revolutionären Zentrum hochzustilisieren. Einen geschlossenen Eindruck der „Revolution an der Grenze“ soll und kann der Sammelband nicht vermitteln, vielmehr ist der Leser selbst aufgefordert, „sich ein Bild zu machen von dem, was vor 150 Jahren in Deutschland und in der Region geschah“ (Klaus Ries).

Fabian Lemmes

Marktknüppel aus dem Sack Zu „Frisch eingetroffen“ in Saarbrücker Hefte Nr. 82:

Anonym geblieben ist vorsichtshalber der Kritiker, der in Nr. 82 anhub, die *Topicana-Buchreihe* des Verbands deutscher Schriftsteller Saar zu rezensieren, sich aber recht früh lieber vorbehielt, „auf eine Besprechung zu verzichten“. Gleichwohl hat sein Blick in „zumindest“ die Ausgabe 0 (*Briefe nach Amerika* von Chris Schrauff) zu einem Verdacht hingereicht, den er auf die ganze Reihe ausdehnte. Nämlich, daß der Literaturmarkt „ein sehr nützliches Regulativ“ sei.

Lobenswert: Der Rezensent besitzt ein Fremdwörterlexikon, schaut auch hinein, läßt

uns sogar daran teilhaben, wenn er auch *Topicana* nicht findet. Seinen restlichen Sachverstand enthält er uns vor. Seit wann müssen Kritiker ihre Wertung nicht mehr begründen? Belegende Zitate und wenigstens ein Argument, das auf den Text eingeht, hätten womöglich dem Schnellurteil im Weg gestanden. Statt dessen ruft er gleich den Markt zu Hilfe, der das Erscheinen solcher Bücher normalerweise verhindert ...

Doch nach dem Markt geurteilt gäbe es auch keine *Saarbrücker Hefte*. In den letzten Jahren habe ich mich zweimal dafür eingesetzt, daß die *Hefte* ihren städtischen Zuschuß behalten dürfen, denn selbst in Zeiten der plattesten Markthörigkeit und Kundenmaximierung sollte der Kultur ein Spielraum bleiben, wo's noch um was andres als um Geld

gehen darf. Ein wenig Solidarität der Kulturschaffenden in dieser Frage? S'wär arg schön; die Redensart mit dem Glashaus könnte ich mir dann sparen. Mit Solidarität meine ich: Nicht mit dem Marktknüppel drohen, der niemanden von uns verschonen würde, auch nicht den namenlosen Beckmesser der *Saarbrücker Hefte*. Sondern bei der Sache bleiben. Es geht um den Text, und wir sind das Wort.

Nebenbei, was heißt „frisch eingetroffen“? *Briefe nach Amerika* erschien ein Jahr eher als die Kritik. Wie der unbenannte Doch-nicht-Rezensent selbst erwähnt, kamen inzwischen zwei weitere Bände heraus: *Einer raucht nSti-*

xi von Ulla Vigneron und *Die Fliege* von Marcella Berger. Unwahrscheinlich, daß er sie auch nur aufgeschlagen hat. Schon beide Titel korrekt wiederzugeben will ihm nicht gelingen. Wie ist dieser unbedarfte Kritiker überhaupt in die Redaktion geraten? Und ins Heft sein plumper Versuch, so mit nichts in der Hand als ein Wörterbuch, bar jeden Arguments und Gedankens den Verriß einer ganzen Buchreihe von der Nullnummer an zu wagen? Möge sich der gnädige Schleier der Anonymität weiterhin über ihn breiten.

Klaus Behringer, Vorsitzender des VS Saar

Volker Lehnert: Stadt im Meer

Stadt im Meer ist ein Künstlerbuch, das 36 Original-Offsetlithographien enthält, die das Ergebnis einer jahrelangen künstlerischen Auseinandersetzung mit der Kultur und Architektur Venedigs darstellen. Die versammelten Lithographien sind keine phototechnischen Wiedergaben von Zeichnungen, sondern wurden in einer originalgraphischen Technik auf Offsetfolien mit Photo-Retuschefarbe oder Graphitstift gezeichnet bzw. auf geschwärzten Filmen in einer Art Schabetechnik ausgekratzt und mit Streufolien collagiert. Danach wurden diese Filme auf Offsetdruckplatten belichtet und in einem Ätzverfahren weiter bearbeitet. Das Buch im festen Einband und im Format 15 x 21 cm präsentiert also Originalgraphiken. Es wurde von der Galerie *Boisserée* in Köln in einer Auflage von 400 Exemplaren verlegt. In Saarbrücken ist es im *Saarbrücker Künstlerhaus*, im Museumsshop des *Saarlandmuseums* und in der *Buchhandlung am St. Johanner Markt* zu erhalten.



Autorinnen und Autoren

Margot Behr, geb. 1964, Studium Grafik-Design und Literaturwissenschaft.

Angela Fitz, Dr., geb. 1963, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität des Saarlandes im Fachbereich Germanistik, Dozentin im Bereich „Deutsch als Fremdsprache“ an der VHS Stadtverband Saarbrücken, freie Mitarbeiterin für den Cornelsen Verlag, freie Fortbildnerin.

Christian Frobenius, Student der Germanistik und Anglistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Harald Glaser, Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Germanistik, Staatsexamen, M.A., historische und museumsdidaktische Projekte zur Völklinger Hütte, Veröffentlichungen und Ausstellungen zur Industriegeschichte, Mitarbeit an der „Route der Industriekultur“ im Ruhrgebiet.

Hans Horch, Dr., geb. 1949, Ausbildung als Deutschlehrer und Sozialwissenschaftler, in der außerschulischen Jugendbildung beschäftigt.

Fabian Lemmes, geb. 1975, Studium Geschichte, Interkulturelle Kommunikation, Sozialpsychologie und Französisch an der Universität des Saarlandes.

Volker Lehnert, geb. 1956 in Saarbrücken, Maler, Zeichner und Druckgraphiker, 1976-81 Studium der Bildenden Kunst an der Universität Mainz, seit 1978 Ausstellungstätigkeit, zahlreiche Kunstpreise, seit 1996 Professor für Zeichnung in Krefeld, lebt und arbeitet in Saarbrücken.

Uwe Loebens, geb. 1958, Bildender Künstler, journalistische Tätigkeit.

Hanno Loewy, Dr. phil., geb. 1961, Studium der Literaturwissenschaft, Theater, Film- und Fernsehwissenschaft und Kulturanthropologie, Tätigkeit als freier Publizist, seit 1995 Direktor des Fritz Bauer Instituts in Frankfurt a.M., zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte und Rezeption des Holocaust, zur Kulturgeschichte der Moderne und des Nationalsozialismus, zum Neokonservatismus und zur Geschichte der Photographie, sowie zur Ge-

schichte Palästinas, zuletzt *Deutsche Nachkriegsliteratur und der Holocaust* (Mitherausgeber) und *Medium und Initiation. Béla Balázs: Märchen, Ästhetik, Kino*.

Heinz Mudrich, Dr., geb. 1925, Studium der Germanistik, Publizistik und Theaterwissenschaft an der FU Berlin, Feuilletonchef u. a. bei „Der Tag“, 1959-89 Feuilletonchef der Saarbrücker Zeitung, Tätigkeit für Rundfunkanstalten, mehrere Buchveröffentlichungen.

Toni Prinz, geb. 1961, Studium der Anglistik, Germanistik und Politikwissenschaft in Mainz, Oxford und Tübingen, Redakteur einer Münchener Tageszeitung.

Sven Rech, geb. 1965, Studium der Literaturwissenschaft in Saarbrücken, seit 1991 als Hörfunk- und Fernsehjournalist beim Saarländischen Rundfunk tätig.

Anke Schaefer-Schwarz, geb. 1970, Studium Diplomstudiengang Kulturwirt, Sprachen-, Wirtschafts- und Kulturraumstudien an der Universität Passau, Schwerpunkt französischer Kulturraum, Volontariat beim Bayerischen Rundfunk, seit 1998 als Rundfunkjournalistin und Moderatorin beim Saarländischen Rundfunk tätig.

Dietmar Schmitz, Dr., Studium der Politikwissenschaft und Germanistik u.a. in Wien, Bern und Berlin, tätig als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft, im saarländischen Umweltministerium, seit 1988 in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung beschäftigt, journalistische Tätigkeit.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Germanistik und der Neueren Geschichte.

Wiebke Trapp, Politologin und Zeithistorikerin, freie Schreiberin, in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit tätig.

Reinhard Wilhelm, Prof. Dr., Studium der Mathematik und Informatik in München, Münster und Stanford/USA, seit 1978 Hochschullehrer für Informatik an der Universität des Saarlandes, seit 1990 wissenschaftlicher Direktor des Internationalen Begegnungs- und Forschungszentrums für Informatik in Schloß Dagstuhl/Wadern.

Vorschau:

Für die nächste Ausgabe der Saarbrücker Hefte sind unter anderem Artikel zu folgenden Themen in Vorbereitung: Ergänzend zu Heft 82 riskieren wir einen weiteren Blick in die Zukunft der Architektur im neuen Jahrtausend – Und wo spielt die Musik im begonnenen Millenium? Die Musikfestspiele des 21. Jahrhunderts auf der Suche nach Orientierung. – Hat das uralte Treiben des New Deals im Saarland eine neue Chance und auf welche Abwege führt die Entsolidarisierung der bundesrepublikanischen Gesellschaft? – In der Cinématèque in Luxemburg hat die Zukunft schon begonnen. – Schlechte Karten dagegen scheint das saarländische Kulturradio in den nächsten Jahren zu haben – Und dies, obwohl ein neuer Studiengang an der Saarbrücker Universität den Aufschwung in den Kulturwissenschaften lauthals verspricht; wir fragen nach.

Bevor es die **alten** Hefte der
neuen Saarbrücker hefte nicht mehr gibt ...
... erwerben Sie noch **Anteile** an den
schönsten Seiten des *Saarlandes*

Diese Saarbrücker Hefte können Sie noch beim Pfau-Verlag bestellen bzw. von Heft Nr. 64 ein Restexemplar gegen Höchstgebot ersteigern:

Veränderung der Stadtlandschaft

Nr. 61/62, Dez. '89 / Das allererste der neuen Hefte, Doppelheft für nur DM 7,-

Saarlanditis

Nr. 63, Juni '90 / Das ultimative Saarland-Brevier, nur DM 7,-

Industriekultur und Industriearchäologie

Nr. 64, Nov. '90 / Das Heft zur Hütte – lange vor dem Weltkulturerbe, zwei Exemplare – gegen Höchstgebot

Künstliche Intelligenz

Nr. 65, Mai '91 / Das KI-Heft – lange vor dem Internet, nur DM 7,-

Mitten im Abseits

Nr. 66, Dez. '91 / Das Armutsheft – lange vor der Globalisierung, nur DM 7,-

Die Vergangenheit bringt sich in Erinnerung

Nr. 67, Juni '92 / Das Heft zum Gerz-Denkmal, nur DM 7,-

Das Gute Leben

Nr. 68, Dez. '92 / Das Heft zum Gutmenschentum?, nur DM 7,-

Die Krise als Dauerbeschäftigung

Nr. 69, Juni '93 / Das legendäre Heft zur Wirtschaftspolitik im Saarland, nur DM 7,-

Stadtkörper Saarbrücken

Nr. 70, Dez. '93 / Das Stadtplanungs-Heft – lange vor der Saarbahn, nur DM 7,-

Politische Kultur?

Nr. 71/72, Sept. '94 / Das Heft zur Gegendarstellung, Doppelheft für nur DM 7,-

Melange

Nr. 73, März '95 / Kein Heft zum clash of cultures, nur DM 7,-

Jugend

Nr. 74, Sept. '95 / Das erste Heft der 89er-Generation, nur DM 7,-

Kunst und Chaos im Saarland

Nr. 75, März '96 / Das Heft zum Kunst-Kartell, nur DM 7,-

Internet im Saarland

Nr. 76, Sept. '96 / Das Heft zum Einstieg: Wir waren schon drin, nur DM 7,-

Stadt der Superlative: Völklingen

Nr. 77, Frühjahr '97 / Das zweite Völklingen-Heft – ganz ohne Herrn Z., nur DM 7,-

Bildung: Ballast oder Bereicherung?

Nr. 78, Herbst '97 / Das Heft zur Katastrophe?, nur DM 7,-

Zerbrochene Utopien – Verlorene Illusionen?

Nr. 79/80, Herbst '98 / Das Heft zum Abschied von 68, Doppelheft für DM 18,-

Erinnern, Mahnen, Gedenken

Nr. 81, Sommer '99 / Das Heft zur Wehrmachtsausstellung, DM 14,50

10 von 1000 Jahren

Nr. 82, Winter '99 / Kein Heft zum Millenium DM 14,50

Angebote für Exemplare von Heft Nr. 64 nimmt der Verlag entgegen. Das jeweilige Höchstgebot erhält den Zuschlag. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Preise verstehen sich zuzüglich Porto, bei Abnahme von 3 und mehr Exemplaren erfolgt die Lieferung frei Haus.

Bestellungen bitte an den Pfau-Verlag, Postfach 10 23 14, 66023 Saarbrücken,
Tel. 0681-4163394 / Fax -95 / e-mail: pfau-verlag@t-online.de

Beim Erwerb eines der Restexemplare von Heft Nr. 64 oder bei Bestellung von zwei und mehr Heften erhalten Sie als kleines Geschenk ein Exemplar von Heft Nr. 63: Saarlanditis – das ultimative Saarland-Brevier. Erhältlich sind auch noch Restexemplare der „alten“ Saarbrücker Hefte (Nr. 1–60), die von 1955 bis 1988 erschienen sind. Restlos vergriffen sind die Nummern 1–15, 18, 20, 22, 24, 49 und 51.